erm.
9

P.o.germ. 489 uc

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

S

<36618601720017

<36618601720017

Bayer. Staatsbibliothek

Vorträge

über

eine Auswahl von Göthe's lyrischen Gedichten

gehalten

an der Universität zu Breslau

von

Dr. Karl Ludwig Kannegießer.

Breslau, 1835.
Richtersche Buchhandlung
(Weidenstraße Stadt Paris).

P.o. germ. 489
Bayerische Staatsbibliothek München
143. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

166

Vorerinnerung.

Die Nachsicht und Gunst, mit welcher vor mehr als einem Jahrzehend die Kunstrichter, und zumal der damals noch lebende erste unsrer Kunstrichter wie unsrer Dichter meine Erklärung der Harzreise im Winter *) aufnahmen, veranlaßte mich im Jahre 1824 an der hiesigen Universität Vorträge über eine Auswahl lyrischer Gedichte Göthe's zu halten und in den folgenden Jahren zu wiederholen. Jetzt, nachdem Pudor an der Iphigenia, W. E. Weber in seinen Vorlesungen zur Aesthetik an Tasso und der natürlichen Tochter, Mehrere an Faust und an einzel-

*) Ueber Göthe's Harzreise im Winter als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Einladungsschrift u. s. w. von K. L. Kannegießer. Prenzlau, 1820. Beurtheilt im allgemeinen Repertorium für in- und ausländische Literatur I. 6. 1821, in der neuen kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen I. und II. 1822, und in Göthe's über Kunst und Alterthum III. 2. 1821.

nen kleineren Gedichten, z. B. an einigen seiner Balladen namentlich an der Braut von Korinth, sich versucht haben, und ganz kürzlich von Göschel „Unterhaltungen zur Schilderung Göthe'scher Dicht- und Denkweise" erschienen sind, mag es auch mir erlaubt sein, mein Scherflein zur Erklärung Göthe's mitzutheilen, obwohl ich mir bewußt bin, daß die allgemeine Schwierigkeit für den Erklärer, die Mittelstraße zwischen dem Zuviel und Zuwenig zu halten, bei lyrischen, an Umfang beschränkten, oft durch die besondersten Umstände veranlaßten Gedichten noch bedeutend zunimmt.

„Willst du ein Gedicht erläutern?
Sage Kürzeres im Breitern."

Dieser Spruch, mit der sich eine solche Arbeit beurtheilen läßt, ist doch nicht weniger wahr als spöttisch. Kommt nun der Gedanke hinzu, daß ein großer Theil meiner Leser sich eben so gut oder besser dieses Geschäfts entledigt haben und bei geringerer Breite geistreicher gewesen sein würde, so kann mich selbst Göthe's gütiges Schlußwort über meine Erklärung der Harzreise:

> „Gibt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht grade beschränkt sein soll, alles, was er vorträgt, aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern, daß es uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen" —

selbst dieses, sage ich, obwohl es mir zu Nebenbetrachtungen und Herzensergießungen Erlaubniß gibt, kann mich eigentlich nicht ganz getrost machen. Bei alle dem glaube ich, wie immer meine Arbeit ausfallen möge, nicht etwas Unnützes gethan zu haben. Meine Absicht ist, durch diesen Versuch Andre zu ähnlichen Arbeiten zu veranlassen, und überhaupt zum Lesen, zum Verstehen und Genießen unsrer großen Dichter aufzufordern. Denn, wenn gleich Göthe's lyrische Gedichte häufig, und die Schillerschen wohl noch häufiger gelesen werden, wenn sie gleich im Gedächtniß und im Munde eines großen Theils der Gebildeten unter unsern Landsleuten sind, so möchten sie doch schwerlich ganz verstanden und nach Würden geschätzt werden. Am meisten ist dieß wohl hinsichtlich Klopstocks der Fall. Mit wie großer Achtung auch jeder seinen Namen ausspricht, so ist er doch beinahe vergessen. Denn es trifft wohl auch noch jetzt zu, was Homer singt:

Hören die Sterblichen doch den Gesang vor allen am liebsten,
Welchen der Horchenden Ohr als neuesten nimmer vernommen.

Aber so sollte es nicht sein; wenigstens sollte man dem schlechten Neuen das gute Alte vorziehen. Ein Volk ist um so gebildeter, je mehr es das Schöne, möge es alt oder neu sein, zu schätzen versteht.

Aber nicht bloß durch das gedruckte Wort sollte man zur Bildung des Geschmacks beitragen, auch durch das gesprochene, und demnach auf Schulen und Hochschulen, wie es doch wohl noch zu selten geschieht, nicht bloß die

griechischen und römischen, sondern auch die klassischen vaterländischen Dichter erklären, und zum Vorlesen und zum deklamatorischen Vortrag Anleitung geben. Denn die Poesie will nicht bloß mit dem Geist aufgenommen werden, sondern auch von den Lippen ertönen, und so auf Einbildungskraft und Gefühl zurückwirken.

Breslau im Januar 1835.

Verzeichniss
der erklärten Gedichte.

Vermischte Gedichte.

	Seite
Klaggesang	3
Mahomets Gesang	19
Gesang der Geister über den Wassern	24
Meine Göttinn	29
Harzreise im Winter	34
An Schwager Kronos	47
Wanderers Sturmlied	51
Seefahrt	61
Adler und Taube	66
Prometheus	71
Ganymed	76
Grenzen der Menschheit	78
Das Göttliche	81
Der Wandrer	85

Zueignung und Lieder.

Zueignung	100
Ueber die Lieder von Göthe im Allgemeinen	120
Der neue Amadis	125
Heidenröslein	127
An die Cikade	129
Auf dem See	130
Meeresstille	132
Vom Berge	133
An ein goldnes Herz, das er am Halse trug	135
Herbstgefühl	136
Wonne der Wehmut	137
Wandrers Nachtlied	139
Ein Gleiches	—
Vorklage	140
An die Günstigen	—
Bergschloß	146
Geistesgruß	147
Jägers Abendlied	158

	Seite
An den Mond	161
Einschränkung	164
Hoffnung	165
Sorge	167
Eigenthum	168
An Lina	170
Kophthische Lieder	171
Vanitas, vanitatum vanitas	174
Musen und Grazien in der Mark	177

Epigrammatisch.

Das Sonett	193
Vorschlag zur Güte	195
Stoßseufzer	197
Perfektibilität	—
Totalität	199
Das garstige Gesicht	202
Physiognomische Reisen	204
Diné zu Koblenz	—
Jahrmarkt zu Hünfeld	205
Katechisation	216
Ursprüngliches	217
Den Originalen	218
Den Besten	—
Den Guten	219
Den Zudringlichen	220
Bedingung	—
Vergebliche Müh	—
Egalité	221
Spruch, Widerspruch	222
Lähmung	223
Demut	224
Probatum est	—
Hypochonder	225
Gesellschaft	—
Beispiel	—
Lebensregel	226
Das Beste	—
Meine Wahl	—
Selbstgefühl	—
Sprache	227
Kommt Zeit, kommt Rath	231
Das Räthsel	—

Vermischte Gedichte.

Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte, gib's zu lesen!

Klaggesang

von den edlen Frauen des Asan Aga aus dem Morlackischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen;
Wärens Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
s' ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drinn an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde;
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen."

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.
Aengstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asans Rosse,
Ist dein Bruder Pintorowich kommen."

Und es kehret die Gemahlin Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
Mich verstoßen! Mutter dieser Fünfe!"

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauerscheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit gnug; von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Wittwentrauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoskis Cadi;
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben,
Gib mich keinem Andern mehr zur Frauen,
Daß das Wiedersehen meiner lieben
Armen Kinder mir das Herz nicht breche!“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoskis Cadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
Und läßt durch dieß Blatt dich höflich bitten,
Daß, wenn mich die Suaten herbegleiten,
Du mir einen langen Schleier bringest,
Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
Meine lieben Waisen nicht erblicke.“

Kaum ersah der Cadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstinn Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asans Wohnung nahten,
Sahn die Kinder obenab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
Iß das Abendbrod mit deinen Kindern!“
Traurig hört es die Gemahlin Asans,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
Halten wenig vor der Lieben Thüre,
Daß ich meine Kleinen noch beschenke.“

Und sie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab sie Gaben,
Gab den Kindern goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiseit sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen.“

Wie das hörte die Gemahlinn Asans,
Stürzt' sie bleich den Boden schütternd nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

Daß Göthe dieß Gedicht nicht den Romanzen und Balladen zugesellt hat, da es doch durchaus erzählend ist und nicht lyrisch, obgleich die Ueberschrift, Klaggesang, etwas Lyrisches verspricht, rührt wol daher, daß der Stoff desselben nicht wie bei jenen ein erfundener ist oder zu sein scheint, sondern als reine Thatsache ganz geschichtlich dasteht und daher auch eine weniger kunstvolle Form und des dichterischen Schmuckes so wenig als möglich hat. Das äußerlich Dichterische, oder das Ergreifende, sofern es vom Ausdrucke abhängt, liegt fast einzig in der zu der Düsterheit des Inhalts höchst paßlichen Kürze, die fast an den Charakter der Erzählungen des Dante, z. B. an den Ugolino, erinnert. Der Stoff oder der Inhalt selbst ist so höchst dichterisch troz aller seiner Einfachheit durch

die Charaktere und die daraus herfließenden Handlungen, besonders durch die Eigenthümlichkeit des Benehmens der beiden Hauptpersonen, des Fürsten und der Fürstinn, zumal da diese Handlungsweise, die ungewöhnliche Schroffheit des Einen, und das eben so ungewöhnliche Zartgefühl der Andern, uns einen tiefen Blick in die Brust des Mannes und Weibes überhaupt, d. h. in den Unterschied und das Wesen der männlichen und weiblichen Seele und Empfindungsart thun läßt.

Der Aga oder Kriegsbefehlshaber Asan liegt auf einem Zuge mit seinem Volke, auf einem Kriegszuge, wie aus der Wunde erhellt, aber auf einem Heimzuge, unfern, wie es scheint, von seinem Wohnort, da er von dort aus besucht wird, krank danieder. Die Mutter und die Schwester kommen nämlich zu ihm, aber schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen; schamhaft, denke ich, wegen des Kriegslagers, wegen der rohen Krieger, unter die sie sich mischen muß, wegen der Umgebungen des Mannes, sowol rücksichtlich der Gegenstände als der Personen, die ja eben nur Männer sind. Bei der Mutter ist dieß Gefühl natürlich nicht so peinlich, sie ist durch die längere Gewohnheit schon mehr an den Umgang mit Männern gewöhnt, ja selbst die Schwester findet, zumal in Gesellschaft der Mutter, weniger Anstoß an diesem Besuche. Auch ist das Verhältniß der Mutter zum Sohne und der Schwester zum Bruder, wenn ich mich recht in die weibliche Seele hineindenke, weniger zart und innig als das der Gattinn zum Gatten. Sie säumt noch, d. h. sie möchte wol, ja sie hat vielleicht eine noch stärkere innere Aufforderung oder Sehnsucht, den lange entfernt gewesenen, den nun unfernen und noch dazu kranken Gatten zu sehen, zu trösten, zu heilen. Aber die Scham kämpft mit dem Verlangen oder wenigstens mit dem Pflichtgefühl und hält sie, indem sie gehen will, immer von neuem zurück. Könnte sie ungesehen bei ihm eintreten, mit ihren Kindern an und auf dem Arme und könnte sie zugleich hoffen, ihn allein zu finden, ihm ihre Dienste ohne Zeugen zu leisten, o dann wäre sie der Mutter und Schwester gewiß zuvorgeeilt! — Aber Asan beurtheilt ihr Ausbleiben falsch. Er hält sie für gleichgültig und mitleidlos. Daher am Ende: eurer Mutter Brust ist Eisen worden, fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen. Er wartet lange auf sie; das liegt in den Worten: als nun seine Wunde linder

wurde. Er läßt ihr die Scheidung, die nach Sitte des Volks von dem Gatten abhing, ansagen, seinem treuen Weibe; nicht als hielte der Mann sie für treu, sondern weil sie es wirklich war, nennt sie der Dichter hier so, um damit noch deutlicher anzuzeigen, daß Asan sie selbst beurtheilt habe, daß sie ihrer Pflicht als Gattinn stets eingedenk gewesen sei. Treu steht hier allgemein für gut, wacker, und es ist nicht dabei an diejenige Treue, welche dem Ehebruche entgegensteht, zu denken. — Bei der Anhörung des Gebots von ihrem Manne, sofort dessen Haus zu meiden, steht sie starr und voller Schmerzen, und als sie zugleich das Stampfen von Pferden vernimmt, läuft sie in der Meinung, ihr Gatte folge dem Boten auf den Fuß nach, zu dem Thurm des Hauses, um sich herabzustürzen. Unstreitig thut sie dieß aus Furcht vor den Vorwürfen, die Asan ihr machen werde, und vor der Schande, in Angesicht des Gatten, vielleicht von seinen eigenen Händen aus dem Hause gestoßen zu werden. Wenn die Ansicht des Selbstmordes zwar Tadel verdient, so ist doch die Stärke der Empfindung, die den Tod der Schmach und Entehrung vorzieht, immer etwas nicht Gewöhnliches und eine bedeutende Willenskraft Bezeichnendes. Aber warum erwartet sie ihn nicht lieber mit Fassung und Ruhe, um sich vor ihm zu vertheidigen und so seinen Zorn zu dämpfen? Möglich, daß sie seine Wut kannte, die sich nicht so leicht und am wenigsten in dem ersten Augenblick besänftigen ließ. Doch so schildert ihn uns der Dichter nicht. Sein Auftrag an den Boten in geziemenden und selbst milden Worten abgefaßt: harre mein nicht mehr an meinem Hofe, nicht am Hofe und nicht bei den Meinen — obwohl er sehr bestimmt ist, indem besonders in den letzten Worten bei den Meinen, bei meinen Verwandten, der Sinn liegt, daß er sie nicht mehr vor Augen sehen und nie in Gefahr sein möge, sie wieder irgendwo anzutreffen. Das ist also wohl der Grund nicht, denn die Gattin kennt den Gatten, sie erwartet nur eine kalte Miene, ein verächtliches Vorübergehen an ihr, sie erwartete auch wohl nicht von ihm angehört zu werden, im Fall sie sich vertheidigen wollte. Aber sie will sich auch eben gar nicht vertheidigen, sie kann es fast nicht. Sie muß fürchten, daß der unzartere Mann das Gefühl, das sie abgehalten hat, zu ihm zu kommen, gar nicht verstehn, daß sie dennoch von ihm verkannt, daß er diese Entschuldigung gar nicht gelten lassen

werde. Und die Unmöglichkeit, die Wahrscheinlichkeit, diese neue Kränkung erfahren zu müssen, hält sie zurück. Ja sie dünkt sich, und scheinbar nicht mit Unrecht, erhaben über jede Vertheidigung, sie ist es sich bewußt, in ihrem Innern nichts gegen ihren Mann verbrochen zu haben, sie muß sich selbst das Zeugniß geben, daß sie gekämpft, daß ihr Widerwille gegen den Besuch unter den obwaltenden Umständen unüberwindlich gewesen sei, sie fühlt sich in dem ganzen Adel ihrer Unschuld, und nun soll sie als Geschmähte und Verbannte vor dem Manne stehen, der noch ihr Gatte heißt, der sich aber von ihr lossagt, und von dem sich ihr Innres selbst bei dieser harten Behandlung lossagt. Dieß sind wol die Gedanken (ob tadelhaft oder nicht setzen wir hier noch bei Seite), welche, freilich dunkel und verwirrt, ihre Seele erfüllen und sie zu dem verzweifelten Entschlusse treiben. Aber sie wird von der Ausführung ihres Vorhabens abgehalten und zwar durch ihre Kinder, durch zwei ihrer Töchter, — zwei liebe Töchter, wahrscheinlich sind es die ältesten ihrer Kinder — diese folgen ihr weinend und rufend: Sind nicht unsers Vaters Asans Rosse, Ist dein Bruder Pintorowich kommen! Die Töchter ahnen nämlich die Ursache, warum die Mutter entflieht, ahnen ihren fürchterlichen Entschluß. Diese Vermuthung beweist einmal, daß die Mutter ihnen die Botschaft Asans mitgetheilt und ihnen ihren tiefen heftigen Schmerz darüber nicht verhehlt habe. Sie können also nicht mehr kleine Kinder sein, daher weinen sie auch bittre Thränen. Sehr passend nennen sie den Asan zwar Vater, aber den Pintorowich nicht Oheim, sondern Bruder, weil es hier nicht auf der Kinder, sondern auf der Mutter Verhältniß zu Pintorowich ankommt. — Sie kehrt um und jetzt hören wir den Ausbruch ihres Schmerzes in den wenigen bedeutenden Worten: Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester! Mich verstoßen! Mutter dieser fünfe! In dem Schlusse gibt sich auch das mütterliche Gefühl kund, das wir vorher bei der Untersuchung ihres innern Zustandes nicht in Anschlag gebracht haben, der Stolz, ihrem Gatten fünf Kinder geboren zu haben. Und dennoch, deutet sie an, will er mich verstoßen, obgleich ich ihm so viele Vaterfreuden geschenkt habe, obgleich er weiß, wie sehr ich diese meine Kinder liebe, dennoch thut er mir solch eine Schmach an, dennoch trennt er mich von meinen Kindern, eine Trennung, die mir die bitterste ist. — Der Bruder ant-

wortet auf diesen Ausbruch des Jammers nicht, er fühlt zwar auch die Schande tief, die in der Verstoßung seiner Schwester ihm und der ganzen Familie angethan wird, aber er ist stumm, er ist ein zweiter Bote, er bringt den Scheidebrief — eingehüllet in hochrothe Seide muß auf die morlackische Sitte gehen — und will sie zugleich nach Hause holen, damit sie eine zweite Verbindung eingehen könne. In der Mutter Wohnung, die Mutter ist hier ohne besondere Bedeutung, da der Vater gleich nachher erwähnt wird. Sie muß nun aus dem lieben Hause ihres Gatten scheiden, auch ist ihr alles andre ziemlich gleichgültig. Nur die Kinder! Sie küßt die älteren, die Stirne der Knaben, die Wangen der Mädchen (an eine Sitte ist hier wol nicht zu denken, es ist nur dichterische paßliche Abwechselung), aber von dem Säugling in der Wiege kann sie sich fast nicht trennen. Wie mütterlich, wie der Natur angemessen! Das kleinste Kind, der Säugling — sehr paßlich ist hier das Geschlecht gar nicht bezeichnet, weil darauf hier gar nichts ankommt, sondern nur auf den hülfsbedürftigen Zustand eines kleinen Kindes — ist der Mutter immer am liebsten, vielleicht weil es am hülfslosesten ist, oder vielmehr, weil es ihr am nächsten angehört; er liegt an ihrer Brust, sie nährt ihn, ihr Auge weilt auf ihm, ihr Ohr hört nach jedem von seinen Tönen, er ist gleichsam noch ein Theil von ihr selbst, sie beschäftigt sich stündlich mit ihm und von ihrer Sorge hängt sein Wohl und Wehe ab. So steht die Frau des Asan Aga, und küßt das Kind und blickt es an und kann nicht loskommen. Da macht der rauhere Bruder dem Zögern ein Ende, und so eilen sie zu Pferde davon. Die hohe Wohnung des Vaters, wo sie anlangen, deutet auf das Ansehen, und den Adel desselben. Hier bewirbt sich bald eine Schaar von großen Herrn, von Vornehmen des Landes, um ihre Hand, unstreitig wegen ihrer Schönheit, Tugend und ihrer hohen Abkunft. Kurze Zeit gnug. Zwar nur 7 Tage waren es seit ihrer Scheidung, dennoch eine hinreichende Zeit, um Freier anzulocken. Sie bittet ihren Bruder sie nicht wieder zu vermählen, mit dem Grunde: Daß das Wiedersehen meiner lieben Armen Kinder mir das Herz nicht breche! so daß es fast scheint, als werde und müsse sie bei einer zweiten Vermählung ihre Kinder wiedersehen, als sei Beides nothwendig mit einander verbunden. Aber nicht an Nothwendigkeit ist dabei zu denken, wohl aber an Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit,

da Asan Aga und Imoskis Cadi — Cadi ist die Bezeichnung seiner Würde und soviel als Richter — beide Fürsten waren und daher sich wol gegenseitig besuchten, woraus für die Frau die Verlegenheit entstehen konnte, einen solchen Besuch mit ihrem zweiten Manne zu ihrem geschiedenen mitzumachen! Daher will sie lieber gar nicht heirathen, in der Aeltern Wohnung wie in einem Kloster leben, und, wie groß auch ihre Sehnsucht sei, sich die große Freude aber den noch größern Schmerz des Wiedersehns ihrer Kinder versagen und ersparen! Aber der Bruder verspricht sie dennoch dem vornehmen Bewerber; fest, Imoskis Cadi sie zu trauen. Darin soll nicht liegen, daß es von dem Bruder abgehangen habe, sie zu vermählen oder nicht, dieß war natürlich Sache der Aeltern, sondern es heißt nur, er unterstützte ihre Bitte nicht bei den Aeltern, sie wandte sich an ihn, sie hoffte, daß sie ihn rühren werde, aber vergebens, sein Stolz, vielleicht selbst ein gewisses Rachgefühl gegen den Asan, um diesen durch die schnelle Wiedervermählung der Schwester an einen der Vornehmsten zu kränken, machte ihn kalt gegen das Flehen der betrübten Wittwe. Wittwe (Wittwentrauer) wird sie genannt, obgleich sie nur geschieden ist, in so fern sie ihren Mann verloren hat; der Begriff ist verallgemeinert. Da erhebt sie zum zweitenmal ihre Stimme zu dem Bruder, denn zu diesem scheint sie doch das meiste Zutrauen zu haben, und diese Bitte erfüllt der Bruder. Der Cadi kommt mit dem sämmtlichen Gefolge, den Suaten*), und bringt ihr den langen Schleier, in den sie sich hüllen will, um ihre Kinder nicht zu sehen, wenn der Zug vor Asans Hause vorübergeht. Hieraus ist zugleich klar, daß Asans Haus auf dem Wege, den sie zu machen hatten und zwar hart an der Straße lag. Aber ihre Vorsicht half ihr nichts. Die Kinder sehen aus dem Fenster und erkennen sie ungeachtet ihres Schleiers und rufen und laden sie recht kindlich ein: Komm zu deiner Halle wieder! Iß das Abendbrod mit deinen Kindern! Ach, sie hatte das wol vorausgesehen, oder wenigstens gewünscht, und sich darauf eingerichtet, wie aus dem Folgenden klar ist. Dennoch heißt es: Traurig hört sie es, denn das Wiedersehen ihrer Kinder war ja höchst schmerzhaft für sie. Aber sie

*) Suaten, ein slavonisches Wort, eigentlich Heiratsstifter, dann Gefolge.

kann nicht widerstehen, sie erbittet sich von ihrem Bräutigam die Erlaubniß hinauf zu gehen und die Kleinen zu beschenken. Zu beschenken? Sie hatte sich also Geschenke mitgenommen. Sie wollte unerkannt vorüber und dennoch war es ihr geheimer Wunsch erkannt zu werden — ein höchst rührender Zug der mütterlichen Liebe! Den armen Kindern — weil sie ihrer Muttrr beraubt sind, insbesondere ist der Säugling hülflos, denn keiner kann so ihn warten und pflegen, als es die Mutter thun würde. Für jetzt, für die Gegenwart kann sie für diesen nichts thun, aber für die Zukunft gibt sie ihm auch ein Röckchen. Das Verkleinerungswort ist hier sehr paßlich. Er soll das Röckchen tragen, sobald er den Windeln entwachsen ist, es soll das erste sein, was er trägt, und dieß erste Röckchen eben macht der Mutter, wenn sie es dem Kinde anlegt, so lebhafte Freude. Darum schenkt auch die Wittwe — Braut ihrem Säuglinge ein Röckchen, gewiß mit überwältigendem Schmerze, denn sie wird ihn ja nicht damit bekleidet erblicken, geschweige es ihm selbst anlegen können. Das beiseit sah Vater Asan Aga. In dem beiseit liegt, daß er nicht ferne gewesen sei. Vielleicht saß er im Harme über die entlassene Frau, von der er, seiner Meinung nach, so sehr vernachlässigt und beleidigt war, in einem Winkel der Halle, unbemerkt von der Eintretenden, vielleicht trat er erst während der Austheilung der Geschenke herein. Daß er es nicht bereut, seine Frau verstoßen zu haben, sehen wir aus den Worten, die er jetzt seinen Kindern zuruft, seinen lieben Kindern, denn er ist gar nicht gefühllos, er liebt seine Kinder, darum nennt ihn auch der Dichter Vater Asan Aga, er ist nicht gefühllos, er hat vielleicht auch seine Gemahlin zärtlich geliebt, und hat wol selbst eine Anwandelung von Reue. Darauf scheint das gar traurig sich zu beziehen. Aber er ist zu stolz, um dieser Reue Raum zu geben, auch war es fast zu spät, um sich mit ihr zu versöhnen, um sie liebevoll zu sich zurück zu rufen, oder wenigstens hält er es zu spät, wenn sie auch unstreitig gerne auf ein mildes Wort zu ihm und zu ihren Kindern zurückgekehrt wäre. Darum verhärtet er sich und spricht, gleichsam um sich vor sich selbst zu entschuldigen die grausamen und unwahren Worte, die aber um so tiefer ergreifen, wenn man bedenkt, daß sie nicht bloß das Herz der Frau, sondern sein eignes, er mag sie nun mit oder ohne Ueberzeugung aussprechen, aufs schrecklichste zerfleischen müssen. Er

ruft die Kinder — die er die lieben armen Kleinen nennt — von ihr ab zu sich: eurer Mutter Brust ist Eisen worden, fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen. Obgleich eure Mutter euch beschenkt, so hat sie doch eigentlich kein mütterliches Gefühl für euch, denn wie sollte sie es haben, da sie sich um mich, den Verwundeten, Kranken, nicht im geringsten bekümmerte, sie ist eine Heuchlerin mit ihrem scheinbaren Mitleid gegen euch! Wahrscheinlich hoffte er von diesem Worte eine ganz andre, eine günstige Wirkung, daß sie nämlich ihn um Verzeihung bitten, wenigstens sich zu ihm wenden, ihn ansehen, mit ihm sprechen werde. Aber weit gefehlt! Seiu Wort durchzuckt sie wie ein Blitz, — sie heißt hier mit Nachdruck die Gemahlin Asans, — und da sie zugleich ihre Kinder sich von ihr abwenden sieht — sehr beweglich, gar traurig mußte also der Vater gesprochen haben, daß die Kinder die Mutter, die sie gewiß liebten, ja von der sie eben beschenkt waren, verließen, — so preßt ihr dieser Anblick, einen schrecklicheren konnte es nicht für sie geben, das Herz mit tödtlichem Krampfe zusammen und mit ihrem Niedersinken sind auch die Bande ihres Lebens gelöst, oder mit dem trefflichen Ausdrucke: ihre Seel' entfloh dem bangen Busen. Uebrigens wird der Ausdruck hier auch noch dadurch dichterisch, das heißt hier nur ungewöhnlich, daß er mit prosaischem Auge angesehen, oder die Worte streng genommen, wie sie dastehn, etwas Unwahrscheinliches enthält. Sie stürzt bei des Rede des Asan nieder und dann sieht sie, erst als sie daliegt, ihre Kinder vor sich fliehen und dieß gibt ihr den Tod. Aber das und drückt hier nicht die Folge aus, sondern kann eben so gut das Gleichzeitige der beiden Ereignisse bezeichnen. Es hätte leicht heißen können: Wie das hörte die Gemahlin Asan's, Und sie ihre Kinder vor sich fliehn sah, Stürzt sie gleich den Boden schütternd nieder, Und die Seel' entfloh dem bangen Busen. Aber wozu diese Aengstlichkeit in der Darstellung, zumal da wir dadurch das Ergreifende — als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah — als Schluß gewinnen. Schütternd malt das Augenblickliche, Heftige des Falls, sie wird nicht ohnmächtig, sie sinkt nicht allmählig und sanft nieder, sie stürzt nieder, daß der Sturz den Boden schüttert. Für erschütternd ist das einfache unzusammengesetzte Wort schütternd kräftiger.

Die Einfachheit und Kürze der Darstellung, die bisweilen zur Wortkargheit und Dunkelheit wird — letzteres wenigstens für den

nur mit= aber ungern vor= oder nachdenkenden Leser — habe ich schon erwähnt. Doch möchte ich noch auf den Anfang aufmerksam machen, auf diese Fragen, welche uns sogleich in das Oertliche versetzen, auf welche dann die Antwort — 's ist der Glanz der Zelten Asan Aga, das Leben der Morlacken vor Augen führt, indem wir dabei an ein Nomadenvolk oder an den Krieg erinnert werden. Für den Krieg entscheidet sogleich aber die Wunde. Die Morlacken oder Morlachen, ein dalmatisches Volk, nach Steins Geographie bedeutet der Name Strandbewohner, theilen sich in die kriegerischen und in die friedlicheren. Hier haben wir die ersteren, von denen das Konversationslexikon sagt, daß sie geschworne Feinde der Türken sind, sich zur griechischen Religion bekennen, und daß ihnen Unbeugsamkeit, Uebermuth, Kühnheit, und Raubgier zugeschrieben wird, Charakterzüge, von welchen besonders der erste auf die beiden Hauptpersonen dieses Gedichts paßt. — Ferner ist auch das Alterthümliche der Sprache zu bemerken, dessen sich der Dichter mit Glück an einigen Stellen bedient. Daß der Name Asan in der sechsten Zeile vom Anfang nicht gebogen (deklinirt) ist, da doch nachher immer Asans vorkommt, könnte auffallen. Aber wie sollte hier gesagt werden, da der Name der Würde — Aga — nachfolgt. Asans fordert des Aga nach sich. Allerdings konnte es heißen grammatisch richtig Aga Asans. Aber die Umkehrung ist das Gewöhnlichere und wird vom Dichter vorgezogen. Alterthümlicher oder veralteter, aber, falls er keine Dunkelheit hervorbringt, mit Recht wieder zu erneuernder Gebrauch ist die Weglassung des Fürworts sie, eine Zeile vorher; wären weggeflogen, so wie das n in der Mehrheit Zelten statt Zelte, wie späterhin Frauen statt Frau, ebenfalls die Weglassung des es bei „Sind nicht unsers Vaters Asans Rosse, Ist dein Bruder Pintorowich kommen (alt für gekommen, wie gegen den Schluß worden für geworden) und noch an mehreren Stellen, obgleich dieß auch anders zu erklären ist, nämlich als Nachsetzung des Subjekt, Aussageworts, hinter das Zeitwort. Schön ist aber diese Freiheit, (die in den alten Sprachen durchaus erlaubt ist,) weil der Sinn so sehr gewinnt, wenn das Zeitwort den Nachdruck hat, wie in den Zeilen: Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche und Reißt sie los der ungestüme Bruder, Hebt sie auf das muntre Roß behende. Es wird indeß ein mäßiger

Gebrauch von dieser Freiheit gemacht und nur gleichsam zur Würze oder vielmehr im nöthigen oder paßlichen Falle. Denn nach den zuletzt angeführten Zeilen folgt in gewöhnlicher Ordnung: **Und** so eilt er u. s. w. denn nach so ist die Folge des Subjekts nach dem Verbum Gesetz. Hinter kurze Zeit gnug findet die entgegengesetzte Ungewöhnlichkeit der Wortordnung statt, daß das Subjekt unsre Frau dem Zeitwort begehrt wurde vorangeht, da es nach den voraufgehenden Worten von viel großen Herren umgekehrt sein oder bei der Verbindung des Zeitworts mit einem Hülfswort das Hülfswort dem Subjekte vorgesetzt werden mußte: wurde unsre Frau begehrt. Aber auch hier hat die Wichtigkeit des Worts unsre Frau, das sogar wiederholt wird, für diese Anordnung entschieden. — Bei Imoskis Cadi ist zu bemerken, daß der Name der Würde Cadi, wie im Anfang Aga in Asan Aga behandelt ist durch Weglassung des Artikels, obgleich nachher auch der Artikel gesetzt ist — Kaum ersah der Cadi dieses Schreiben, unstreitig weil hier der Eigenname fehlt, der die Weglassung entschuldigt. — Wittib alterthümliche Farbe. — Glücklich kamen sie zur Fürstinn Hause. Zur ist hier sehr ungewöhnlich, weil diese Zusammenziehung aus zu der nur gebraucht wird, wenn der der dritte Fall ist, hier ist es der zweite. — Oben ab für von oben, wie bergab, nicht gewöhnlich, aber richtig gebildet. — Zu der Suaten Fürsten — Fürsten ist die Einheit, für: zu dem Fürsten, zum Imoskis, wie aus dem Folgenden, besonders aus dem Singular laß hervorgeht. — Wenig für ein wenig. — Und dem Säugling hülflos in der Wiege, Gab sie u. s. w. Die Nichtbeugung des Adjektivs, wenn es dem Substantiv nachgesetzt wird, wie hier hülflos, kann man den Dichtern und allenfalls den Prosaisten auch erlauben, wenn sie keinen Doppelsinn erregt. Eigentlich ist sie sprachmäßig falsch und das undeklinirte Adjektiv bezieht sich auf das Subjekt.

Von der Betrachtung des Einzelnen kehren wir noch einmal auf das Ganze zurück, denn das Verständniß eben des Ganzen ist es ja, wozu die Erklärung des Einzelnen nur als Mittel dienen soll. Was ich im Anfange angedeutet habe, daß das Eigenthümliche der Charaktere und der daraus herfließenden Handlungen das Dichterische in dieser Erzählung ausmache, nehme ich zwar nicht zurück, aber es scheint mir dieß noch nicht genügend und erschöpfend zu

sein; so wenig wie das Rührende, das in einzelnen Ausdrücken und Stellen und im Ganzen liegt, das Gedicht so vollkommen macht, wie es ist. Etwas weiter möchte das auch schon Angedeutete führen, daß es uns einen tiefen Blick in die menschliche Brust thun läßt. Das Poetische ist hier vielmehr das Belehrende, das freilich unter der Hülle liegt, aber desto tiefer wirkt, wenn man es entdeckt, oder auch das Tragische. Denn diese Erzählung ist nicht blos traurig und rührend, sie ist ganz tragisch — wenn auch zu einer Tragödie schwerlich zu gebrauchen — d. h. nach Erklärung des alten Kunstrichters Aristoteles, sie erregt Mitleid und Schrecken, eine Erklärung, die sich trefflich auslegen läßt, nämlich sie erinnert an die sittliche Schwäche des Menschen, an die Fehler, die sich oft mit seinen Tugenden so mischen, daß man die ersteren leicht übersieht, oder, durch den Schimmer der letzteren geblendet, sie gar nicht anerkennen will. So könnte dem lebhaften Jünglingsinne die Frischheit und Lebendigkeit der Empfindung, die Kraft und Beharrlichkeit des Willens bei dem Asan und seiner Gattinn mehr als billig gefallen. War es dem Fürsten zu verdenken, möchte man fragen, daß er seine Frau für gefühllos hielt, da sie nicht zu ihm kam, während Mutter und Schwester ihn besuchten? War es nicht vielmehr ein Adel der Empfindung und Gesinnung, und brachte er sich nicht selbst ein schweres Opfer, wenn er diese früher gewiß sehr geliebte Frau von sich entfernte, weil er lieber gar nicht mit ihr mehr verbunden sein wollte, als nachdem ihr Herz gegen ihn erkaltet war? Wollte er nicht mit dem schneidenden Ausruf sie strafen, prüfen, und sich mit ihr aussöhnen? War er nicht der Bedauernswürdige, der Unglückliche? — Wer möchte ferner mit ihr rechten? Sie hatte nach ihrem Gefühle gehandelt, ihre Handlung hatte freilich einen bösen Schein gehabt, aber sie war sich ihrer Unschuld bewußt, sie wollte sich wol nicht vertheidigen im Stolze dieser Unschuld, aber sie hatte auch nicht einmal Gelegenheit dazu, da sie eher den Scheidebrief erhielt und abgeholt wurde, als ihr Gatte zurückkam. Zuletzt aber tödtete sie das Wort des Agan, noch ehe sie ein Wort hervorbringen konnte, auch wenn sie es Willens gewesen wäre. War sie nicht ebenfalls die Bedauernswürdige, die Unglückliche? — Hüten wir uns von Unglück zu sprechen, wo Schuld obwaltet. Wie ich auch das schamhafte Gefühl der Gattin und ihren Widerwillen in das Lager zu ihrem Gatten zu gehen, zu erklä-

ren gesucht habe, ein überzartes war es doch, und die Auslegung, welche es leider wirklich fand, mußte sie selbst ahnen, und wenn sie diese Scham nicht überwinden konnte, ihren Mann durch andre Mittel, etwa durch einen Boten von ihrer unwandelbaren Liebe und Anhänglichkeit um so eilfertiger zu überzeugen suchen. Daß sie dieß nicht that, war höchst tadelhaft und auch damit nicht zu entschuldigen, daß sie immer noch säumte, das heißt, im Begriff war, noch selbst zu gehen. Durch diese Versäumniß legte sie den Grund zu dem ganzen folgenden Ereigniß, und wenn sie eben so zartsittlich als zartanständig dachte, so mußte ihr dieß wenigstens späterhin einfallen, sie mußte sich als schuldig anklagen und eben deßhalb nun alle Scham überwinden und ihren Gatten über die Zweideutigkeit ihrer Benehmens aufzuklären suchen, aber sie that es nicht, wir hören nicht, daß sie einen Versuch dazu machte, und so erscheint sie im Fortschritt der Handlung nur noch schuldiger; die mütterliche Liebe gegen ihre Kinder muß uns ihre tadelhafte Seite nicht verschleiern; sie ist entweder ohne feines sittliches Gefühl, ohne Bewußtsein dessen, worin sie gefehlt hat, oder, was noch schlimmer wäre, sie ist störrischen Sinnes, sie will ihren Mißgriff nicht anerkennen, sie will nicht gut machen, was sie übel gemacht hat. Die zärtliche Mutter ist eine unzarte, reuelose, unnachgiebige Gattinn. — Auf diese Weise möchte der Zweifel des Mannes an ihrer Zärtlichkeit, während er krank danieder lag, Entschuldigung zu verdienen scheinen. Wollten wir aber auch diesen Zweifel ihm so übel nicht nehmen, so ist doch die Eilfertigkeit, womit er die Scheidung beschließt, das Zeichen der größten Leidenschaftlichkeit. Die Gattinn hatte gefehlt, er durfte sich als Gatte über diese Vernachlässigung betrüben, aber er mußte, wenn sie bis dahin sich ergeben und zärtlich gegen ihn gezeigt hatte, nicht nach einer plötzlich aufgefaßten Meinung, nicht so gewaltsam, und herrisch verfahren, wenn er gleich seinen harten Beschluß, wie oben gezeigt, ziemlicht sanft ausdrückt. Dieser gelinde Ausdruck gibt uns aber noch einen andern Aufschluß über seine innersten Regungen. Er hatte sich nämlich in dem Zweifel an die Unzärtlichkeit seiner Frau befestigt und verhärtet, denn er hatte lange auf sie gewartet. Die Zeit hatte sein Vorhaben gereift, es kam ihm kein Gedanke mehr bei, daß ihr Ausbleiben zu entschuldigen sei, sein erster Zorn war zum kalten Grimme geworden, daher lodert in seinen Worten kein Feuer mehr, und was das

Ansehen der Sanftheit hat, möchte eher die Sprache der Kälte und Geringschätzung sein. Noch tadelhafter ist aber das letzte Wort, welches er zu ihr spricht, und entweder höchst übel gewählt, wenn er damit ihre Zärtlichkeit wieder erwecken, oder empörend, wenn er sich damit rächen wollte. Gehen wir den Mittelweg! Wahrscheinlich war es weder Hoffnung noch Rache, sondern die einmal vorgefaßte Meinung, der Gram, den er um sie trug, der Schmerz, als er die mütterlichmitleidig sahe, welche so wenig ehelich an ihm gehandelt hatte, als er seine verstoßene Frau nach sieben Tagen schon wieder als die Braut eines andern Mannes erblickte — für ihn ein Zeichen ihrer wenigen Trauer um ihn, ihres Leichtsinnes — das war es wol, was ihn zu diesen harten Worten hinriß. Aber hart war es immer und grausam, die Kinder von der Mutter im Augenblicke des mütterlichsten Wehes, der Trennung, wo ihr das Herz so schon beinahe brach, abwendig zu machen. — Nicht also ein Unglück war es, wie wenn ein fallender Dachziegel einen Menschen erschlägt, Schuld war es, welche dieses trauervolle Ereigniß herbeiführte, Schuld von beiden Seiten, und zwar, welches ebenfalls so lehrreich ist, Schuld in zunehmender Stufenfolge, wie denn bei unverwahrten Gemüthern ein Fehler immer den andern und zwar einen größeren zu erzeugen pflegt. Das Mädchen, das die Frucht der Verführung unter ihrem Herzen trägt, verheimlicht zuerst aus falschem Ehrgefühl ihren Zustand, und das Gelingen der Verheimlichung reißt sie zum Morde des unglücklichen Geschöpfs hin, wenn sie es kaum geboren hat. So war die Schuld der Fürstinn, die sie durch ihre zarte Scheu beging, geringfügig und erfolglos, wenn der Mann nicht zu argwöhnisch war, oder, statt leidenschaftlich zu handeln, mit kühlem Verstande über die Sache nachdachte. Die Schuld des Asan, sein Weib zu verstoßen, war größer, aber es war ihr möglich, die Verstoßung abzuwenden, wenn sie, statt nur die Kränkung zu fühlen, die Gründe ihres Mannes zu dieser That sich zu enträthseln suchte, und nach der Einsicht ihres ersten Fehlers, ihren Bruder Pintorowich zu Asan schickte, und den Gatten um Verzeihung bitten ließ, oder, wie schon gesagt, späterhin ihm Erklärung gab. So kam es denn endlich zu der größten Stufe der Schuld, daß Asan durch seine harte Reden, seine Gattinn tödtete. — Spähen wir aber, wie diese beiden Eheleute zu dieser gegenseitigen Schuld kamen, so dringt sich uns die Bemerkung auf, eine

gewiß ebenfalls sehr zu belehrende und zu beherzigende, daß ihre Ehe nicht die beste war. Sie liebten sich nicht wahrhaft, wie hätten sie sonst so starr, bei dieser Veranlassung zum Zwist, einander gegenüber stehen können! Sie war wol von jeher etwas unzärtlich gegen ihren Gatten, und fühlte sich nur glücklich in ihren Kindern. Dieß leuchtet auch aus den Worten hervor, mit denen sie sich bei ihrem Bruder beklagt: Mich verstoßen! Mutter dieser Fünfe! Sie beruft sich nicht auf ihre Liebe zu ihm. Sie ist aber darauf stolz, daß sie ihm fünf Kinder geboren hat, und erwartete deßwegen Schonung und mildere Behandlung. Er hatte dagegen vielleicht durch seinen Jähzorn und Argwohn die Herzlichkeit und Anhänglichkeit seiner Frau verscherzt; beide hatten so sich von einander abgewandt, beide waren nicht milden Herzens genug, um sich zu prüfen und das Verhältniß zu bessern, was beider Eheleute gleichmäßige Pflicht ist, was aber der Frau wol am meisten gelingt, da die weibliche Sanftmuth nicht leicht einen Mann ungerührt läßt; beide waren stolz und unbeugsam. Und so mußte bei einer bedeutenden Veranlassung der Funke zur verderblichen Flamme sich entzünden. — Darum wollen wir nicht der Rührung zu viel Raum geben, am wenigsten aber entschuldigen, auch die zärtliche Mutter nicht, sondern vielmehr mit Mitleid zwar, aber auch mit Schauder erkennen, welch entsetzliches Unglück die Leidenschaft anrichtet, oder, mit Schiller zu reden, wie die Schuld der Uebel größtes ist, und wie insbesondere kleine Wolken im ehelichen Leben das schrecklichste Ungewitter herauf führen können, wie sich das Herz zum Herzen finden muß, wenn das eheliche Band ein beglückendes sein soll. Diese Belehrungen hat uns der Dichter durch seine Erzählung und besonders durch die Empfindung gegeben, in welche uns der Schluß versetzt. Mit dem Tode der Frau bricht er ab. Aber wessen Einbildungskraft kann hier stille stehen? Wer malt sich hier nicht die Gruppe aus, wie Asan mit seinen Kindern, der Bruder, der Gatte, die Suaten, die Halle füllen und diese in stummer Verzweiflung dastehen, während die andern seufzen und laut wehklagen! Ach, und all dieß Schreckliche konnte vermieden werden, wenn die Herzen weicher waren!

Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken,
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingsfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,

Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen!
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche; Bruder,
Nimm die Brüder von der Eb'ne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle!
Und nun schwillt er
Herrlicher, ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Wenn man den Titel dieses Gedichts übersieht, so kann man es für nichts anders halten, als für die Beschreibung eines Stromes, von seinem Ursprung bis zum Erguß in's Meer, und es wird nicht unpaßlich sein, es zuerst als ein solches beschreibendes Gedicht zu überblicken. In dem ersten Abschnitt wird die Empfängniß des Quells geschildert, er ist ein Felsenquell, er kommt aus dem steinernen Schoße eines hohen Bergs, über Wolken, denn nur auf hohen Bergen hat man Wolken unter sich, deßwegen ist sein Ge-

wässer hell und klar, und er wird mit einem Stern verglichen. Das Bild ist nicht selten, daher etwas ungewöhnlicher Sternenblick, aber auch lebendiger, weil in dieser Zusammensetzung ein neuer Vergleich liegt, wonach der Stern als ein Auge betrachtet und ihm ein Blick beigelegt wird. Aber ehe er sich zeigt, ehe er eigentlich geboren wird, nehmen sich die Berggeister freundlich seiner an und kräftigen ihn durch einstweilige Umherleitung zwischen Klippen im Gebüsch. Im zweiten folgt seine eigentliche Geburt, oder sein Hervorgang aus der Dunkelheit seiner ersten Tage. Jünglingfrisch, obgleich er noch klein ist, tanzt der Quell — als Ausdruck der Lebendigkeit und Fröhlichkeit, aus der Höhe hernieder auf Marmorfelsen, auf glatte, reinliche Stufen des Berges, und die Schnelligkeit seines Schwunges führt ihn bisweilen wieder eine Anhöhe hinan, er jauchzet wieder nach dem Himmel. Im dritten Absatz wird er wie ein spielender Knabe vorgestellt, aber doch zugleich als der Gebieter der Gespielen, die er mit sich fortreißt, indem sie sich mit ihm vereinigen. Im vierten sehn wir ihn tiefer, im Gebirgsthale, und hier wird er schon zum Wohlthäter, indem er Kräuter und Blumen hervorruft. Aber er ist kein Kind, kein Knabe mehr, er verschmäht die Schmeicheleien der Blumen und, sich krümmend und windend, wo er Hindernisse findet, eilt er zur Ebne. Hier findet seine gereifte Kraft Spielraum zur vollen Thätigkeit. Durch die Vereinigung mit den kleineren Bächen ist er schon stattlich geworden, er ist schon der größte und herrlichste unter seines Gleichen, darum wählt auch alles ihn zum Führer, drängt sich zu ihm, findet in ihm nur seine Erhaltung und fleht ihn um Aufnahme an. Die Unbedeutenheit und Furcht der Kleinen, ohne den Schutz des Gewaltigen unterzugehen, ist mit eindringlicher Ausführlichkeit gemalt. Und er ist großmüthig, er nimmt sie alle auf, aber er gewinnt selbst dadurch, er schafft Leben, wohin er kommt, sein Ruhm wächst unaufhaltsam — köstliche Schilderung in den beiden vorletzten Absätzen — aber er blickt nicht hinter sich, er eilt nur weiter, denn ihn verlangt nach seinem Vater, dem Ocean, mit dem er sich und seine Begleiter freudig vereinigt. — Im Einzelnen wäre noch zu bemerken die schöne Zusammensetzung schlangenwandelnd für das gewöhnlichere sich schlängelnd, in welchem letzteren das Sinnliche schon nicht mehr beachtet wird; ferner seine Sehnenden, die, welche sich nach ihm sehnen; im rollenden

Triumphe, dem Triumph wird die Art der Bewegung des Flusses als Eigenschaft beigelegt; gibt er Ländern Namen, z. B. Indien, und besonders Städten; der Thürme Flammengipfel, weil die Sonne sie zuerst und zuletzt bescheint. Zedernhäuser von den Schiffen, Zedern stehen überhaupt für Bäume, welche Schiffsholz geben, aber dieser Baum hat biblische Heiligkeit; der Atlas; der Strom wird hier mit einem Berge verglichen; seine Kinder, die Schiffer, die ihm ihren Unterhalt, ja gewissermaßen ihr Daseyn verdanken, in sofern ohne die Fruchtbarkeit und die Thätigkeit, welche die Flüsse verbreiten, die Bevölkerung nicht so groß seyn würde.

Zu bemerken ist nun bei dieser Beschreibung, daß in ihr die Vergleichung mit dem Leben eines ausgezeichneten Menschen vorwaltet, obgleich die Vergleichung nie durch ein wie oder andre dergleichen Wörter ausgedrückt ist, sondern er wird geradehin ein Fürst genannt, von seinem Führertritt, von seinen Knieen, seinem Haupte gesprochen; die übrigen Quellen und Flüsse werden seine Brüder, der Ocean sein Vater genannt, oder die Vergleichung in ein Eigenschaftswort, jünglingfrisch, gelegt. Diese Vergleichung ist an und für sich ein Schmuck der Beschreibung. Aber sehen wir nun die Ueberschrift an, so entdeckt sich uns, daß die Sache sich grade umgekehrt verhält. Ein ausgezeichneter, kräftiger Mensch soll geschildert werden, dazu bedient sich der Dichter der Beschreibung eines Flusses; um aber seine Absicht anzudeuten, wählt er grade die Vergleichung mit dem eigentlich zu schildernden Gegenstande, dem Menschen. Bild und Gegenbild ist verwechselt. Aber in diesem Verfahren, als etwas Ungewöhnlichem und daher das Nachdenken und die Einbildungskraft Reizendem liegt wieder das Dichterische. Gewöhnlich dichterisch, würde es heißen: Wie ein Strom ist der Geist eines gewaltigen Mannes.

Durchblicken wir nun noch einmal das Gedicht, das uns jetzt in einem mehr dichterischen Lichte erscheint und prüfen wir es sofern wir darin die Schilderung des Mannes unter der Hülle des Flusses erkennen. In der ersten Strophe liegt alsdann das Glück, von der Natur bei der Geburt mit einem gesunden Körper und mit guten geistigen Anlagen versehen und wohl auferzogen zu sein, sowie in den nächsten die glückliche Kinderzeit, wo sich in dem lebhaften Knaben schon der thätige Mann ankündigt, der als Jüng-

ling nicht von Genüssen sich in seiner Bildung, in seinem Streben nach einem fernen schönen Ziele hemmen läßt. In dem mittlern längern Abschnitte wird dann die ausgezeichnete Geisteskraft, sowie in dem folgenden der Edelmuth, die Biederkeit und sittliche Erhabenheit beschrieben. Alles schließt sich an den Mann von ungewöhnlicher Geisteskraft an, findet durch ihn nur Leben und Heil, so wird er zur Höhe emporgetragen, er gebietet, sein Name ertönt durch die Welt, aber er ist ein Beglücker der Menschheit, er baut auf, er schafft, er wird immer gewaltiger und glänzender, aber er strebt immer vorwärts, all sein irdisches Thun ist ihm dennoch klein und geringfügig, obwol er sich des gestifteten Guten freut. Sein Lauf geht zum Vater, er ist überzeugt, daß das höchste Glück jenseits liegt. Voll innerer tiefer Freude kommt er dort an, und mit sich bringt er alle die, welche seinem edlen Beispiel folgten, sie sind gleichsam seine Kinder, und Gott selbst empfängt die Frommen gleichsam mit Sehnsucht. Vielleicht bin ich in dieser letzten Anwendung schon zu weit gegangen; insbesondre aber muß man sich hüten, bei der Vergleichung alles Einzelne des Bildes im Gegenbilde wiederfinden zu wollen. Das Bild hat bei der Ausführung den Vorzug, und wenn nur im Ganzen hiedurch auf den verglichenen Gegenstand ein helleres Licht geworfen wird, so ist der Zweck erreicht. —

Nach meiner Auslegung bezöge sich die Allegorie also nicht bloß auf den großen Geist, sondern auch auf den Adel der Gesinnung, und dann möchten sich in der Wirklichkeit nicht eben viele finden, die wir dem allgemeinen Begriff unterschieben könnten. Auch den Mahomet nicht. Indeß soll es ja auch keine Schilderung desselben sein. Der Titel heißt Mahomets Gesang, d. h. der Gesang, welchen Mahomet sang. So wäre es denn eine Allegorie, die der Dichter dem Mahomet in den Mund oder in die Seele legt. So dachte sich Mahomet sich selbst, so zeichnete er sich als Jüngling sein Leben vor. Wenn ihm Schwächen und Leidenschaften vorgeworfen werden, so mögen wir theils bedenken, daß diese von seinen Tugenden und edlen Handlungen wahrscheinlich überwogen wurden, daß sein Zweck ein heilbringender war, theils daß doch auch wirklich in diesem Gedicht mehr die Kraft und die Thätigkeit, das unablässige und heilbringende Schaffen als der innre Adel der Gesinnung geschildert werden, ohne den vielleicht jene ersten Eigenschaften be-

stehen können, und der deßhalb auch mehr von dem Dichter angedeutet und nur in den letzten Zeilen etwas deutlicher bezeichnet wird. Dieß Gedicht kann nur von glühenden Jünglingsseelen ganz gefühlt werden, denn es ist selbst Glut, und das Sylbenmaaß paßt dazu ganz vortrefflich. Nachträglich bemerke ich, daß Göthe im dritten Theil seines Lebens über dieses Gedicht uns Aufschluß gibt. Er wollte nämlich den Mahomet zum Helden eines Trauerspiels machen, um darin den Gedanken darzustellen, daß der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte, aber bei dem Zusammentreffen mit der rohen Welt seinen hohen Vorzügen vergebe und das Himmlische, Ewige so zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen werde. Er theilt den Entwurf mit; zur Ausführung kam es aber leider nicht; nur einige einzuschaltende Gesänge dichtete er, und von diesen ist Mahomets Gesang allein noch übrig.

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kömmt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Dieß Gedicht verdankt seinen Platz hinter dem vorigen vielleicht der Aehnlichkeit, die es mit jenem hat, denn auch in der Stellung dieser vermischten Gedichte scheint mir, wenigstens bisweilen, Absichtlichkeit zu herrschen. Aber die Aehnlichkeit ist doch nicht viel größer, als die Unähnlichkeit. Es ist allegorisch, wie jenes, das Bild ist auch das Wasser, wenigstens zuerst und größtentheils, aber das Gedicht besteht gleichsam aus zwei Theilen, von denen der eine die vier ersten Absätze, der zweite nur den vorletzten und die beiden Schlußzeilen einnimmt, aus zwei Vergleichungen, des Wassers mit der Seele, des Windes mit dem Schicksal des Menschen; ferner ist die Vergleichung nicht geradezu hingestellt, ob sie gleich nachher frei und ohne ausgesprochne Rücksicht auf den verglichenen Gegenstand ausgeführt wird, sondern das Thema ist gleich vorne angegeben, wenigstens des ersten Theils, und das des zweiten folgt nach. Der Grund dieser verschiedenen Behandlung darf wol nicht in dem Bestreben des Dichters gesucht werden, die Gleichartigkeit zu vermeiden mit dem vorigen Stücke, sondern in dem Stoffe selbst. Mahomet singt in Begeisterung, in Jünglingsmuthe, er meint sich mit diesem bergabrauschenden Krystallquell, er singt sich und keinem an=

dern, wie natürlich ist es, daß er die Erklärung verschweigt! Hier singt ein Chor, und zwar ein Chor von jenen sanften ruhigen Bewohnern der Meeres- oder Flußtiefen. Sie sind hervorgetaucht aus den Gewässern, sie singen mit lieblicher aber klarer Stimme, daß ihre Töne in das Ohr der Schiffer dringen, oder daß es der Wanderer am Gestade vernehme. Daher müssen sie ihre Zuhörer gleich mit den ersten Worten aufmerksam machen: des Menschen Seele Gleicht dem Wasser. In dem Folgenden ist nun, wenn wir es wörtlich vom Wasser verstehen, wenig der Erklärung Bedürfendes, denn die ersten Zeilen beziehen sich auf den ewigen Kreislauf, indem das Wasser als Dunst aufsteigt und, in Wolken gesammelt, als Regen wieder herunter fällt. Verschleiernd — der Strom des Flusses wird mit einem Schleier verglichen, theils wegen der Durchsichtigkeit des Wassers, theils wegen der schwebenden, hangenden Lage der von einer Höhe herabwallenden Wolkenwellen. Er verschleiert aber den Berg bei'm Wallen und noch mehr bei'm Herunterstäuben. Auch der Ausdruck: Und in dem glatten See Weiden ihr Antlitz Alle Gestirne ist zu schön, als daß ich nicht darauf hindeuten sollte. Wer in einer mondhellen Sommernacht, etwa bei einer Wasserfahrt, den gestirnten Himmel im Spiegel unter sich gesehen hat, wenn die flüssige Ebene ruhig und bewegungslos ist, und die Sterne noch glänzender aus ihr hervorschimmern, so daß sie gleichsam selbst ihr Gefallen daran haben müssen, der wird ihn verstehen, zumal wenn, wie Jean Paul irgendwo sagt: auch der dritte Himmel, der in der Brust nicht fehlt. — Aber die Anwendung auf die menschliche Seele? Vom Himmel kommt sie, denn sie ist ein Theil des göttlichen Geistes, und wenn ein Dichter den andern bestätigen darf, so hat Göthe den Dante für sich im 16ten Gesange des Fegfeuers:

> Aus dessen Hand kommt, der vor ihrem Werden
> Sie zärtlich liebt, gleich einem Mägdelein,
> Das lacht und weint mit kindischen Geberden,
> Die kleine Seel', unwissend noch und rein,
> Und nur, vom güt'gen Schöpfer angetrieben,
> Dem folgt, was sie ergetzen kann und freun.

Zum Himmel steigt auch die Seele — nach dem Tode zur Unsterblichkeit. Aber die folgenden Zeilen, und wieder nieder u. s. w., möchten, buchstäblich bezogen, an die Seelenwanderung des Pythagoras

erinnern, wonach die Seele des Gestorbenen in einen andern Leib, sei es auch nur eines Thiers, letzteres zur Strafe, überging. Aber eine so wörtliche Beziehung, wie schon bei dem vorigen Gedicht erwähnt ist, leidet die Allegorie nicht, sondern es ist hier bloß an die ewige Verjüngung des Menschengeschlechts zu denken. Eine eben so allgemeine Deutung verlangen die folgenden drei Absätze. In den beiden ersten ist mehr die Jugendzeit, das Knaben- und Jünglingsalter, in dem dritten das männliche bezeichnet. Wir müssen uns in dem nächstfolgenden an den reinen Strahl, an das liebliche Stäuben und das leisrauschende Wallen vorzüglich halten; das Uebrige dient zur Ausmalung des Gewässers. Der reine Strahl deutet die heitere, gleichmüthige Seele des Menschen an, die in sich selbst keine Unruhe, kein Hinderniß findet, eben so wenig, wie der Strahl, wenn er von steiler und also glatter Felswand fällt, wiederum zum glatten Fels lieblich hinstäubt, und endlich leise zur Tiefe hinabrauscht. Wollten wir das Letzte noch deuten oder deuteln, so könnte es entweder auf den Tod gehen oder auch auf das männliche Alter, weil ein Bergstrom doch nicht in der Tiefe versiegt, sondern endlich in Thäler und Ebenen gelangt, wovon nachher die Rede ist, und dort eine Weile fortfließt, bis ihn ein Bruder oder der alte Vater Ocean aufnimmt. — Die Klippen im folgenden Absatz können nicht auf das Schicksal gehen, sonst wäre ja vorweggenommen, wovon im vorletzten Absatze noch besonders die Rede ist, sondern auf die Leidenschaften des Menschen, die ihn mit Unmuth erfüllen und ihm nicht erlauben, in gleichartigem heiterm Strome oder Falle, wie ein lieblichstäubender und leisrauschender Fluß sein Leben fortzusetzen, sondern ihn zwingen, Stufen zu machen, auf dem Lebenspfade umzukehren von den Irrgängen, die er, in der Verblendung der Leidenschaft, gewählt hatte. Abgrund bedeutet hier nichts weiter als das vorige Wort Tiefe, es ist Abwechselung, aber es ist stärker und paßt also zu dem Sinne, und zugleich erinnert es auch leise an Verderben, zu dessen bildlicher Bezeichnung es häufig gebraucht wird. — Im folgenden Absatz muß das preisende: alle Gestirne weiden ihr Antlitz — dem Sinne nach auch auf den Fluß bezogen werden, der im flachen Bette, also ohne Untiefen, ohne Klippen schleicht, d. h. leise und ruhig dahin fließt, während der See freilich ganz stille steht und also den höchsten Grad der innern Ruhe hat. So die Seele des Mannes, die Lei-

denschaften sind bei ihm gedämpft, in ruhiger, besonnener Thätigkeit fließt sein Leben wie ein Fluß im Wiesenthale dahin, unter dessen Fußtritt, wie es in Mahomets Gesang heißt, Blumen werden. Sein Inneres ist wie ein glatter See, und an der Durchsichtigkeit oder Offenheit und Reinheit seiner Seele erfreuen sich Menschen und Götter.

Aber der Mensch, auch der, welcher sein Inneres ganz in seiner Gewalt hat und einem stillen See gleicht, kann sich doch den äußern Gewalten nicht entziehen, die wir mit dem Worte Schicksal bezeichnen. Und da dieses die Heiterkeit und das Glück des Menschen so sehr befördern, aber auch eben so sehr stören kann, so bedurfte es eines solchen Anhanges für diese Darstellung, sie wäre sonst nicht vollständig gewesen; und sie bietet sich hier so ungesucht dar. Auch das Wasser, auch der sanfthingleitende Fluß haben eine solche äußere Gewalt, die über ihnen schwebt, der sie nicht ausweichen können, die bald als Freund, bald als Feind erscheint, zu hoffen oder zu fürchten. Der Wind buhlt entweder lieblich mit dem Wasser und kräuselt seine Oberfläche, ohne die Tiefe zu beunruhigen, so daß er mit den Wellen zu spielen, ihnen zu liebkosen scheint, oder er stürmt bis in den Abgrund hinab, peitscht die Wogen schäumend an das Ufer und verunreinigt es durch sein Wühlen in der Tiefe. Eben so wenig kann sich der Mensch dem Schicksal entziehen, er ist freilich gewissermaßen Meister desselben durch die Art, wie er es aufnimmt, aber gleichgültig kann den Menschen das Glück oder Unglück nicht lassen, das ihn trifft, so lange er äußere oder innere Sinne hat und mit ihnen empfindet, und nicht die Starrheit eines Stoikers erheuchelt. — So ist uns in diesem Gesange der Geister über den Wassern das menschliche Leben und der Mensch von seinen beiden Seiten, von der innern als Seele (Gefühl und Willen) und von der äußern als Körper, als irdisches, den Naturgesetzen unterworfenes Geschöpf geschildert und durch zwei passende Bilder und in so wohltönenden Reihen, die, an sich schon Wohllaut, doch noch von einem unsrer besten Tonkünstler mit Melodie und Harmonie beschwingt zu werden verdienten. Dann hätten wir einen Sirenen- oder Nixengesang, oder einen viel schönern, denn solche Worte haben die homerischen Nixen gewiß nicht gesungen und singt die Nixe der Donau nicht, selbst wol die nicht, durch welche Tieck zu einem Aufzuge eines noch unvollendeten Schauspiels be-

geistert ist, und mit dem jene bekannte Oper natürlich sich gar nicht wird vergleichen lassen. Und doch hat auch diese bei aller ihrer Oberflächlichkeit etwas Anziehendes, besonders für die, zu welchen auch ich mich bekenne, denen das Unbestimmte, Zauberhafte in der Dichtung von übernatürlichen Wesen (wahrscheinlich, weil es der Einbildungskraft einen größern Spielraum gibt und sie nie zur Ruhe kommen läßt), zumal diese sogenannten Elementargeister, die Salamander, Nixen, Gnomen und Sylphen und die ihnen angrenzenden Elfen, Feen, Hexen, nächst diesen auch noch die Nymphen, Genien, und überhaupt die weniger an bestimmte Gestalten gebundenen Wesen dieser Art aus allen Mythologien einen größeren Reiz haben, als die körperliche Götterwelt der Griechen, die wiederum den Bildhauern einen so herrlichen Stoff gab, oder vielmehr durch sie erst ausgebildet wurde. Daher habe ich denn für alle Gedichte, worin diese romantischen Geister spielen, eine kleine Vorliebe. Dieses Gedicht trägt aber bei mir den Preis über alle andern dieser Art davon, wegen des Inhalts. Wahrlich, wenn die Nixen der Ströme, oder vielmehr die Geister ihrer Gewässer (durch dieses allgemeinere, geheimnißvollere, edlere Wort ist die Feierlichkeit des Inhalts hier schon bezeichnet), solche Sprüche ertönen ließen, so würden die Spatziergänge der Musenfreunde nur nach ihren Ufern gerichtet sein, und das Schicksal des Göthe'schen Fischers sich leicht verwirklichen.

Meine Göttinn.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit Niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörinn.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen:

Oder sie mag,
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke,
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns Alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattinn
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden,
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundinn:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Trösterinn, Hoffnung!

Zu den anziehendsten Gegenständen gehört für den Künstler, für den Dichter die Kunst selbst, oder die schöpferische Kraft der Bilder, die Mutter des Idealen (des Sinnlichunsinnlichen, des Scheins, der zugleich Wirklichkeit ist), der Schönheit und der Kunst, die Phantasie. Unter allen Uranionen muß der Dichter ihr den Preis zollen (wenn er gleich keinen beleidigen oder zurücksetzen möchte, keinen zu seiner Meinung hinüberziehen will), ihr, die er mit mythologischer Kühnheit zum Schooßkinde des Jupiters macht, wozu ihn ihr aus dem Griechischen entlehnter Name aufforderte und

berechtigte, und sie, die ewig bewegliche, immer neue, seltsame nennt, das Thema der nächstfolgenden drei Absätze. Zeus, der Vater der Götter, ist nicht das Ideal der Weisheit und Liebe, sondern des mächtigen, launenvollen Herrschers, der sich bisweilen lenken läßt, bisweilen eigensinnig ist und seinen plötzlichen Aufwallungen nachgibt. Diese Sinnesart hat die Tochter von ihm geerbt und er hat sie gewähren lassen, hat sogar seine Freude daran, in ihr sein Abbild zu sehen, eine Bekleidung des Gedankens, daß die Begeisterung sowol in ihrem Ursprunge oder in ihrer plötzlichen Anregung, als in ihren Wirkungen, in ihrer Bildererzeugung, in ihrem Uebergange von einem zum andern, in ihrem Schlangenlauf, in ihren Sprüngen etwas Räthselhaftes hat, das dem nachsinkenden, erklärenden Verstande aus den Augen kommt und dessen im Entstehen schon verwischte Spuren er nicht mehr aufzufinden vermag. Aber sie ist im Allgemeinen heiter oder ernst. Die heitere ist hier wie eine Fee mit dem Lilienstängel des Oberon und Rosen um das Haupt, wie eine Sylphide, die über Blumenauen hinschwebt, und sich von Thau und von dem Honig der Blüten nährt, die ernste oder vielmehr die düstere, mit ossianischen Farben, auch als solche schillernd wie die Abend- und Morgenlüfte, ewig veränderlich, wie der Mond, der bald die Wolken theilt, bald von ihnen verschleiert wird, beschrieben. Aber wie sie auch sei! Wir können dem Vater der Götter und Menschen nicht genug Dank abstatten, daß er dem vergänglichen Sohne der Erde sein unvergängliches Kind als Braut zugeführt und so dem Verlaßnen, Einsamen durch den Umgang mit ihr das Leben gewürzt, den Schmerz gelindert, die Freude verdoppelt hat. Uns nämlich ist sie allein zu Theil geworden, keinem andern Geschöpfe der Erde. Denn wenn auch den edleren Thieren die Erinnerungskraft nicht abzusprechen ist, so können wir doch keinem Ideen, das Bewußtsein von selbstgeschaffnen Bildern, beilegen. Und eben wegen dieses Selbstbewußtseins haben sie nur einen dunkeln Genuß, der sich auf die Gegenwart beschränkt, der Blick vorwärts oder rückwärts in Zukunft oder Vergangenheit ist ihnen nicht erschlossen, ihr Trieb bezieht sich nur auf die Nothdurft, auf die Erhaltung des irdischen Daseins und dessen Genuß, sie haben keine Ahnung von etwas Höherem. — Aber diese Tochter des Zeus ist eine verzärtelte, sie will zart behandelt sein, wie eine Geliebte, sie will geehrt sein, wie eine Hausfrau, die Phantasie soll

nicht vernachlässigt werden, sondern man häufigen Umgang mit ihr pflegen, wenn sie regsam bleiben und unsre Wohlthäterin in Freud' und Leid sein soll, und es soll ein keuscher, bescheidener, ehrfurchtsvoller Umgang sein, damit sie uns Werke der Schönheit bilden helfe. Besonders lasse man sie ungestört in ihrem Gebiet und schränke sie nicht durch klügelnden Verstand, durch Kälte und Verachtung ein. Diese Beschränkung ist hier durch die Weisheit bezeichnet; aber die Schwiegermutter Weisheit? Sollten wir den Stammbaum der Phantasie oder ihres Gatten aufsuchen? Ist ihr Gatte etwa der Verstand und dessen Mutter die Weisheit. Dergleichen Spitzfindigkeiten sind etwas frostig, lassen immer Zweifel zu und können der Widersprüche überführt werden. Denn die Weisheit ist ja vielmehr eine Tochter des Verstandes. Ehren wir vielmehr die Phantasie unsers Dichters und beleidigen wir das zarte Seelchen nicht, da er durch die Schwiegermutter bloß in der Weisheit das Temperament und den Sinn des Ruhigen, Bedächtigen, zum Tadeln und Bessern Geneigten, andeuten wollte. Eben so leise wollen wir die Schwester der Phantasie erklären, die Hoffnung, sie die der Phantasie ähnlich, geistig verschwistert ist, in sofern auch sie, den Geist auf ihre Fittige nimmt und in die unbekannten Gegenden der Zukunft versetzt und bald hie bald dahin flattert: dennoch wird sie die ältere, die gesetztere, die stille Freundinn, die edle Treiberinn und Trösterinn genannt und gewünscht, daß sie sich mit dem Lichte des Lebens erst wegwende. So muß es denn wol noch eine besondere Hoffnung sein, nicht eine irdische, denn sie ist selten gesetzt und still, sondern oft wild und unmäßig, nicht eine irdische, wie könnte dann ein solcher Wunsch an sie gerichtet sein, es ist die höhere Hoffnung, die sich schon in der Wiege des Menschengeschlechts als dunkle Ahnung kund gab, die einen ernsten Charakter hat, die freilich auch schon hier den Menschen begleitet, aber auch jenseit dieses sonneerleuchteten Daseins durch die Macht des Todes zu einem höheren Glanz hinzeigt, es ist die Religion!

Harzreise im Winter.

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löst.

In Dickichtsschauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reiher
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen,
Hinter des Fürsten Einzug.

Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!

Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds,
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Wie man einigen Tonstücken den Namen von Phantasieen beilegt, um dadurch den in ihnen herrschenden loseren Zusammenhang und die schrofferen Uebergänge von einer Empfindung zur andern anzudeuten: in einem ähnlichen Sinne möchte Göthe's Harzreise im Winter mit diesem Ausdrucke zu bezeichnen sein, nur mit dem Unterschiede, welcher in dem Wesen der Tonkunst und Dichtkunst liegt, indem die erstere unmittelbar Empfindungen, die letztere zunächst Gedanken und durch diese erst Empfindungen erregen, nicht allein das Innere sondern auch das Aeußere schildern kann. Wenn wir hinzunehmen, daß eine vorherrschende Stimmung des Gemüths auf die Schilderung der äußern Gegenstände Einfluß haben, ihr die eigene Farbe leihen und sich gewissermaßen darin selbst abbilden werde, so möchte das Verständniß dieses Gedichtes weniger Schwierigkeiten haben. Auch kommt uns die Ueberschrift zu Hülfe, wiewol in dem dritten Absatze, wo von den Sperlingen und Reihern die Rede ist und noch mehr durch den schneebehangenen Scheitel die Zeit, und durch den gefürchteten Gipfel, den mit Geisterreihen kränzten ahnende Völker, die Oertlichkeit, wenn nicht geradezu der Harz, auf den dieser Ausdruck indeß vorzüglich paßt, doch irgend ein höherer Gebirgsgipfel hinlänglich angedeutet wird. Der Dichter reist also im Harze, den Brocken vor sich habend. Die Natur in ihrem winterlichen Gewande, ohne das Wechselspiel mannichfaltiger Farben, unbelebt vom Gesange der Vögel, die nur selten unterbrochene Stille und Ruhe, zumal in der öden Waldgegend, hat ihm die entsprechenden Empfindungen der sanften Heiterkeit und leisen Wehmut eingeflößt. Der Gedanke an die unverrückte Ordnung, an den gleichbleibenden Gang der Natur, der jetzt auf die warme, blühende, fruchtbringende wieder die ausruhende, farblose, kalte Jahreszeit folgen ließ, erinnert ihn an die Unabänderlichkeit der menschlichen Schicksale, an Glück und Unglück, an die Begünstigten und Unbegünstigten unter den Sterblichen. Er

blickt empor und sieht einen Geier auf schweren Morgenwolken, wodurch zugleich die Tageszeit angezeigt wird, aber bewegungslos oder doch nur mit sanftem Flügelschlag nach Beute umherschaun, und mit diesem erscheint ihm die Muse. Der Geier ist das Bild seiner Seele oder vielmehr des dichterischen Triebes, der sich in ihm regt. *) So ruhig soll sein Blick, seine Einbildungskraft über der winterlichen Natur schweben; von dem höheren Standpunkte der geistigen Betrachtung herab will er, wie der Raubvogel nach der Beute, umherblicken nach Gegenständen, die der Muse würdig sind. So schwebe mein Lied! Denn ich bin begeistert, ein Gott hat mir diese Bahn, wie einem jeden die seine, vorgezeichnet, und wohl dem, welchen das Schicksal begünstigte! Bei diesem letzteren Gedanken hat sich der Dichter vielleicht noch mit im Sinne, obgleich der Ausdruck ganz allgemein ist, so wie der folgende: wehe dem Unglücklichen! Hier gewinnt die Wehmuth die Oberhand, und wenn er von dem Glücklichen nur mit wenigen Worten sagt, daß er die Bahn rasch zum freudigen Ziele rennt, so widmete er dem Unglücklichen mehr Ausführlichkeit, indem er ihn umschreibt wem Unglück das Herz zusammenzog und, im Gegensatz des raschen Laufes zum freudigen Ziele, das Verlangen des Unglücklichen nach Befreiung von seinen Leiden, mit Beziehung auf die alterthümliche Darstellung des Lebens unter dem Bilde der Parzen, beschreibt, die dennoch nicht zu verläugnende Liebe des Menschen zu der langen und lieben Gewohnheit des Lebens durch die Worte die doch bittre Scheere der menschlichen Empfindung gemäß zusammenstellt und durch diesen Zug die Vorstellung von dem Zustande des Unglücklichen, der, vermöge des angebornen Triebes, zur Selbsterhaltung die Befreiung durch den Tod nicht wünschen kann, noch mehr belebt und fast peinlich macht. Die Worte, er sträubt vergebens sich gegen die Schranken des ehernen Fadens **), heißen: er kann sein Schicksal nicht ändern, es

---

*) Auf ähnliche Weise vergleicht der deutsche Dichter Burkard von Hohenfels aus dem 13ten Jahrhundert sein Gemüth mit einem Falken in den Worten: Do min muot sit wolde vliegen, Als ein valke in froeidengir ꝛc. Manessische Sammlung I, S. 83.

**) So sagt Pindar ohne Bild: τό γε μόρσιμον οὐ παρφυκτόν. Pyth. 12, 30.

nicht bessern; an die eigne Befreiung durch den Tod, an den Selbstmord ist hiebei nicht gedacht. Vielmehr ist der Sinn: diesem unglücklichen Schicksale wird nur einmal, das heißt: einst, zu seiner Zeit, wenn die letzte Stunde schlägt, oder auch: nicht mehr als einmal, durch den Tod ein Ende gemacht. Der Lebensfaden erscheint hier mit dichterischer Kühnheit als Schranke, Fessel, Netz, Käfich, daher ehern und zugleich um die Festigkeit, Unzerreißbarkeit zu bezeichnen. Bitter wird die Scheere genannt nicht mit Rücksicht auf den Todesschmerz, sondern auf das Ende des Lebens, die Trennung von dem irdischen Schauplatz. — Es folgt nun gleichsam eine Pause; der Dichter schlägt das mit dem letzten wehmütigen Gedanken gesenkte Auge wieder auf, aber sein Blick findet nur das oder weilt nur bei dem, was seiner Empfindung entspricht und den vorigen Gedankenlauf fortsetzt. Ich halte daher die folgenden Zeilen nicht für eine Unterbrechung, in welchen der Winter durch ein paar Züge dargestellt werden soll, sondern der Zusammenhang scheint mir zu sein: vergebens sucht der Mensch seinem Schicksale zu entgehen, er fühlt sein Unglück und sträubt sich dagegen, aber er muß sich in Geduld fügen; anders ist es mit dem Thiere, dem rauhen, geist- und gedanken- und daher auch gefühllosen, wenigstens des geistigen, tieferen, wahren Gefühls ermangelnden, es ist, verglichen mit dem Menschen, weder glücklich noch unglücklich im höheren, aber glücklich im niedrigeren Sinne. Selbst das Ungemach der Jahreszeit fühlt es weniger, es drängt sich in Dickichtsschauer und schützt sich so gegen die Kälte, oder es senkt sich, wie mehrere Vögel, in die Sümpfe und erstarrt dort, bis die neue Frühlingswärme es wieder in's Leben ruft. Bei den Sperlingen ist hier bloß an die Rohrsperlinge gedacht, da die übrigen sich bekanntlich nicht in Sümpfe senken, sondern sich im Winter bei den menschlichen Wohnungen aufhalten. — Freilich den begünstigten Menschen wird das Leben leicht — mit diesen Worten kehrt der Dichter zu dem vorigen Gedanken zurück — die Glücksgöttinn fährt ihnen vorauf und sie wandeln ihr nachfolgend die Lebensbahn, die für sie so gebahnt und geebnet ist, wie die für die Reise des Landesherrn ausgebesserten Wege. Gemächlicher Troß heißen die Glücklichen mit dem Nebenbegriff des Verächtlichen, denn sie sind wegen der geringeren Uebung ihrer Kräfte, wegen der minderen Anstrengung für das Wohl des Ganzen, wegen lauerer Theilnahme an dem Ge-

schicke Anderer, im Allgemeinen der minder schätzbare Theil der Menschheit. — Auf diese kurze Schilderung der Glücklichen folgt der herrschenden Empfindung gemäß wieder eine längere des Gegentheils. Abseits, nämlich vom Wagen der Fortuna, irrt der Unglückliche. Das Bild vom Lebenswege wird fortgeführt, aber der Pfad, der nur für den Einzelnen ist, der belebten Heerstraße, auf der wir uns den Wagen der Fortuna mit ihrem Gefolge denken müssen, entgegengesetzt. Der Unglückliche ist nicht sowol von andern verlassen, als er sich selbst abgesondert hat; er wendet sich abseits, sein Pfad, — für Gang oder Fuß — wendet sich dahin, wo kein Pfad ist; man blickt ihm nach, aber bald verliert man ihn aus den Augen, achtet seiner nicht, vergißt ihn. Diese absichtliche Einsamkeit oder vielmehr Flucht vor den Menschen wird als das höchste Unglück herausgehoben, denn ein solcher Leidender ist kaum zu heilen, weil sein Unglück eine furchtbare Quelle hat. Seine nach Freundschaft dürstende Seele hat keinen Freund gefunden, seine zärtlichen Gefühle, sonst der Balsam des Lebens, sind schnöde zurückgewiesen, sein ganzes Leben ist vergiftet. Aus der Fülle der Liebe heißt: aus der eigenen Fülle. Er empfindet seinen eignen Werth. Ward er verkannt und geschmäht, so vergilt er dieß mit desto tieferer Verachtung seiner Mitbrüder, aber ach zu seinem eigenen Verderben! Er zehrt sich selbst auf in dieser Verachtung, denn sie ist etwas Ertödtendes, ja etwas Unsittliches. Der Unglückliche überschätzt sich selbst, er zieht sich zurück, er achtet keinen mehr seiner Gesellschaft werth, aber diese Selbstsucht genügt ihm freilich nicht, und so wird er um so qualvoller gepeinigt. In der That, der Menschenhaß — nicht ein so flacher, wie ihn Kotzebue in dem bekannten Schauspiele Menschenhaß und Reue, sondern der tiefe, den Schiller in einem dramatischen Bruchstücke schildert, — diese Entzweiung des Menschen mit sich selbst, diese Herzenswunde, die, weil sie jede Heilung verschmäht, unheilbar ist und nur das täuschende Pflaster des Stolzes, der Eigenliebe, der Selbstsucht verträgt, unter dem das eiternde Geschwür nur noch tiefer um sich frißt; der Menschenhaß, sage ich, ist wol die schrecklichste unter allen Empfindungen. Daher der mitleidsvolle, eben so fromme als dichterische Anruf an die Gottheit und zwar an die väterliche Liebe der Gottheit, sein Herz wieder zu erweichen und ihn zu erquicken. Sehr dichterisch heißt es ist auf deinem Psalter, denn

für den Ausdruck der Heiligkeit konnte kein Tonwerkzeug paßlicher angewandt werden, als dieß Saitenspiel der hebräischen Sänger, besonders Davids, bei den Lobgesängen auf den Jehova: die Gottheit erscheint dadurch gleichsam wie ein erhabener Musengott. — Ist ein Ton seinem Ohre vernehmlich wegen der Schwierigkeit ihn umzustimmen und zu heilen. Oeffne den umwölkten Blick, denn der Unglückliche ist ja von Irrthum befangen, er durstet in der Wüste, weil er sich das Leben selbst zur Wüste gemacht hat, er sieht die tausend Quellen nicht, die ihn laben können. Denn kein Mensch ist zum völligen Unglück verdammt, selbst der von seinen Mitmenschen Gemißhandelte mag ja in seinem Selbstbewußtsein, in der Erfüllung seiner Pflichten Trost finden, mag bedenken, daß die Menschen seltener aus Bosheit als aus Irrthum und Leidenschaft, oder vielleicht gar nicht aus Bosheit, fehlen, mag nicht ermüden, seine Beleidiger von ihrem Wahn, von ihrem Unrecht zu überzeugen, mag nicht aufhören, die Menschen zu lieben, wie es die christliche Religion geibetet. Nicht einmal Einzelne darf man hassen, sondern nur ihr Unrecht; aber alle Menschen! Welch ein Gedanke! Er müßte ja sich selbst hassen, da er mit zu den Menschen gehört! Und so ist es freilich; der Menschenhasser haßt und schadet in der That sich selbst am meisten. Tausend Quellen werden sich auch für ihn erschließen; und wenn sich auch nur Ein Herz zu ihm wendete, mit ihm empfände, Freud' und Leid mit ihm theilte, welch eine reiche Quelle, welch ein breiter Strom von stiller Lust und Wonne! — Aus den Glücklichen, wenn sie es nur sein, wenn sie die tausend Quellen der Freude nur benutzen wollen, werden nun zwei hervorgehoben, der Geselligglückliche und der Einsamglückliche, oder aus diesen wiederum der Jäger und der Dichter, wobei die Anrede an die Gottheit, den Vater der Liebe, fortgesetzt wird. Der menschenfreundliche Sänger bittet um Glück für die Jäger, die Brüder der Jagd, und beschreibt zugleich ihre Fröhlichkeit und ihre Nützlichkeit mit ein paar bedeutenden Zügen. Das freie Leben in Wald und Feld, der Besitz der Waffe, des Schießgewehrs, gibt dem Jäger ein gewisses Selbstvertrauen, das bis zur Keckheit und Verwegenheit geht, er ist eifrig im Aufsuchen und Verfolgen des Wildes und seine Mordsucht ist dennoch fröhlich, weil es nur Thiere sind, die er mordet, wie die Fröhlichkeit wol überhaupt ein eigenthümlicher Zug des Jagdlebens ist wegen der damit

verbundenen größeren Unabhängigkeit, so wie der Stärkung des Körpers und Geistes. Späte Rächer des Unbilds können die Jäger da heißen, wo das Wild von dem Landesherrn geschont wird und deßwegen die Felder verwüstet, wovon es der Landmann nur abhalten, es aber nicht tödten darf. Unbild, ein veraltetes Wort.*) — Dem Jäger führe das Wild entgegen; den Einsamen erquicke mit sanfteren Freuden, schaffe Frühling im Winter um ihn her, bis die Rosenzeit wiederkehrt. Der Ausdruck ist ganz bildlich und sehr gewählt, daher die einzelnen Züge gewiß nicht ohne Absicht, wenigstens dürften die Goldwolken als etwas Himmlisches, das Höhere, über das gewöhnliche Treiben der Menschen erhobene Leben in der Einbildungskraft, und das Wintergrün zugleich die frohe Stimmung, das Frühlingsartige des dichterischen Geistes und die Unverwelklichkeit des Ruhms bezeichnen. Die feuchten Haare erinnern an die Jahreszeit, an den winterlichen Reif. O Liebe möchte man auf die Geschlechtsliebe beziehen; aber sowol der frühere Ausruf Vater der Liebe, als auch die Feierlichkeit, die in dem Folgenden herrscht, lassen keinen Zweifel übrig, daß die liebende Gottheit gemeint sei, und deines Dichters heißt dann: des frommen, der Gottheit geweihten Dichters. Die Rose reift heran ist ein ungewöhnlicher, kühner Ausdruck, die Rose ist ein Erzeugniß, also gleichsam eine Frucht des Frühlings. — Von der Erwähnung der Jäger an ist die Stimmung des Dichters heiterer geworden, bei dem Einsamen hat er sich selbst im Sinne, er fühlt sich glücklich, daß ihm diese Bahn vorgezeichnet ist, aber seine Seele ist jetzt feierlicher, höher, oder vielmehr fromm und christlich gestimmt. Der Ausdruck ein Gott im Anfang des Gedichts, der noch etwas heidnisch klingt, hat sich jetzt in den Namen der Liebe umgewandelt, die dem Dichter, und dieser steht hier für den from-

---

*) forma de formis, das Gegentheil von Bild (in der Bedeutung des schönen Bildes, daher bildschön) also Scheusal, Raubthier, Wild, sofern es die Saaten zerwüstet, — hier die Wirkung des Raubthiers, die Verwüstung, beinahe soviel als Unthat, Unbill (Unbilligkeit) aus welchem letzteren Worte es doch schwerlich verderbt sein möchte (auch Unbilde und Unbilden in der Mehrheit kommt vor), obgleich es in Kolbe's reichhaltigem Verzeichniß fehlt (siehe dessen Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache, ersten Bands zweite Ausgabe, Seite 230 ꝛc.).

men, gemüthvollen, begeisterten Menschen im Allgemeinen, durch das Leben den Weg bahnt, ihn in Gefahren nicht verläßt, vielmehr ihn leitet durch das Licht, und sollte dieß auch nur das Dämmerlicht der Hoffnung sein, ihn wieder belebt und erheitert und selbst bei den niederdrückenden Geschicken des Lebens zu sich erhebt und mit Begeistrung erfüllt. Die Bekleidung dieses Gedankens ist von der Natur, von Weg und Furt, Tageszeit und Wetter hergenommen und zugleich unbildlich und bildlich, doch mehr das letztere. Beizend heißt entweder stechend, schmerzend, mit Rücksicht auf die technische Bedeutung des Wortes, oder auch emporsteigend, wirbelnd, jagend als Jagdausdruck von der Abrichtung der Falken. Ich ziehe das letztere vor, theils weil es ein kühner Tropus ist, theils weil die Steigerung, die in diesem ganzen Absatze herrscht, so wie der Gegensatz, den die vier Zeilen mit dem tausendfarbigen Morgen bis trägst du ihn hoch empor zu den fünf ersten bilden, alsdann keine Störung leidet, welche durch dieß Beiwort im ersteren Sinne würde verursacht werden. — Voll von diesen Gefühlen überblickt der Dichter die ihn umgebende Gegend, und diese selbst leiht ihm die Bilder zur Bezeichnung seiner Begeisterung oder vielmehr des frommen Dankgefühls, das in heilige Worte sich ergießt. Die Vögel frohlocken nicht mehr zum Himmel hinauf, aber der Waldstrom, der auch im Winter nicht stille steht, erhebt seine Stimme und begleitet den Psalm des Dichters. Denn der Mensch sieht in der Natur eine Theilnehmerinn seiner Empfindungen; daher weinen die Wolken und klagt die Nachtigall mit dem Schwermüthigen, die Lerche trillert mit dem Fröhlichen, die Sonne geht trübe oder klar auf, um einen unglücklichen oder glücklichen Tag zu bezeichnen: so ist hier mit dem Begeisterten die Natur begeistert. Ja der Brocken selbst wird sein Altar und der Dichter erscheint uns jetzt als ein heiliger Seher, als Priester. Die sanfteste Freude, frommer Dank bemächtigt sich seiner an jener Stelle, die etwas Schauerliches, zumal im Winter, hat, wo sie öde, mit Schnee überdeckt ist, und die durch das Andenken an die Mährchen der Vorzeit, denen unstreitig etwas Geschichtliches zum Grunde liegt, man vergleiche Göthe's erste Walpurgisnacht, an die Sagen, welche noch jetzt im Munde des Volkes leben, etwas Grauenhaftes erhält. Ahnende Völker, das heißt solche, die über den ersten rohen Zustand erhaben, die Ahnung einer überirdischen Macht durch

freilich abergläubische Dichtungen verrathen. — Das Gedicht könnte hiermit geschlossen sein; der Dichter ist bis zur höchsten Empfindung, der religiösen, und zugleich der sanftesten, der Dankempfindung, emporgestiegen und fühlt sich darin verklärt. Jede Zugabe scheint den Eindruck schwächen zu müssen. Und womit ist nun das Gedicht geschlossen? Nicht mit etwas Schwächerem, denn nun hören wir erst die wahren Seherworte, in denen sich Dichtkunst und Religion verschmelzen; nicht mit etwas Ueberflüssigem, denn, nun da wir diesen haben, sehen wir erst ein, daß ohne ihn dem Gedichte die wahre Rundung fehlte. Der Brocken, vorher der Altar des Dankes genannt, wird jetzt in der gesteigerten Dichterempfindung ein Bild der Gottheit selbst. Du, o Brocken, stehst mit unerforschtem Busen geheimnißvoll offenbar über der erstaunten Welt, denn, obgleich du äußerlich weithin sichtbar bist, bleibt doch deine innerste Tiefe verborgen, und nicht viel glücklicher spürt der Mensch dem geheimen Inhalt derselben nach, als er die Geheimnisse des göttlichen Geistes zu ergründen vermag. Die Welt staunt dich an, und du schaust aus Wolken auf ihre Reiche und Herrlichkeit, worin eine leise Andeutung der Geringfügigkeit alles menschlichen Wissens und Schaffens enthalten ist, gerade wie die Gottheit, menschlich gesprochen, über die irdische Weisheit lächeln müßte. Daß die Gottheit nicht angeredet ist, wie man zuerst denken möchte, das zeigen die letzten Worte deutlich genug, die du aus den Adern deiner Brüder neben dir wässerst. Der Sinn ist: du erhältst jene Reiche durch die Flüsse, welche nicht aus dir, weil von der höchsten Spitze keine Gewässer entspringen, sondern aus den Adern, aus den Springquellen deiner Brüder, der niedrigeren Berghöhen, sich ergießen. Du wässerst sie, denn du bist gleichsam der König des Harzes und dadurch erhältst du sie, denn ohne Wasser (nächst Licht und Wärme) keine Fruchtbarkeit, kein Leben. Und so bist du, o Brocken, das Bild der Gottheit, die, freilich im höchsten und allgemeinsten Sinne, die Welten wässert, für jeden eine Quelle der Freude springen, keinen darben läßt, den Unterschied zwischen den Glücklichen und Unglücklichen ausgleicht, und nur scheinbar den einen vor dem andern begünstigt, da ja Reichthum, Ehre, Macht, sammt den übrigen irdischen Gütern nur zu oft eine Quelle sittlichen Verderbens werden, und Schmerz, Mangel und Elend den Menschen häufig bessern und zum Himmel

vorbereiten. — Uebersehen wir nun noch einmal das Gedicht, so steigt die Empfindung, nachdem sie zwischen Wehmut und Heiterkeit geschwankt hat, allmälig durch das Andenken an die Milde und Freundlichkeit Gottes, den einzigen wahren Trost im Unglücke, zur gesicherten Freude und zu dem erhabensten Gefühle des geistigen himmelanstrebenden Menschen, zu dem Gefühle des Glückes und der Beruhigung durch die Religion und zwar zu dem Gefühle des Danks und der ehrfurchsvollen Bewunderung. Aber diese Empfindungen tragen nicht die allgemeinen Farben der Phantasie, sondern die besonderen der Gegend und der Jahreszeit; und wie der Brocken der Mittelpunkt des Harzes ist, so knüpft der Dichter an ihn seine erhabensten Worte, und indem uns dieser Berggipfel zum Altar, ja zur Gottheit wird, und diese selbst vorher mit dem biblischen Namen des Vaters der Liebe angeredet wird, schmelzen Christenthum und alter Naturdienst auf Bergen und Hügeln in einander: wir werden nicht bloß an den Fuß des Brockens, wir werden zugleich in die altdeutschen Wälder versetzt, und die reine, menschliche Empfindung des Dichters, fast kunstlos in kurzen Reihen hingeworfen, hat uns mit fortgeführt und mit sanftem Fittig emporgehoben, den Blick über das diesseitige Leben aufgehellt und verklärt, und der Seele eine Ahnung des höheren, von den Schranken der irdischen Sinne befreiten, geistigeren Daseins eingeflößt.

Der vorstehende Aufsatz wurde als Einladungsschrift zu einer Schulfeierlichkeit im Jahre 1820 abgedruckt und von dem Dichter einer Beurtheilung gewürdigt im zweiten Heft des dritten Bandes der Zeitschrift über Kunst und Alterthum. Der Schluß dieser Beurtheilung, welche zugleich eine Berichtigung ist, enthält die sehr freundlichen Worte: „mein werther Commentator wird hieraus mit eignem Vergnügen ersehen, wie er so vollkommen zum Verständniß des Gedichts gelangt sei, als es ohne die Kenntniß der besonders vorwaltenden Umstände möglich gewesen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und in's rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Base emporgehoben worden.“ Das hierin ausgesprochne Lob, und besonders die letztere Bemerkung über

das Reelle und Ideelle haben mich veranlaßt, meinen Aufsatz nicht zu unterdrücken oder auch nach den Aufschlüssen, die Göthe theils in der angeführten Beurtheilung, theils in dem fünften Theil der zweiten Abtheilung seines Lebens gegeben hat, umzuarbeiten, wohl aber diese Berichtigungen selbst in der Kürze, und zwar meistens mit den eigenen Worten des Dichters, hier anzuhängen.

Die Reise wurde nämlich gegen Ende Novembers 1776 von Weimar aus über den Ettersberg, Sondershausen, Nordhausen nach Wernigerode von dem Dichter ganz allein, im drohenden Schnee unternommen und das Thema gibt Göthe so an: „Der Dichter, in doppelter Absicht, ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Selbstquäler zu besuchen und aufzurichten, bedient sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdlust ausziehen, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen. So wie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er nach seiner Seite hin jenen einsamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm, nicht nur seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem, was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gezogen, schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen. Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.“

Was das Einzelne betrifft, so erklärt Göthe die Lesart Reiher für einen Druckfehler, statt deren Reichen zu setzen ist, und bemerkt über die dieß Wort enthaltende Stelle: „wer seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen, die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Reisende hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnißweise schmählich herabsetzt.“ — Die beiden Abschnitte „denn ein Gott“ und „leicht ist's folgen“ sind von des Dichters bisherigem Lebensgange und seiner damaligen günstigen Lebensepoche zu verstehen, wobei er jedoch in der letzten Stelle von den augenblicklichen

Glücksvortheilen beinahe mit Geringschätzung spricht. — Daß in den drei Abschnitten „Aber abseits — Aber wer heilet — Ist auf deinem Psalter" von dem jungen Manne, den der Dichter besucht, so wie in dem folgenden von den Freunden des Dichters, welche während dieser Reise eine bedeutende Jagd unternahmen, um das in gewisser Gegend sich mehrende Schwarz-Wildpret zu bekämpfen, die Rede ist, leuchtet nun von selbst ein. — „Aber den Einsamen hüll'" Mit diesen Worten kehrt Göthe zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedenklichen Zustand und ruft der Liebe ihm zur Seite zu bleiben. Hiebei bemerkt Göthe, mit Hinsicht auf meine Erklärung, „daß man sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der siebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menschen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der achten Strophe ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten ist unter Liebe das edelste Bedürfniß geistiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt und, auf die schönste Weise, in Freundschaft, Gattentreue, Kindespietät und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält."

Ueber die vorletzte Strophe macht Göthe folgende Bemerkung: „ein wichtiger, völlig ideell, ja phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Dokument noch in seinen Händen ist. Ich fand wirklich am 7. December, in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten. Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten bei untergehender Sonne ist in meinem Entwurf der Farbenlehre §. 75 umständlich beschrieben."

Ueber die letzte Strophe heißt es: „Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird

den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden." Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Gewerbsthätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriöse, schwer zu deutende Spuren enthält.

In der Erklärung der Adern habe ich also geirrt, indessen kann ich mich wol über diesen und einige kleinere Irrthümer trösten, da Göthe selbst sagt, daß dieß Gedicht schwer zu enträthseln sei. Den Abdruck mehrerer Stellen des Göthe'schen Aufsatzes möge aber der geneigte Leser entschuldigen, wenn er ihn nicht vielleicht gerne sieht, da nicht Jedem die sämmtlichen Werke Göthe's zur Hand sind.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor der Stirne dein Zaudern.
Frisch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott,
Rasch in's Leben hinein!

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan.

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg 'zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Frischung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh', die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefern schnattern
Um das schlotternde Gebein.

Trunknen, vom letzten Strahl,
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor!

Töne, Schwager, in's Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

„Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken.“ Diese Worte Egmonts enthalten dasselbe Bild, unter welchem hier das Leben dargestellt wird, obwol eine andre Lage und Stimmung, als in welcher dieß Gedicht geschrieben ist, indem dort eine Willenlosigkeit des Fahrenden, eine Schnelligkeit, ein Schwung des Wagens, dem man nichts als Vorsicht entgegensetzen könne, hier der frische, kecke Muth, dem der Wagen zu langsam geht, der die Pferde und den Fuhrmann antreibt, und dem es nimmer bang ist, und endlich die ganze Fahrt bis zum Schluß mit einer

Jovialität, die doch selbst an's Erhabene streift, dargestellt wird. Der Gott der Zeit, Kronos, ist der Fuhrmann. Der Jüngling muntert ihn auf: spude dich, Kronos, bleibe im rasselnden Trott, denn bergab kann es schnell gehen, und dein Zaudern (als Subjekt) zögert mir vor die Stirne ekles Schwindeln, kühn gesagt, statt: macht, daß mir schwindelt und ekel zu Muth wird. Das Schwindeln fühlt man besonders vor der Stirne, durch die Langsamkeit wird es hingebannt vor die Stirne, dort verzögert, denn zögern, welches eigentlich Ruhe anzeigt, hat hier den Begriff der Bewegung, der Absicht. Mag auch der Weg etwas rauh sein; krachts gleich, brichts doch nicht, wie Göthe in einem andern kleinen Gedichte sagt. Rasch in's Leben hinein! diese Worte deuten den Jüngling an. Noch mehr bedarf es des ermunternden Zurufs, da es nun wieder bergauf geht in erathmendem Schritt, das heißt, welcher Athem schöpft, oder bei dem man Athem schöpft, also einem langsamen. Strebend und hoffend hinan, hierinn wird die Stimmung des Jünglings angedeutet, obgleich es zunächst auf den Kronos und die Pferde grammatisch geht: nur lebendiger Eifer und frische Hoffnung fördert den Reisenden. — Weit, hoch u. s. w., jetzt ist er auf der Höhe des Lebens, der ewige Geist ist der Geist des Menschen, der das Göttliche in sich ahnt und dessen voll nach Ost und West schaut, um selbst zu schaffen und zu genießen. — Die Liebe wird in dem nächsten Absatz angedeutet. Sie leitet häufig den Mann von seiner rastlosen Thätigkeit ein Weilchen ab — seitwärts des Ueberdachs Schatten zieht Dich an — aber es bedarf auch einer Stärkung, einer Erholung im Schatten der Häuslichkeit, um nicht zu ermatten. Da tritt ihm das Mädchen mit einem verjüngenden Blick entgegen. Labe dich, um die Anrede an den Fuhrmann fortzusetzen, der hier selbst zur Person und zum Reisenden wird; aber dann: mir auch, Mädchen, diesen schäumenden Trank der Liebe, diesen frischen Gesundheitsblick, der mir selbst Gesundheit und Leben spendet. — In dem folgenden Absatz sehen wir den Reisenden schon dem Ziel nahe, aber eben so rüstig als vorher, mit dem Wunsche, nicht ganz zu ermatten, nicht zum unthätigen, genußlosen Greise zu werden, sondern, noch ehe die Sonne sinkt, ehe die Nacht, jene letzte traurige Zeit des Lebens, hereinbricht, wo der Körper schlaff und unempfindlich wird. Der Ausdruck ist stark, entzahnte Kiefern schnattern um das

schlotternde Gebein, aber es fühlt sich selbst in diesen Ausdrücken die Kraft, die Lebenskraft und Lebenslust, die eben, weil sie so spricht, noch fern von diesem Zustande ist. Vollkräftig, noch mit der ganzen Begeisterung, mit ungeschwächtem Bewußtsein, in Lebensfülle und Lebenstriumph wünscht er an's Ziel zu gelangen. Die Worte sind hier trefflich, und die Behandlung der Sprache kühn, nämlich die Nachsetzung des mich hinter Trunk'nen, der Ausdruck üppig: ein Feuermeer mir im schäumenden Aug', schäumenden, weil man ein schwimmendes Auge sagt, und das begeisterte Auge in dem Ichor, in welchem es rollt, gleichsam flutet und schäumt. Vom letzten Strahl, ein Feuermeer, geblendet, bezieht sich auf die Sonne, das heißt auf die Herrlichkeit, das Glück und die Wonnen des Lebens. Hier ist ganz der leichte Uebermuth, mit welchem Egmont das Leben betrachtet: „wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wol des An- und Ausziehens werth" und: „soll ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?" nur daß Egmont durch die Besorgnisse seiner Freunde und durch die Umstände schon etwas irre gemacht wird, und daß bei ihm als Troß erscheint, was hier wahre Natur ist. In der Hölle nächtliches Thor statt: in die Unterwelt, denn das ist hier die Hölle, des alterthümlichen Anstriches wegen gebraucht, den das Gedicht vermöge des griechischen Kronos einigermaßen fortsetzen mußte, obgleich die Hölle mehr christlich ist. Die Ausgelassenheit des Trunknen wird hier fast dithyrambisch und komisch, indem er den Kronos in einen neuern Postknecht, der wol Schwager genannt wird, umwandelt und ihm zuruft zu blasen, damit die Unterwelt die Ankunft eines neuen Gastes erfahre, damit der Wirth in der Unterwelt, Pluto, ihn gastlich aufnehme. Aber dieses Komische hat durch die Keckheit, durch den Uebermuth, mit dem der sonst gefürchtete und mit Zittern, oder doch mit Ernst und Schweigen, erwartete Tod oder vielmehr durch die echte Lebenskraft, durch die Munterkeit und Furchtlosigkeit, die sich nicht ohne Unschuld und Gewissensruhe denken läßt, etwas wahrhaft Wunderbares, Großartiges, Erhabenes und Erhebendes.

Wanderers Sturmlied.

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm,
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wird dem Regengewölk',
Wird dem Schloſſenſturm
Entgegen ſingen,
Wie die Lerche
Du da droben.

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er,
Wie mit Blumenfüßen,
Ueber Deukalions Flutſchlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.
Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt die woll'nen Flügel unterſpreiten,
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirſt mit Hüterfittichen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt im Schneegeſtöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme zieh'n ſich Muſen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umſchwebet mich, ihr Muſen!
Ihr Charitinnen!
Das iſt Waſſer, das iſt Erde,
Und der Sohn des Waſſers und der Erde,
Ueber den ich wandle,
Göttergleich.

Ihr ſeid rein, wie das Herz der Waſſer,
Ihr ſeid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umſchwebt mich, und ich ſchwebe
Ueber Waſſer, über Erde,
Göttergleich.

Soll der zurückkehren
Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend, umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
Und ich, den ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Den alles erwartet, was ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings um's Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was innre Glut
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.

Weh, Weh! eure Wärme
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb' Apollen;
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Ueber dich vorübergleiten;
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet mußigen
Sterblichglücklichen
Abseits von dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald,
An des Sibaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest du ihn,
Den Blumen-singenden,
Honig-lallenden,
Freundlich-winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad rasch um's Ziel weg,
Hoch flog
Sieg-durchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter in's Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar!
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Dieses Gedicht hat Göthe im dritten Theil seines Lebens, wecher 1814 erschienen ist, vielleicht noch früher erwähnt, und einigen Aufschluß darüber gegeben, als er es uns selbst mittheilte; wenigstens fehlt es noch in der 1812 bei Cotta erschienenen Sammlung der Gedichte. Die Entstehung desselben fällt in die Zeit, wo er bald nach seinen Universitätsjahren und der Rückkehr von Straßburg sich wieder in seiner Vaterstadt aufhielt, aber, um sich nach der Trennung von der geliebten Friederike zu Sesenheim zu zer-

streuen, in der Gegend von Frankfurt, besonders zwischen Darmstadt und Homburg, häufig umherschweifte, und deßwegen den Namen des Wanderers erhielt. Oft ging ich allein, sagt er, oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterweges traf, dem ich entgegen gehen mußte. —

Das Gedicht ist in zwei Hälften durch einen Strich abgesondert, von welchen die erste kürzere bloß den Gedanken, daß die Begeistrung auch den äußern Ungemächlichkeiten, hier der Witterung, des Sturmes und Regens Trotz biete und sie überwinde, aber mit schöner Steigerung ausdrückt. Fünfmal hebt der Dichter mit den Worten an: wen oder den (letzteres ist hier auch bezügliches Fürwort) du nicht verlässest, Genius, aber die Nachsätze sind verschieden: der erste, nicht der Regen, nicht der Sturm haucht ihm Schauer über's Herz, bezeichnet bloß die Gleichgültigkeit, die Unempfindlichkeit, der zweite, den Sieg des Geistes, der dichterischen Begeisterung über die Natur: er singt dem Regengewölk, dem Schlossensturm entgegen; und aus dem Beisatze und der Anrede, wie die Lerche du da droben, geht wahrscheinlich hervor, so wie aus der nachfolgenden Bezeichnung der Ueberschwemmung, daß die Reise im Frühling gemacht ist. In dem dritten Nachsatze ist die That selbst, oder vielmehr die Ermuthigung, zum Handeln und zwar zu dem Wagestück, worauf es hier ankommt, und welches er am Ende des dritten Absatzes unternimmt, angedeutet. Hiebei die schöne Ausmalung des Genius mit Feuerflügeln, das heißt mit kräftigen Flügeln, denn das Feuer ist ein gewaltiges Element und hier steht es gleichsam entgegengesetzt und im Kampf mit dem Wasser. Mit Feuerflügeln an den Schultern und mit Blumenfüßen, d. h. leichten, zarten Füßen wird der begeisterte Dichter über den Schlammpfad hinwandeln, gewiß eine sehr dichterische, aber keineswegs eine malerische Beschreibung, wie denn überhaupt zu diesem Gedicht schwerlich ein Gemälde zu entwerfen, am wenigsten aber der Dichter selbst darzustellen wäre. Der Schlamm-

pfad erinnert den Wanderer an die egyptische Ueberschwemmung, welche das ganze Menschengeschlecht vertilgte, den Deukalion und die Pyrrha ausgenommen, aber um seinen Muth und seine Kraft zu bezeichnen, nennt er sich, schnell von Deukalion abspringend, einen Pythius Apollo, der den Drachen Python, als er, ein Jüngling, so eben vom Olymp herabgestiegen war, bei Delphi tödtete. Die Beiwörter groß und leicht passen besonders für die schlanke Göttergestalt und den raschen, lebhaften Gang des Apollo. — In dem vierten Nachsatz wird die Gewalt des Genius, die Wirkung der Begeistrung noch bedeutsamer geschildert. Nicht bloß der Wache wird von dem Genius beschirmt, auch der Schlafende, und zwar der unter freiem Himmel, etwa hoch auf dem Felsen oder mitten im Walde Schlafende. Das Schauerliche liegt in dem etwas doppelsinnigen Ausdrucke in des Haines Mitternacht, da es heißen kann, in der Mitternacht, in der Finsterniß, wie sie im dichten Hain gewöhnlich zu sein pflegt, oder im Hain zur Zeit der Mitternacht; das Sorgsame des Genius und die sanfte Ruhe und Sicherheit des Schläfers durch die wollenen Flügel und Hüterfittiche, indem die erstern ihm zum Lager untergebreitet und mit den letztern er gedeckt wird. In dem fünften Nachsatz zeigt sich die Steigerung darin, daß der Wanderer nicht bloß unerschrocken ist, der Gesang nicht verstummt, der Weg nicht gehemmt wird, der Schutz unterweges, selbst zur Nachtzeit, nicht fehlt, sondern daß er sich sogar wohl befindet, daß ihn die Wärme, dir wohlthätige, erfreuliche, durchströmt, die körperliche, die dann zugleich Mutter der geistigen ist, den ganzen Menschen mit einem angenehmen Bewußtsein seines Lebens erfüllt, auch die Einbildungskraft in Thätigkeit setzt und ihn für alles Schöne und Anmuthige empfänglich macht. Daher: nach der Wärme zieh'n sich Musen, nach der Wärme Charitinnen. Mit dem Anruf an diese Schutzgötter wagt er es nun und überschreitet wie ein Pythius Apollo das Gemisch von Wasser und Erde, den Damm oder Schlammpfad, den Sohn beider Elemente, oder vielmehr er schwebt gleich jenen, darüber hin, während sie hülfreich ihn umschweben, und während jener gefährlichen Augenblicke vergleicht er die Musen und Charitinnen wegen ihrer Reinheit mit dem Herzen des Wassers und dem Mark der Erde, insofern die tieferen Schichten des Wassers reiner sind als die Oberfläche und das Innre der Erde, der wahrscheinlichsten Annahme

nach, Stein, vielleicht Granit, und also eine mit erdigen Theilen unvermischte Masse ist. Die Reinheit der Musen und Charitinnen bezeichnet aber eben diese Eigenschaft des Dichters. Und so ist denn hier eine ähnliche dichterische Idee, wie bei dem Horaz in der zwei und zwanzigsten Ode des ersten Buchs. Denn wie dort der Dichter durch seine Begeisterung und Liebe sicher ist vor allen Gefahren (man sehe meine Erklärung dieser Ode), so entgeht er auch hier nicht bloß der Gefahr, sondern seine innere Reinheit schützt ihn sogar vor äußerlicher Befleckung: seine Füße berühren kaum den Schlamm, er geht mit Blumenfüßen, schwebt mit Feuerflügeln darüber hin.

Hier endigt der erste Abschnitt. Das Gedicht selbst könnte nicht wohl hiemit endigen; wenigstens wäre dann der einfache Gedanke der Gefahrenüberwindung durch Begeisterung, fast zu weit ausgesponnen, ja es fehlte theils an der Beruhigung, indem der Schluß der ersten Hälfte nicht bestimmt sagt, daß die Gefahr schon vollkommen überwunden sei, sondern den Wandrer nur in der Ueberwindung begriffen zeigt, theils an der Bezeichnung der Veranlassung einer so mühsamen Wanderschaft und des Zweckes und Zieles derselben. In beiderlei Beziehung gibt uns nun die zweite Hälfte vollkommnes Genügen. Die Pause aber fülle ich mir eben durch eine Pause in der Wanderung aus, während welcher der Reisende entweder bloß am Wege nach der überwundenen Beschwerde, oder auch im Wirthshause sich erholt und dort auch einen Wandersmann antrifft, der seinen Weg ebenfalls noch fortzusetzen hat, und seine Rückreise auch muthig fortsetzt, um an Ort und Stelle zu gelangen. Dieser flößt dem ermatteten Dichter Muth ein, und er vergleicht sich, voll Unwillen gegen sich selbst, mit ihm. Die Unbedeutenheit, Verächtlichkeit desselben und die doch ihm inwohnende Unerschrockenheit wird trefflich zusammengefaßt durch die Bezeichnung des Standes (es ist ein Bauer, also ein übrigens ungebildeter Mensch, ein ἄμυσος), so wie durch die Beiwörter der kleine, schwarze, (denn ich nehme schwarz von der Unreinlichkeit, wiewohl es auch auf Haare und Augen gehen könnte, und sich dann mehr mit dem dritten Beiwort, der feurige, verbände), sowie das Geringfügige der Belohnung angedeutet durch die Worte: erwartend nur deine Gaben, Vater Bromius, und hellleuchtend, umwärmend Feuer, d. h. einen Trunk Weins

(Bromius ist ein Beiname des Bacchus,) und ein warmes Zimmer, wobei ich nur bemerke, daß beide Ausdrücke eine leise Andeutung der rheinischen Gegend enthalten, wo nämlich meistens Wein und seltner gebrannte Wasser getrunken werden, und Oefen weniger in Gebrauch sind, als Kamine. Diesem Bauer stellt er sich gegenüber und schildert uns das, was ihn am Ziel der Reise erwartet mit den reizendsten Farben. Wir würden leicht geneigt sein, hiebei an Geschlechtsliebe zu denken und zu glauben, daß die Wanderung zu einem geliebten Mädchen gehe. So ist es aber nicht. Hieher gehören nun die auf jene vorher angeführte Stelle folgenden Worte in seinem Leben: „mein Herz war ungerührt und unbeschäftigt, ich vermied gewissenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und so blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerksamen und Unwissenden ein liebevoller Genius heimlich umschwebe. Eine zarte, liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deßwegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime, himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte; aber ich war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich, ganz ohne Leidenschaft, mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte.“ So war es also die Freundschaft und die Freuden der Geselligkeit, welche Göthe hier so empfindungsvoll schildert. — In dem zweiten Absatz nimmt der Dichter den eben erwähnten Bromius wieder auf und knüpft daran einen halb ernsthaften, halb, wie es mir scheint, satirischen Gedanken, denn der Ausdruck ist allerdings ernst und selbst hochtönend, aber der Sinn ist: ihr Musen und Charitinnen seid die wahren Genien, aber Bacchus vertritt oft die Stelle derselben, nämlich bei dem Haufen, bei den Weltmenschen, bei den jetzt Lebenden, (in diesem Sinne möchte ich das Jahrhundert nehmen, gleich dem lateinischen seculum), er ist ihnen, was innre Glut Pindarn war, d. h. Pindar, der hier für den wahren, höchsten Dichter steht, bedurfte eines solchen Genius, des Weins, nicht, er war ohnedieß durch seinen Geist von Natur begeistert; er ist ihnen, was der Welt Phöbus Apoll ist. Welt steht hier in ganz andrer Bedeutung als vorher Jahrhundert, nämlich statt aller Menschen, so-

fern sie Empfindung für das Schöne haben, so wie Phöbus Apoll für die Dichtkunst. Das ganze heißt also in Prosa: Wein, du bist der Gott der meisten Menschen, dir danken sie ihre Begeisterung, ihre poetischen Augenblicke, du giltst ihnen statt des wahren edlen Aufschwunges der Empfindung, statt der Dichtkunst selbst. — Indem nun der Dichter selbst seine poetischen Flügel etwas gelähmt fühlt oder doch vorher fühlte, ruft er aus: Weh, Weh! innre Wärme, Mittelpunkt! mit Bezug auf Pindars innre Glut, denn sie ist der Mittelpunkt alles geistigen, besonders des dichterischen Lebens; daher der Zuruf an sich oder an seine Seelenwärme: Glüh entgegen Phöb' Apollen (die Abkürzung Phöb' statt Phöbus ist höchst verwegen) d. h. nimm alle Dichterkraft jetzt zusammen, wo sie durch das Unwetter auf die Probe gestellt wird, sonst bist du kein Dichter, sonst wird Apoll zürnen und nicht bloß auf dich, sondern überhaupt an seiner Macht zweifeln und die Natur wegen ihrer Hervorbringungen beneiden, z. B. wegen der Ceder, als eines der schönsten und höchsten Bäume, die zu ihrem Wachsthum und Gedeihen des Apollo nicht bedarf, weil sie ohne geistiges Leben ist. — Nachdem der Dichter so des Apoll und Bacchus erwähnt hat, macht er sich in dem folgenden Absatz einen Vorwurf, daß er den Jupiter noch nicht genannt habe, aber nicht, insofern er der Gott der Götter ist, sondern, sofern er Jupiter Pluvius ist, der Gott des Regens, daher das fast komisch feierliche, dich, von dem es begann, in dem es endet, aus dem es quillt, nämlich, weil er durch den Regen zu diesem Liede angeregt ist und dieser ihn fortwährend begleitet; und auch in dem Folgenden, dich strömt mein Lied, hat strömt nicht die übertragene Bedeutung der Fülle, sondern die eigentliche, wegen des Regens, oder schwankt wenigstens zwischen beiden, und wiederholt das vorige quillt mit Steigerung. Witzig und doch ungezwungen nennt er dieß Lied, kastalischer Quell, nur einen Nebenbach des Regens, aber ein solcher Nebenbach rinnt nur musigen (ein ganz ungebräuchliches aber nicht übles Wort), d. h. von der Muse begeisterten, sterblich Glücklichen, vielleicht so viel als höchst Glücklichen. Der du mich fassend deckst, Jupiter Pluvius! klingt wieder sehr erhaben, ist aber ebenfalls halb komisch, weil der Himmel mit Regenwolken überdeckt ist, und rings sich auf die Erde und auch auf den Wanderer ergießt. — Schön sind die drei letzten Absätze wegen

der sehr eigenthümlichen, dichterischen und, ich möchte sagen, zugleich nordischen Gedanken. Die Anrede an den Jupiter Pluvius, der aber nicht bloß Gott des Regens, sondern auch des Sturms ist, wird in den beiden ersten Strophen fortgesetzt, und der Sinn ist: durch dich, d. h., durch Sturm und Regen, Schnee und Schloßen, wurden Anakreon und Theokrit, oder allgemeiner, werden die Dichter milderer Zonen nicht zu Gesängen begeistert, und können es nicht, wegen des fast ewigen Frühlings, der dort herrscht. Dieß ist ausgedrückt: du hast ihn nicht besucht, und die Lieblichkeit des Himmelstrichs durch den Ulmbaum, bei dem man an den ihn in Italien umrankenden Weinstock denkt, sowie durch die freundliche Rose; die Zartheit des Anakreon und der Charakter seiner Lieder durch das Taubenpaar in dem zärtlichen Arm, wobei zärtlich wol weniger auf die Weichheit des Arms, als auf Liebkosungen geht, und durch die Beiwörter tändelnd und blumenglücklich, von denen das erste ganz klar ist, weil die Trink- und Liebeslieder dieses Dichters niemals erhaben, sondern durchaus leicht, heiter, jovialisch sind, das zweite aber verschiedene Erklärung zuläßt, entweder glücklich durch Blumen als Blumenfreund, und daher Freund der Natur, einfacher Genüsse, oder glücklich gleich Blumen, d. h. ohne Kummer und Sorge, ein reiner Naturmensch. Ein trefflicher Gegensatz ist die sturmathmende Gottheit, wobei man leicht an antike Abbildungen der Gottheiten der Winde erinnert wird. Grammatisch bemerke ich noch die glückliche Weglassung des Artikels vor tändelnden und blumenglücklichen. Auf ähnliche Weise wird nun Theokrit beschrieben, als sicilianischer Dichter, durch den Sibaris und durch das Gebirg, den Aetna, und als Idyllendichter durch blumensingenden, sofern er Fluren und Felder und überhaupt die Reize der Natur besingt, honiglallenden, wegen der Lieblichkeit seines Gesangs, freundlich winkenden, ein etwas allgemeines Beiwort eines Dichters, sofern er uns gleichsam zum Anhören einladet und der Nachdruck liegt wol in freundlich, endlich die Annehmlichkeit und Heiterkeit des Klimas durch den Pappelwald, den kühlenden, vor der Sonne schützenden, und durch die Sonnebeglänzte Stirn des Gebirgs. Der Jupiter Pluvius ist hier nicht ausgenannt und wir haben ihn fast vergessen; um so besser sticht gegen diese sanften Dichter der mächtige, gewaltige Pindar ab, der schon vorher als Stellvertreter der Dichtkunst

überhaupt, und hier insbesondere der heroischen, durch ergreifende Ereignisse und Schauspiele begeisterten Dichtkunst steht. Wenigstens charakterisiren die von Pindar uns erhaltenen Oden oder Hymnen ihn als einen solchen, denn er besingt darinn die Sieger in den vier öffentlichen Hauptspielen der Griechen zu Delphi, Olympia, Nemea und auf dem Isthmus bei Korinth. Hier wird von den verschiedenen, dort gebräuchlichen gymnastischen oder Turnwettspielen der Wagenkampf, der auch der wichtigste war, durch sowol dem Ausdruck als dem Klang und dem Maaß nach treffliche Verse beschrieben. Die Bahn war länglich, hinten ging es um eine Säule herum. Der Staub, der bisweilen sämmtliche Fahrende fast verhüllte, ist nicht vergessen, wie ihn auch Horaz in seiner ersten Ode erwähnt, und das Gerassel der Wagen ist durch ein Bild besonders versinnlicht. Glühte deine Seel' Gefahren, ist schon grammatisch ungewöhnlich, aber zugleich sehr kurz statt begeistertest du dich durch die Gefahren, denn oft gab es Wagenbrüche, ja oft fielen die Fahrenden selbst herab und zerschmetterten Arm' und Beine und büßten auch wohl die Lust mit dem Tode. Mit dem Pindar vergleicht sich nun der Wanderer selbst, und erklärt sich dadurch für einen Dichter, doch wiederum halb scherzhaft wehmütig, denn erstens ist die Gefahr des Wanderers nicht so groß, hat wenigstens nicht die Erhabenheit der griechischen Wettkämpfer, obgleich er sie freilich leidet und Pindar sie nur besingt, zweitens wankt sein Muth etwas und er erliegt fast den Strapazen; daher ruft er sich selbst Muth zu, wenn dieß nicht etwa besser zu dem Vorigen gehört und von glühte regiert wird. Der Kleinmuth zeigt sich besonders in der Frage glühte? denn er fühlt sich leiblich und geistig durch das Wasser von oben und unten sehr erkältet, weßhalb er sich auch selbst bedauert: armes Herz! aber halb flehend zur Gottheit, halb sich ermuthigend fortfährt: dort auf dem Hügel, himmlische Macht, und bei der Aussicht auf das nahe Ziel alle noch übrigen Kräfte zusammen nimmt: nur so viel Glut, dort meine Hütte, dorthin zu waten! in welchen letzten Worten durch waten uns der äußere und durch Glut der innere Zustand des Dichters, wenigstens den er zu behaupten wünscht, zweckmäßig noch einmal vorgeführt wird. In den Worten dort meine Hütte, erblicke ich aber das letzte Aufblicken der Lebensflamme, denn diese Worte stehen ganz ungrammatisch wie hineingeworfen da, als ob

der Dichter zum Ausdruck seiner Gedanken kaum noch fähig ist und am Ziel seiner Bahn bewußtlos hinsinken wird.

Ich halte diese Ode übrigens für nicht viel weniger schwierig zu verstehen, als die Harzreise. An Hoheit und Innigkeit steht sie jener nach, aber an Eigenthümlichkeit gewiß nicht, die ich vorzüglich in dem Heroisch-komischen finde, wozu die Bekleidung mit der griechischen Mythologie vortrefflich paßt. Wenn daher Göthe von einem Halbunsinn spricht, so hat er dieß wol nur auf die kecke Behandlung der Sprache, auf einzelne Stellen, und das mit einer Art von Selbstverspottung gepaarte Uebermüthige bezogen, oder es überhaupt so ernst nicht damit gemeint, sonst hätte er dieß Gedicht wol nicht in die neueste Sammlung seiner Werke aufgenommen, und man kann ihm schwerlich vorwerfen, was man Schiller mit viel größerem Rechte vorwerfen kann, daß er gegen seine Jugendversuche zu nachsichtig gewesen sei.

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet,
Günst'ger Winde harrend, saß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe,
Zieh'n die Segel, zieh'n die hohen Wolken,

Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfülltem Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er konnte, Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Die Seefahrt läßt sich mit der Kronosfahrt vergleichen; freilich hebt uns letztere gleich in einen mehr dichterischen Luftkreis, indem die Lebensfahrt, und nicht sowol bildlich oder allegorisch, sondern mythologisch und deßhalb mit einem Anschein der Wirklichkeit (die Mythologie als poetische Geschichte gedacht) dargestellt wird, und von einem über alle Gefahren und Mühen des Lebens sich empor schwingenden und jede Furcht verschmähenden Sinne durchdrungen ist, dagegen die Schifffahrt nicht das ganze menschliche Leben, sondern nur ein bedeutendes Ereigniß aus demselben mit dem Lang-

weiligen, was ihm vorangeht, mit den Schrecken, die es begleiten, mit dem Zustande nicht bloß des Helden, sondern derer, die an ihm Theil nehmen, in sich begreift, und daher etwas Beschränkteres, etwas Geselliges, Häusliches, fast Bürgerliches und selbst etwas Ruhiges hat, was sich auch in den längeren Reihen und dem ununterbrochnen Gang des Trochäus malt. Wenn wir uns daher in der Kronosfahrt einen jungen Heros, einen Halbgott denken müssen, so erscheint hier mehr der in Verhältnissen, wenigstens der Liebe und Freundschaft, befangene, von einem großen Vorsatz, nämlich jenseit des Meeres sein Glück zu suchen, erfüllte, aber zuerst vom Schicksal, der Ungunst des Wetters zurückgehaltene, dann angelockte und endlich mit Untergang bedrohte Jüngling oder Mann, der eben hiedurch denn sich kräftigt und durch den Muth und die Besonnenheit, die er in der Gefahr zeigt, womit er sie zu überwinden sucht und durch seinen Todesmuth sich über seine Natur emporschwingt und der Aufnahme unter die Heroen würdig macht. — Wir sehen ihn im Anfang des Gedichts vor dem Beginn der Reise in der verdrießlichsten Lage, welche einen strebenden Geist treffen kann, nicht mehr mit Schwierigkeiten kämpfend, welche zu überwinden sind, denn sie sind überwunden, das Schiff ist befrachtet, sondern mit Schwierigkeiten, welche nicht zu überwinden sind, wo sich der Stärkste nicht stärker fühlt als der Schwächste: er ersehnt Fahrwind und muß lange vergeblich warten, mit Ungeduld über die gänzliche Unthätigkeit und Ohnmacht, in welcher er sich befindet, aber doch nicht allein, sondern in Gesellschaft treuer Freunde, die nebst dem Sorgenbrecher Bacchus die bleierne Zeit doch etwas antreiben. Die Freunde selbst, so gerne sie ihn behielten, theilen seine Ungeduld, *sie waren doppelt ungeduldig*, für sich selbst und in seiner Seele, sie wünschen ihm baldige, *schnellste* Reise und *hohe Fahrt*, die Fahrt aufs hohe Weltmeer (in altum), damit er sein Glück in den fernen Erdstrichen finde, um dann noch mehr geliebt und geachtet zu ihnen zurückzukehren. Endlich erhebt sich der günstige Wind, *Segenshauch*, von dem wachhabenden Matrosen zuerst bemerkt und angekündigt. Alles auf dem Schiff geräth in Thätigkeit. Das Wetter ist köstlich, nicht bloß der Wind weht, — malerisch, *die Segel blühn im Hauche*, blühn vom Entfalten — auch der Himmel ist heiter, *die Sonne lockt mit* Feuerliebe, einem Auge gleich, in dessen Feuerblicken Liebe und Zärt-

lichkeit strahlt, das Schiff fährt ab, die Segel ziehen es und mit ihm und über ihm ziehen, gleiten dahin die Schiffe des Himmels, die Wolken; die Freunde rufen, jauchzen den Abschied nach, Hoffnungslieder, denn ihre Wünsche klingen wie Gesänge, in denen sich die Hoffnung ausdrückt, daß der Freund glücklich die Reise vollenden werde; denn in ihrem Rausche, den sie über die endlich erfüllte Erwartung der Abfahrt empfinden, wähnen sie, daß der Himmel immer so günstig sei, wie an diesem Morgen und der darauf folgenden sternhellen Nacht. Aber dieser Wahn wird wenigstens dem Seefahrer bald benommen, der Wind dreht sich, Wechselwinde, gottgesandte, die sich nicht voraussehen ließen, θεόπομποι, er kann nicht auf dem geraden Pfade dem Ziele zusteuern, er muß laviren. Der Unannehmlichkeit folgt die Gefahr. Der Himmel verdunkelt sich fernhin, das Ungewitter kündigt sich leisewandelnd an durch eine besondere Bewegung des Wassers, die auf Thiere und Menschen einen beängstigenden Einfluß hat, die Vögel fliegen niedriger, und die menschliche Brust schwillt bange. Der Orkan erhebt sich, nun ist nicht mehr an planmäßige Richtung noch an Entkommen zu denken, die Segel werden eingezogen und niedergelegt, das Schiff mit seinen entsetzten Bewohnern (der angsterfüllte Ball) muß dem Winde und den Wellen zum Spiel hingegeben werden. Der Dichter, der schon von dem vierten oder fünften Abschnitt anstatt des Seefahrers das Wort genommen hat, thut jetzt einen Rückblick auf die zurückgebliebenen Freunde, die, von dem Sturm in Angst für den Freund gesetzt, an das Ufer zurückeilen — an jenem Ufer drüben heißt an dem verlassenen — sie beben, obgleich sie auf fester Erde stehen, mehr noch aus Besorgniß, als vor dem Sturm, erschüttert, und seufzen nach ihm, bedauern es, daß sie ihn von sich gelassen haben, halten ihn schon für verloren. Diese Schilderung mit den gehäuften Ach und den wiederholten Wehklagen, er sollte, er könnte (nämlich hiergeblieben sein), in welchen die Seele das Gleichgewicht etwas verliert, bildet einen trefflichen Gegensatz zu dem Folgenden: Doch d. h. die Freunde haben für ihn nichts zu fürchten, denn er ängstigt sich nicht, ihm schaudert selbst vor dem Tode nicht. Er stehet männlich an dem Steuer, er hat die Geistesgegenwart nicht verloren; er lenkt, so viel er vermag, zwar kann er den Elementen nicht gebieten, mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen, dem Schiffe

kann er seine Ruhe nicht geben, aber er selbst ist ruhig, die mächtige Naturgewalt vermag nicht ihn zu erschüttern, Wind und Wetter nicht mit seinem Herzen; vielmehr ist er durch seine Ruhe, durch seine Entschlossenheit ihr Gebieter, denn eben, weil er sich ihr nicht unterwirft, ist er ihr Herrscher, fühlt er sich über sie erhaben. Was können sie ihm anhaben? Auch sterbend, durch ihre Gewalt untergehend, erkennt er sie nicht als seine Herren an, sondern allein die göttliche Vorsehung, hier alterthümlich die Götter, ihr vertraut er daher. Hier schließt das Gedicht. Möchten wir einen andern Schluß, seinen Untergang oder seine Rettung, sein Scheitern oder Landen? Bei dem Trauerspiel bedürfte es des erstern, bei der tragischen Erzählung nicht, denn die Beruhigung ist da, er wird als ein Held untergehen, wenn es das Schicksal will, aber einen höherrn Augenblick gibt es nicht mehr zu schildern, wenn er versinkt, noch weniger aber, wenn er gerettet wird. Daher zieht der Maler die Hand von dem Gemälde ab; Ehrfurcht vor der Kraft und Würde des Menschen, die in der Gefahr sich zu zeigen vorzüglich Gelegenheit hat, das ist der Eindruck, welchen wir erfahren haben, und etwas Höheres konnte der Dichter nicht beabsichtigen. Aus dem Guten, wie ihn die Freunde nennen, ist ein Großer und Erhabner geworden. —

Grammatisch ist noch zu bemerken: drüben in den Welten gehört zusammen für: in den jenseitigen Welten, wobei Welten metonymisch steht. Die Satzverbindung zwischen den angeführten Worten oder dem Satz, in welchem sie stehen, mit dem folgenden ist kühn. Nach dem Gesetze der Prosa, ohne Rücksicht auf den Sinn, würde man wegen der Nichtverbindung und des nachstehenden Subjekts ein wenn hinzuzudenken haben: wirklich hat man hinzuzudenken und es wird ꝛc., (dieß wäre freilich prosaisch, aber ohne dieß muß eigentlich das Subjekt voranstehen, wie vorher Güterfülle. Eben so ist es nachher in dem Satz Ziehn die Segel. Sobald keine Zweideutigkeit entsteht, muß man den Dichtern diese Freiheit wol gestatten. — Reisefreuden wähnend wie des Einschiffmorgens, der Genitiv wird regiert von Freuden in Reisefreuden, weil die erste Hälfte Reise auch ein Genitiv ist, prosaisch, wähnend die Freuden der Reise gleich denen des Einschiffmorgens. — Mit der Schilderung des Ungewitters ist Klopstocks Ode, die Welten, zu vergleichen.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil, und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärtiger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor,
Und reckt die Flügel; — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten, —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg,
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach,
Und ruckt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugierig sich
Zum nahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sei guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?

Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegene Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.
O, Weise! sprach der Adler, und tiefernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! du redst wie eine Taube!

Nicht bloß den Philistern, welche schwätzen und ihr Geklatsche über göttlichen Gesang schätzen, auch den glücklichen Gatten, die alle ihre Kinder versorgt sehen, den Verliebten und Verlobten, deren Streben mit der ersehnten Vereinigung ein Ziel findet, den Häuslichen, kurz allen, deren Leben in der Gegenwart ist, die etwas leicht Erreichbares gesucht und gefunden haben, die die Gegenwart ausdehnen möchten über alle Zukunft, wenigstens über alle irdische, die an einer beschränkten Lage sich genügen lassen und daran Gefallen finden, möchte der Sinn dieses Gedichts dunkel bleiben, oder, wenn er ihnen hell würde, die Lehre widerlich sein; alle die aber, welche über den ruhigen Genuß des Vorhandenen hinaus, nicht bloß im Handeln, sondern im Streben nach etwas Zukünftigem, vielleicht nimmer Erreichbarem, aber um so eifriger Gesuchtem, in der Unruhe ihren Genuß finden und nur allenfalls auf den Höhen der Menschheit, nach der Vollendung bedeutender Werke, nach den vielseitigsten Anstrengungen ein wenig verweilen und ausruhen, denen endlich das irdische Leben nicht genügt, weil es ihnen die Kräfte zur Ausführung neuer Plane versagt, weil es sie durch Stillestand ermüdet und langweilt, die Heldengeister, nicht bloß die mit dem Schwert und mit dem Scepter in der Hand, die ihren Stab über die ganze Erde ausstrecken und zum Monde hinaufreichen möchten, die Cäsare und Alexander, sondern die auch in der Kunst und Wissenschaft, ein Pindar, Plato, Phidias, Bonarotti, Baco, Leibnitz, Franklin, Franke, Thorwaldsen, Fichte, Schiller, Herder und der Dichter der Fabel selbst, die Eroberer auf den unblutigen Gefilden der Phantasie, des Tiefsinnes, die, indem sie ihrem eignen Treiben und Drängen, dem geistigen

und sittlichen Instinkte folgen, die Bildung und das Wohl ihres ganzen Geschlechtes befördern, diese werden das Gedicht verstehen, ja sie werden sich selbst in dem Adler erblicken und die Weisheit, die hier gelehrt wird, mit hohem Gefühl als die ihrige anerkennen. Wenn ein solcher Adlersjüngling die Flügel nach Raub aushebt — die Flügel heben für fliegen, also ausheben für Ausfliegen — und der Pfeil des Schicksals verwundet ihn im Mittelpunkte seiner Kraft, wirft ihn auf das Krankenbette nieder, raubt ihm Vermögen, Freunde und alle Mittel zu seinem Zwecke, da härmt er sich weniger über den körperlichen Schmerz, über den gestörten Genuß, ja selbst weniger über die abwendig gemachten Freunde, über List und Bosheit seiner Widersacher, als über den gehemmten Lauf seiner Bestrebungen, da zuckt er an solcher Qual lange Täge und Nächte, und wenn er auch vom Krankenlager wieder aufsteht, wenn sich wieder Personen an ihn anschließen und Hülfsmittel darbieten, so ist doch vielleicht der glückliche Zeitpunkt verschwunden, die Hoffnung, das Vertrauen, der Glaube an sich selbst — die wahre Senn- und Schwingkraft — geschwächt, nicht aber die Sehnsucht nach dem Höheren verringert; mit Mühe erhält er sich kaum das Dasein, theils weil ihm das Schicksal noch immer nicht günstig ist, oder weil ihn auch die Erhaltung des bloßen Daseyns nicht eben kümmert, da ergreift ihn denn eine Schwermuth, er schaut zu den Höhen empor, wohin ihn sein Geist trug, oder die er wirklich schon einnahm, wohin er gehört, die ihm nun aber unersteiglich sind, und eine Thräne füllt sein großes Auge, wie dem Hannibal, als er Italien verlassen mußte. Wenn nun zu dem Kolumbus, damals, als ihm zuerst die Schiffe zu seinen Entdeckungsreisen von allen Staaten, an die er sich wandte, abgeschlagen wurden, ein Krämer, Advokat, Gutsbesitzer mit seiner Frau, Leute in guten Umständen, mit denen er etwa zusammenkam, den Niedergeschlagenen mitleidig angeblickt, liebreich angelächelt hätten, und endlich zu ihm hingetreten wären und der Wortführer, halb neugierig, halb gutmüthig ihn also begrüßt hätten: du bist schwermüthig, Christoph, nämlich weil du deinen vierten Erdtheil nicht entdecken kannst, der vielleicht nur in deinem Kopfe und nicht auf unserm Planeten liegt, laß deinen Kummer fahren! Wie kannst du dich nur durch ein solches Luftschloß einen Augenblick täuschen und in Unruhe setzen lassen. Hast du denn hier in Genua nicht alles, was zu einem

seinen und ehrenvollen Leben gehört? Du bist nicht arm, du hast Freunde und Gönner, die dir gerne zum größern Erwerb behülflich sein werden, du bist jung und gesund und nicht häßlich, du bist ein Seehauptmann, du bist kühn und tapfer, du hast dir Ruhm durch deine Kriegsthaten erworben, du wirst wegen deiner seemännischen Kenntnisse geschätzt, du wirst dich leicht noch mehr beliebt machen auch bei dem weiblichen Geschlechte, du wirst zu wählen haben und dich endlich mit einem Mädchen aus einem angesehenen Hause verbinden, du wirst immer höher steigen, wol gar bis an die Stufen des Thrones oder auf deinen Gütern ruhige, stille Tage verleben können! Und wenn du nur auch in einem mäßigen Wohlstande bliebest, denn o guter Kolumbus, man muß nicht zu viel hoffen, wie der weise Seneka sagt, und „wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen“, wie der heilige Apostel Paulus sagt; — so würde Kolumbus wahrscheinlich geantwortet haben: o Weiser, du redst wie ein Mönch, wie ein Sophist, wie ein moralischer Schwätzer! du redst wie du es verstehst, und wie es Millionen nicht anders verstehn. Als ob Kolumbus in einem Krämerladen am täglichen Verkauf von Pfennigdütchen ein Genügen finden könnte! — Und so würde er unmuthig sich in sich zurückgezogen und seine beste Kraft zernagt haben. Und wenn nun auch Kolumbus nicht, denn diesem war die Sennkraft nicht ganz zerschmettert, sein Muth war noch nicht gelähmt, und er hob endlich seine Fittige nach dem gelobten Lande aus, das ihm sein Studium, seine Ahnung prophezeiht hatte; aber mancher andre Adlersjüngling mag so gesprochen oder gedacht haben und nimmer zu seinem wahren Dasein genesen sein! Wenn aber hiemit das Krämerleben und überhaupt jede kleine Thätigkeit, jede Beschränkung, jede Anspruchlosigkeit bespöttelt zu werden scheint, so bemerke man, daß der Dichter hier nur eine Stimmung, die Verschiedenheit der Wünsche oder der Anforderungen an das Leben und an das Glück, oder noch bestimmter die Grundsätze der Ruhigen und der Strebenden hat ausdrücken und die Thorheit der einen Parthei, die andre nach ihrem Maße zu messen und zu bekehren, entwickeln wollen, wobei noch gar nicht von einer Beurtheilung, nicht von einer sittlichen Schätzung dieser beiden auseinanderlaufenden Richtungen die Rede ist. Unstreitig stehen sich beide an sittlichem Werth unstreitig gleich; sie sind beide löblich, sobald ihre

Ruhe und ihr Streben nicht eigennützig, sondern nützlich und tugendhaft ist; sie sind beide tadelhaft, sobald dieß nicht der Fall ist; das Streben kann zur Ehrsucht, zum Stolz, zur Hoffahrt, zur Eroberungssucht, zur Grausamkeit, zur Unterdrückung alles menschlichen Gefühls hinreißen und zu schauderhaften Auftritten Veranlassung geben: die Ruhe kann versinken in Ueppigkeit, Schlaffheit, Nichtsnutzigkeit, Gleichgültigkeit, Geiz, in Verhärtung gegen alles menschliche Leid und alle Freude, beide können den Menschen zum Thiere, das eine zum Raubthier, das andre zum Faulthier herabwürdigen; beide können ihn aber auch zur Gottheit emporheben, das Streben durch die Erweiterung des Wirkungskreises, durch Glückverbreitung und durch eignes, im Bewußtsein der Kraft und des geistigen Lebens bestehendes Glück, die Ruhe durch die Genauigkeit in der Erfüllung kleiner, aber zur Erhaltung und zum Wohl des Ganzen nicht minder nothwendigen Pflichten und Geschäfte, durch eine Stille und Milde des Gemüths, die die eigne Brust und den, der ihr nahe ist, erquickt und beseligt, beide werden es um so mehr, wenn sie es verstehen, von einander gegenseitig etwas in sich herüber zu nehmen, wodurch eben der Mißbrauch und der Irrweg von beiden vermieden wird; so erscheint uns der Adlersjüngling Luther und dagegen die Taube Melanchthon, wenn der eine sich zu Zeiten der stillen Ruhe der Häuslichkeit und der Freundschaft hingibt und der andre aus seinem Studirzimmer hinaustritt in die Welt, um vor Königen und Gelehrten seine und seines Freundes Grundsätze und Meinungen zu vertheidigen. Beide werden endlich geläutert und empfangen erst ihre Weihe durch die Religion. Gustav Adolph, die Fürsten der deutschen Befreiungskriege, ihre Bestrebungen sind geheiligt durch die Frömmigkeit, in welcher sie leben und weben, und wie wir in diesen kaum die Adler- von der Taubennatur trennen können, so ist diese Vermischung in höherem oder geringern Grade, freilich auch mit den Abarten zum Geier und zum Siebenschläfer, allgemein und findet sich in den niedern Ständen, bei jenen unbemerkten, nicht von der Geschichte, sondern etwa nur in Starke's häuslichen Gemälden aufbewahrten oder doch angedeuteten Namen und Personen, eben weil sie die Großzahl der Menschheit ausmachen, am häufigsten. Nur vermesse sich nicht die Taube den Adler zu beurtheilen, aber der Adler erkenne auch

das Glück der Taube, wie der Wanderer die holde Einfachheit und Unschuld der Bewohnerinn von Trümmern ehemaliger Kunstherrlichkeit.

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n,
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Heerd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Als ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüben wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meines,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?

Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das dir gleich sei,
Zu leiden und zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Prometheus und Zeus waren Geschwisterkinder, der erste ein Sohn des Japetus, der zweite des Saturnus. Beide Brüder, Söhne des Cölus und der Gäa, des Himmels und der Erde, gehören zu den Titanen, welche zuerst ihren Vater vom Throne stießen, auf welchen sich Saturnus setzte, sodann aber den Saturnus zu vertreiben suchten, welcher späterhin von seinem Sohne Zeus des Reiches wieder beraubt wurde. Dieser Zeus und seine Familie wurden nun das regierende Göttergeschlecht und überwältigten die Abkömmlinge des früheren, ihre Verwandten. Die Titanen waren in den Tartarus versenkt, Prometheus, der Titanensohn, ward noch eine Zeit lang vom Zeus geschont; als er aber die sklavische Anbetung nicht ertragen konnte, welche Zeus von dem Menschengeschlecht for-

derte und sich über die Bedürftigkeit und Ohnmacht ärgerte, in welcher die Menschen gelassen wurden, brachte er heimlich und wider Willen des Machthabers den unglücklichen Sterblichen das Feuer vom Olymp herab in einem gehölten Hollunderstab, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, mehrere Künste zu erfinden und verständiger und glücklicher zu werden. Diese Entwendung ward von Zeus strenge geahndet. Prometheus ward an einen Felsen des Kaukasus geschmiedet, wo ein oder zwei Raubvögel ihm täglich die Nachts wieder wachsende Leber zerfraßen, bis er endlich mit dem Felsen in den Tartarus hinabgestoßen wurde, um in der Gesellschaft seiner Oheime so lange zu büßen, als die Herrschaft des Zeus währte. Göthe läßt in diesem Gedichte den Prometheus vor seiner Bestrafung sprechen. Verachtung, Bedauern, Spott, Trotz, mit Bewußtsein der eignen Kraft, erschallt von seiner Zunge. Mache in deinem Himmel, was dir beliebt, hülle dich in deine Wolken und schleudre deine Blitze und Donnerkeile auf die Wälder und Berge, wenn du an solchem Knabenspiele Vergnügen findest, die Erde selbst, meine, weil ich den Olympus verlassen und mich zu dem Menschen gesellt, ihnen Freundschaftsdienste erwiesen habe, vermagst du doch nicht zu zertrümmern, selbst meine Hütte nicht, die ich mir gebaut habe und sie mir wieder bauen würde, wenn du sie zerstörtest, und die du nicht hast, so wenig, wie meinen Heerd, auf dem ein Feuer brennt, durch welches ich den Sterblichen die Schmiedekunst beibringe, und mir ihre Liebe gewinne. Darum eben und weil ich mich an meinem Feuer wohlbefinde, beneidest du mich. Und du, sammt den übrigen Olympiern, ihr habt Recht, mich zu beneiden, ihr müßt erwarten, was euch die Menschen bringen, und es sind ärmliche Gaben, und herrschte nicht Wahn und Aberglaube bei ihnen, so erhieltet ihr gar nichts mehr. — Auch ich war einst als Kind in solchem Wahn befangen, als sorgtet ihr für diejenigen, welche sich an euch bittend wenden, auch ich rief euch an. — Aber ihr seid empfindungs- und erbarmungslos. In dem Bruderkriege der Titanen, wo Uebermuth geübt wurde, wo ich dem Tode, der Sklaverei nahe war, wer rettete mich da? In der Unbefangenheit der Jugend, in dem ersten frischen Vertrauen zollte ich euch Dank für meine Rettung, während ihr euch nicht um mich bekümmert, und mein eigner Muth, meine Kraft und Glut meine Götter gewesen waren. Nein, ihr habt nimmer in meiner Angst,

in meinen Leiden etwas für mich gethan, was Achtung und Ehrfurcht verdiente. Mein Alter hat Geist und Kraft in mir gereift, ich verdanke, was ich bin, den Umständen, dem Zusammenhang der Begebenheiten, dem Schicksal, diesem bin ich unterworfen, wie du, der du auch ihm deinen Thron verdankst. Freilich meine Kraft war nicht hinreichend, alles, was ich wünschte, zu vollführen, ich habe den Schmerz des Mißlingens empfunden, aber darum verzweifle ich nicht, bin dem Leben nicht gram und verzehre mich nicht in Schwermut. — Vielmehr bin ich hier mit einer Arbeit beschäftigt, die dich noch mehr ärgern wird, als meine Hütte und mein Heerd: ich schaffe ein neues Menschengeschlecht, das empfindet wie ich, warm und empfänglich für Leiden und Freuden, thätig zu sein, und sich selbst sein Wohlbefinden zu verdanken, das aber dir auch nicht einmal die ärmliche Gabe der Opfer und der Gebete darbringen wird. —

Wenn man auf die Verwandtschaft des Prometheus mit dem Zeus Rücksicht nimmt, dem er dem Range und den Ansprüchen nach gleich war, so spricht in diesem Gedicht bloß der Beleidigte, der sich in seinem Herzen höher fühlt und deßwegen auch jede Rache an ihm mit Wort und That für erlaubt hält. Indeß bloß die Stimmung des Prometheus, als mythologische Person, dichterisch auszusprechen, scheint mir für Göthe ein zu beschränkter Zweck, ich möchte lieber etwas Sinnbildliches darin suchen, besonders so fern ich im Zeus den Herrscher und zwar den Gott, im Prometheus den Untergebenen, den der Menschheit sich zugesellenden, also mehr als Menschen hervorhebe. Alsdann stellt uns Prometheus den Charakter des Freigeistes auf, des Atheisten, der von keiner Vorsehung, von keiner ewigen Liebe etwas wissen will, der in dem räthselhaften Knäuel der Begebenheiten, den kein Mensch entwirren und auflösen kann, nur die herzlose Nothwendigkeit, den starren Zwang erblickt, die mit dem Menschen ihr muthwilliges Spiel treiben, und gegen die ein fester Wille sich in sofern aufzulehnen vermag, sofern eben dieser nicht zu beugen ist, und sein Ziel beharrlich verfolgt, der nichts Göttliches glaubt, weil er es nicht mit Händen greifen, mit seinen äußern Sinnen nicht wahrnehmen kann, ein schrecklicher Wahn, wie er z. B. in Frankreich eine Zeit lang herrschte unter den philosophischen Materialisten, ein Wahn, der, wie jede lebhaft ergriffene Meinung, sich Anhänger, Gleichdenkende

zu verschaffen sucht, wie Prometheus sich ein ähnliches Geschlecht erschafft, der aber den Menschen nicht beruhigen kann, vielmehr ihm nächtlich das Herz zernagen muß und ihn eine Aussicht in's Leere und Wüste eröffnen und ihn in die bodenlose Tiefe der Verzweiflung, wie jenen in den Tartarus, hinabstürzen muß. Aber zu solchem Wahn kann Kraftfülle, Unbeugsamkeit des Herzens, Eigensinn und Stolz am leichtesten führen, Irrthum und Wahrheit mischen sich oft in solchen Gemüthern. Das männliche Geschlecht hat dagegen zu kämpfen; weibliche Atheisten gibt es wol kaum.

Auch über die Entstehung dieses Gedichts erklärt sich Göthe im dritten Theil seines Lebens. Es ward nämlich der Gedanke in ihm rege, daß der Mensch auch in der glücklichsten Lage dennoch auf sich zurückgewiesen wird, und er fand, nach der Bestätigung seiner Selbstständigkeit sich umsehend, sein produktives Talent als die sicherste Base derselben, welches ihn seit längerer Zeit keinen Augenblick verlassen hatte. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel ihm auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine ganze Welt bevölkerte. Er sagt weiter: „Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und nachdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältnisse stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Empfindung, aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen mußte. Indem ich nun hiebei die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß. Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu habeen, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich

zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Composition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutschen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jakobi erklärte." Ferner gehört hieher die Stelle: „Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. — So ist denn dieses Gedicht, wie Mahomet's Gesang, ein Bruchstück einer größeren Dichtung, dessen Nichtvollendung oder Verlust nicht genug zu bedauern ist.

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft d'rein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! ich komme!
Wohin? ach, wohin?

Hinauf, hinauf strebts.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Eine lieblichere Hieroglyphe ist diese, aber eine leicht zu deutende. Ist dies wirklich der trojanische Ganymedes, den Zeus wegen seiner Schönheit durch einen Adler rauben ließ, statt daß dieser sich zur Gottheit hinauf sehnt, von ihrer Schönheit, nämlich von der auf der Erde in der Natur erscheinenden, von dem Frühling entflammt, der ihm die Brust mit Wonne erfüllt, das Herz bedrängt und mit heiligen Gefühlen durchströmt, der die Gottheit selbst fassen, umarmen möchte, der Gras und Blumen, als wären es lebende Wesen, als wäre es das Himmlische selbst, an sein Herz drückt, der in dem Morgenwind einen erquickenden, durstlöschenden Hauch von oben erkennt, der in dem Flöten der Nachtigall die Stimme der Allgüte vernimmt, der dem Ruf folgen möchte und leicht weiß, wie und wohin; bis er die Wolken sieht, die blaue Gewölbe eröffnen, die er, wie sie sich senken, für Boten hält, ihn in ihren Schooß aufzunehmen, ihn abzuholen, der den Wechselgenuß der Liebe und Gegenliebe ahnt und mit dem Ausruf: alliebender Vater schließt? Nein, das ist fromme Begeisterung, und nicht die weichliche, denn auch das Gefühl hat seine Rechte, nur die gefühlvolle, mit der Gesundheit und Tüchtigkeit des ganzen Menschen ja wohl verbunden sein kann, es ist das Unaussprechbare der Sehnsucht, der Hingebung, es ist ein christlicher Ganymedes, oder doch ein sehr veredelter heidnischer; gegen das Heidenthum streitet die Benennung des alliebenden Vaters, dafür die Herleitung der Frömmigkeit von der Bewunderung der Natur. So stellt denn dieß Gedicht, wie Moritz bemerkt, die Sehnsucht nach dem Genuß eines höhern Daseins dar.

Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Auch in diesem Gedicht herrschen Empfindungen und Gedanken der Frömmigkeit, aber es ist weniger begeisterte oder ruhige Liebe zu dem Allgütigen, als Ehrfurcht vor dem Gewaltigen, der freilich auch in seinen Schrecknissen Segen verbreitet, dem man vertraut, als dessen Kind man sich tröstlich anerkennt. Aber diese mit Schauer gemischte Zuneigung geht bald in die Anerkenntniß seiner Erhabenheit und des unendlichen Abstandes des Menschen über. Daher kann der Mensch gar kein Maaß für die Gottheit sein und jeder Versuch muß mißlingen. Hebt er sich aufwärts, ein herrliches Bild des Forschers, der über die Grenzen seines geistigen Vermögens hinaus will, sich in Spitzfindigkeiten verirrt und seine Bestimmung als Bewohner der Erde darüber vergißt und aus den Augen setzt, ein Spiel des Zweifels und der Träume wird. Steht er mit festen, ein eben so schönes Bild des thätigen, nicht grübelnden Mannes, der aber dann auch sich vor den übrigen Wesen kaum auszeichnet, und körperlich vollends sich mit dem Baumgeschlecht an Höhe nicht vergleichen darf. Hierauf wird die Betrachtung noch sinniger, fast tiefsinnig. Es wird die Frage aufgeworfen, worin sich Gott und Mensch unterscheide, obgleich vorher die Messung des letzten mit dem ersten verboten wurde, und sehr dichterisch beantwortet mit dem Bilde von einem Strom, der das Leben mit seinen Schicksalen, Zeit und Raum, die beiden allgemeinsten Formen des Denkens, darstellt. Viele Wellen, unendlich viele wandeln dem Gotte voran, er übersieht, er kennet sie alle, obgleich es ein ewiger Strom ist: der Mensch ist nicht einmal Herr einer einzigen Welle, sondern ihr Spiel, er ist auf sie beschränkt, er kennt sie nicht etwa, er ist leidend, er folgt ihr, sie hebt ihn, sie senkt ihn, versenkt ihn und er ist nicht mehr. Und dieß Leben des Menschen, dieß kurze Schwanken auf der Welle, diese Spanne Zeit wird hier durch den Ring, das bekannte Sinnbild, ausgedrückt und nun mit einem Gedanken geschlossen, der den heruntergedrückten.

einzelnen Menschen, sofern er sich als Mitglied der Menschheit, als Glied einer Kette denkt, wieder einigermaßen erhebt. Der Einzelne muß schnell untergehen, die Menschheit bleibt, die Todten werden durch die Neugebornen ersetzt, es ist eine Kette, deren Ende der Mensch wenigstens nicht absehen, und sich schwerlich einen hinreichenden Grund für ihre Auflösung denken kann. Das sind freilich die Grenzen der Menschheit, oder vielmehr die engen Grenzen des Menschen und die unendlichweiten, grenzenlosen Grenzen der Menschheit. Aber hat diese Darstellung etwas Beruhigendes und Erhebendes? Der Mensch und sein Geschlecht ist hier bloß als ein Erzeugniß der Natur betrachtet, das auf diese Erde beschränkt ist, das ist die Ansicht der Alten, obgleich doch auch diese einen kleinen Hintergrund, den Orkus, mit allerlei Farben ausmalen. Und an die Alten erinnern uns auch hier wieder die Götter in der Mehrheit, und der uralte, heilige Vater, unter dem wir den Zeus verstehen müssen. War es vielleicht des Dichters Absicht, den Glauben des Alterthums darzustellen und dadurch die Sehnsucht nach einer Auflösung dieses beklemmenden Schlusses in dem Glauben des Christenthums an eine geistigere Fortsetzung des Daseins, an menschliche Unsterblichkeit zu wecken? Ich wenigstens kann dieses Gedicht nicht wohl lesen, ohne mich an dem Ganymedes zu erholen, oder in der hohen, geistigen, über die äußere Natur hinausgehenden Natur des Menschen, in dem Göttlichen des Menschen, welches das folgende Gedicht darstellt, wieder einen Halt, und eine Ahnung der höheren Bestimmung zu finden. — Vorzüglich dichterisch ist der Ausdruck: küss' ich den letzten Saum seines Kleides, küssen drückt hier die Ehrfurcht aus, es ist der Kuß nicht einmal auf die Hand, sondern auf das Kleid. — Das Kleid Gottes ist die äußere Natur, der letzte Saum ist das Geringste in der Natur, worin sich noch die Gottheit abspiegelt, worin der fromme Sinn die Gottheit erkennt. Aehnlich sagt Klopstock in der Frühlingsfeier: Zürnest du, Herr, weil Nacht dein Gewand ist?

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute;
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind' und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Edel sei der Mensch, hülfreich und gut! So beginnt, so beschließt dieses echtsittliche Gedicht, nur daß im Anfang der Adel des Menschen als etwas Pflichtmäßiges, am Schluß als ihm etwas Innwohnendes ausgesprochen wird. Daraus folgt denn fast, daß der Dichter den Adel in das Hülfreiche und Gute, also in die sittliche Natur des Menschen setzt, so daß gut nicht sowol gutmüthig als unerworbene Eigenschaft, sondern vielmehr sittlich-pflichtgetreu, freilich durch den Beisatz hülfreich, vorzüglich treu in Erfüllung der Pflichten der Menschenliebe, bedeutet. Dieß wird als das Unterscheidungszeichen von allen Bewohnern der Erde, von den Thieren und Gewächsen, denn das sind die Wesen, die wir kennen, angeführt, ja sogar als ein Fingerzeig zu einer höhren Stufe von Wesen, zu dem höchsten Wesen selbst, die wir nicht kennen, die den Erdgebornen entgegengesetzt sind, die wir nur ahnen und zwar ver-

möge unsrer sittlichen Anlage. Das Beispiel des Menschen verbürgt uns ihr Dasein. Denn etwas anders als diese sittliche Natur erhebt uns nicht in höhere Welten, erhebt uns nicht einmal über die übrige Erdenschöpfung. Die äußere Natur erkennt unsern Adel nicht an, sie hat kein Gefühl dafür. Wofür? Wir sollten zunächst erwarten für den Menschen in Vergleich mit den Thieren, wie es auch wirklich ist, denn die Sonne scheint dem Reuter nicht wärmer als dem Rosse, worauf er reitet. Statt dessen ist der lyrische Gedankensprung, sie zeichnet den sittlichen Menschen nicht vor dem unsittlichen aus, sie behandelt alle Menschen gleich, wie alle Geschöpfe, sowol die himmlischen Weltkörper als die Erscheinungen am irdischen Lufthimmel, zeigen sich dem Guten eben so freundlich oder unfreundlich wie dem Bösen. — Wie die Natur, so auch das Glück oder das Schicksal, der unbekannte Zusammenhang der menschlichen Dinge oder der Einfluß darauf, der außer unsrer Gewalt liegt, hier ist in den Beispielen besonders das letzte Schicksal, der Tod gemeint, der, sofern er als den Faden des irdischen Daseins abschneidend, etwas Feindseliges hat, wenn er Gefühl für Schuld und Unschuld hätte, wenn er strafend und belohnend wäre, diesen schonen, jenen nicht verschonen müßte, aber auch hier erscheint uns wenigstens keine Beziehung auf die Sittlichkeit. Naturgesetze und Glück gehen ihren Weg und wir sind ihnen unterworfen. Dieser Satz, der in dem fünften Absatz enthalten ist, weist auf die Grenzen der Menschheit zurück. Aber der Mensch besitzt eine Kraft, die sich den Naturgesetzen entzieht, darum leistet er, was in Beziehung auf jene Gesetze zuerst unmöglich scheint, bei ihm ist eine geistige Fähigkeit vorhanden, von der wir bei den übrigen Geschöpfen nur eine Ahnung finden, er hat Verstand, Urtheilskraft, Vernunft und freien Willen, und durch diese sind seine Geisteswerke nicht für den Augenblick, sondern dauernd, sind irdisch dauerhafter als er, sind gleichsam ewige Gegenwarten oder Aoriste, zeitlose Zeiten. Er macht auch einen Unterschied zwischen gut und böse bei Andern, wie bei sich und theilt danach Beifall und Mißfallen, Lob und Tadel, Belohnung und Strafe aus, er vermag aber auch den Bösen, sei auch er es selbst, zu bessern und auch das scheinbar Unnütze und Schädliche durch vernünftige Ueberlegung und guten Willen zum Bessern zu lenken. Fällt es uns auf, daß hier der geistigen Erkenntnißfähigkeit zugleich und noch vor der sittlichen Wil-

lenskraft erwähnt ist, so erinnern wir uns, daß ohne erhöhte Erkenntniß, ohne verfeinertes Gefühl das sittliche Selbstbewußtsein nicht erwachen kann, daß eines ohne das andre nicht bestehen kann, und daß die instinktartigen, sittlichen Eigenschaften bei manchen Thieren, z. B. bei dem Hunde, bei dem Mangel des Lichtes der Vernunft schlummern und nicht zum Gegenstand der eignen Betrachtung werden können. Dieß ist es nun eben, was der Mensch an sich selbst am höchsten schätzt, dieß ist das Maaß, womit er die Gottheit mißt, obgleich die Gottheit freilich die Sittlichkeit in der höchsten Vollkommenheit, in der größten Unbeschränktheit ist, Gott kann dem Menschen nichts anders sein als das sittliche Wesen, und die Thätigkeit desselben muß im Großen, im Unendlichen der des guten Menschen ähnlich sein, wenn gleich der beste nicht fleckenlos ist, nicht einen durchaus reinen und festen Willen hat, sondern häufig nicht thut, was er nachher bereut, nicht gethan zu haben, was er gethan haben möchte. Hierauf tritt der Anfangssatz nur mit der bemerkten Veränderung wieder ein. Der edle Mensch sei hülfreich und gut, nebst einer kurzen Wiederholung, worinn dieß bestehe, nämlich er schaffe das Nützliche, Rechte, denn das wahrhaft Nützliche ist eben auch das Sittliche und Gute, und so sei er uns oder wird er uns sein ein Vorbild, eine Bürgschaft jener geahneten Wesen. Die Wesen, die Unsterblichen in der Mehrheit, ließen sich auf die Engel und Gottheit beziehen, wenn nicht auch hier wieder der alterthümliche Glaube als Redensart aufgenommen ist: die Idee dieser Wesen, als reiner Sittenwesen, erhebt sich jedoch über den Glauben der alten Welt. — Der Ausdruck in diesem Gedicht ist höchst einfach und ermangelt beinahe aller poetischen Färbung, z. B. im Anfang: denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. Nur in dem vierten Absatze ist das Glück persönlich und dramatisch dargestellt. Es tappt unter die Menge, wodurch die Willenlosigkeit, das Ungefähre bezeichnet wird, wie mit blinden oder verbundenen Augen, faßt bald des Knaben lockige Unschuld, bald auch den kahlen, schuldigen Scheitel, wo die Einbildungskraft sich einen Kreis von Knaben mit Lockenköpfen bei kindlichem Spiel, und Greise mit kahlen Platten, gebückt, nicht bloß vom Alter, sondern von Leidenschaft und Schuld, denken muß und das Glück in der Mitte als blinde Kuh. Lockige Unschuld des Knaben ist eine Versetzung des Beiworts

lockig, und eine Verwandlung des Beiworts unschuldig in ein Hauptwort. — Uebrigens geht die christliche Betrachtung über diese Darstellung der Naturgesetze und des Glückes hinaus. Sie gibt nur den Schein der Willen- und Planlosigkeit zu und ahnt auch in der einzelnen Beschränkung des Menschen eine Beziehung auf die sittliche Natur des Menschen, nach dem biblischen Ausdrucke: nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählet. Die Ausführung dieser Idee vermied Göthe, weil sie außer seinem Plane lag.

Schließlich wäre hier etwa noch anzuführen, daß Schubarth im zweiten Theile seiner Schrift über Göthe auch über die Gedichte von Wanderers Sturmlied bis zu dem gegenwärtigen sich im Allgemeinen ausläßt und unter andern sagt: „Alle diese Dichtungen zeigen nicht von einer moralischen Stimmung, sondern von einer überwiegenden, überschwellenden geistigen und sinnlichen Kraft, die noch zu etwas Andrem vorzudringen sucht, als Weisheit, Sittlichkeit schon in ihrem Guten, Würdigen gewähren, und im Allgemeinen und für's Allgemeine wohl und gut gewähren" — eine zu allgemeine Ansicht, als daß sie alle Leser, besonders wenn sie seine Ideen nicht im Zusammenhang kennen, theilen werden.

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den saugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der S
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes, junges Weib!

Frau.

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran! Durch's Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
D'rin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt seid ihr,
Tiefgegrabene Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen solltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan.
Hier.

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmern!

Frau.

Hier zu Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! Ueber dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einsame Schwester dort,
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geschwister!

In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt d'rüber hin!
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln d'rein?

Frau.

Wie der Knabe schläft
Willst du in der Hütte ruh'n,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber, schlaf!

Wandrer.

Süß ist deine Ruh'!
Wie's in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen;
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blumenfülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie alles herrlich blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause sein
Vom Feld'. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen. —
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist und spielen will!
Du Schelm!

Wanderer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffst Jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhab'ne Trümmer
Für deine Bedürfniss'
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit ist's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reisetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend beim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Ein Wandrer begrüßt eine junge Frau, die einen Knaben an ihrer Brust hat, und bittet sie um die Erlaubniß, bei ihr an der Felswand im Schatten auszuruhen. Die Frau fragt nach seinem Gewerbe und wie er an einem so heißen Tage, trotz dem Staube des Weges, sich aufgemacht habe, und hält ihn für einen Waarenhändler. Der Wandrer lächelt und bittet sie mit freundlicher Rede, ihm ihren Brunnen zu zeigen, um seinen Durst daraus zu löschen. Sie zeigt ihm den Weg den Felsen hinauf. Gleich bei den ersten

Schritten bemerkt er Steine, die er nicht für zufällig daliegend, wie reich auch die Natur ihre Gaben verstreue, sondern für Gemäuer, für Reste alter Baukunst halten muß. Bald wird seine Vermuthung bestätigt. Er sieht einen Architrav (das obere Gebälk einer Säule), er geht über einen Stein, der eine, aber durch das Drüberhinwandeln der Menschen, fast zerstörte Inschrift trägt. Die wehmütige Empfindung des Wandrers gibt sich schon jezt zu erkennen: er ist ein Künstler oder doch ein Freund und Bewunderer der Kunst. Weggewandelt sind die Worte, die so tief von dem Meister eingegraben waren, damit sie seine Andacht, sein religiöses Gefühl oder überhaupt die Begeistrung, die sich in seinem Werke aussprach, der späten Nachwelt verkündigen sollten. Aber wir lernen den Kunstsinn des Wandrers bald näher kennen. Er tritt weiter oben links in das Gebüsch, wohin ihn die Frau weist, und ein freudiger Schauer überläuft ihn, ihr Musen und Grazien! als er die Trümmern eines Tempels erblickt, aber nur Trümmern, aus denen jedoch die Erhabenheit des Werks hinlänglich hervorgeht. Glühend webst du über deinem Grabe u. s. w. Weben hier in dem Sinne von leben, vorhanden sein, glühend deutet nur das Lebenvolle an. Das Werk ist zertrümmert, es ist gleichsam wie ein Mensch begraben, aber der Geist desselben schwebt wie ein lichter Schatten darüber, in sofern die Reste von dem Ganzen noch Zeugniß geben. Und dieser Geist, der Geist der Kunst, der in jenem Schöpfer lebte, ist unsterblich. Die Wehmut steigert sich hier zur Erhabenheit. Des Menschen Werk ist nichtig und vergänglich, aber der göttliche Geist desselben, sofern er Meisterstücke hervorbrachte, ist unvergänglich. Er bewundert jezt die einzelnen Reste, ein paar zusammenstehende schöne Säulen — die Schönheit ist durch die schlanke Götterbildung bezeichnet —, aber noch mehr trauert er über die gewaltige Zerstörung. Jenes Säulenpaar ist mit Epheu überwachsen und von Schutt umlagert: eine andre Säule (gleichsam Schwester des Paares) steht einsam, düstres Moos auf ihrem Haupt, dem heiligen, weil sie ein edles Kunstgebilde war; sie blickt traurig und doch noch majestätisch, worinn die Vortrefflichkeit ihrer Gestalt liegt, auf die übrigen in Schutt liegenden, von Unkraut und Gesträuch umsponnenen Säulen. Da überwältigt ihn die Wehmut und er macht in seinem Unwillen der Natur Vorwürfe, daß sie ihres Meisterstücks Meisterstück, das Kunstwerk, als die

höchste Hervorbringung des Menschen, des edelsten Geschöpfes der Erde, nicht achte und es entweihe. Die Frau unterbricht ihn, sie ist mit dem Trinkgefäß aus der Hütte zurückgekommen, sie fragt ihn, ob er in der Hütte oder wol lieber im Freien bleiben wolle, da es kühl sei und gibt ihm ihren Knaben, während sie Wasser schöpfen will, dem sie noch ein Schlafe, Lieber, schlaf! zuruft. Der Unmut des Wandrers verwandelt sich in milde Freude über den süßruhenden, gesunden Knaben und er spricht, noch voll von dem Anblicke der Trümmern, den Segen der Kunst über ihn aus und weiht ihn zum Künstler ein, weil er über diesen Resten geboren sei. Ihr Geist soll auf ihm ruhen, der beglückende, der dem Menschen ein göttliches Selbstgefühl verleiht und ihn für den wahren Genuß der Gegenwart fähig macht. Der Ausdruck wird hier noch lebendiger, das Kind soll aufblühn vor seinen Genossen, gleichsam die schönste Blüthe des Frühlings, und aus der Blüte soll sich die Frucht, Geist und That des Mannes, entwickeln, herrliche Gebilde der Kunst hervorbringen; die Frucht der Sonne entgegenreifen. Die Frau unterbricht ihn von neuem, sie reicht ihm das Wasser mit einem frommen Wunsch, sieht sogleich wieder nach ihrem Kinde und entschuldigt sich, daß sie nichts als Brot zum Wasser ihm anbieten könne. Er trinkt und der Anblick der blühenden und grünenden Natur zieht jetzt seine Aufmerksamkeit auf sich und setzt sein Gemüth in Bewegung. Die Frau freut sich des Fremden, bittet ihn, zum Abendbrot da zu bleiben, ihr Mann komme bald und erzählt ihm von ihrem Vater, von dem Bau der Hütte und von ihrer Verheirathung. Der Knabe erwacht und sie vergißt nun fast den Fremden über ihr liebes, muntres Kind. Der Anblick, das Benehmen, die Worte der Frau haben den Wandrer ergriffen, er ist von der Natürlichkeit, Einfachheit und Mutterliebe der Frau und von ihrem Glücke hingerissen, seine Trauer ist verschwunden, er nimmt die Vorwürfe, die er vorher der Natur machte, zurück, er bewundert und preist sie, wie sie alle ihre Geschöpfe pflege und ihnen Genuß bereite, eine wahre Mutter ihrer Kinder, und solle sie auch das Schönste, was Menschen hervorgebracht haben, dazu verbrauchen, es kümmert sie nicht, wenn sie nur den Zweck der Erhaltung und Beglückung der Lebendigen erreicht, sei es Thier oder Mensch; die Schwalbe nistet oben an der Säule und trägt dadurch zu ihrer Verunstaltung und Verwitterung bei, die Raupe

zieht ihre Fäden, um sich und ihre Brut einzuspinnen, beide zu ihrer und der Ihrigen Sicherung, und der Mensch baut sich zwischen den erhabnen Kunstresten und aus ihnen eine elende, aber doch für seinen Schutz hinreichende Wohnung. Sie genießen über Gräbern. Mit diesem Ausdruck scheint die Freude des Wandrers sich wieder ein wenig mit Wehmut zu mischen, und er möchte sich auch deren enthalten, bei dem Gedanken der Nichtigkeit oder Hinfälligkeit alles Menschenwerks, der Mensch hat ein tiefes Verlangen nach Fortdauer, es macht ihn traurig, daß der Einzelne, ja daß die Menschheit nichts irdisch Dauerndes und Ewiges hervorbringen könne; Zerstörung ist für den Menschen immer etwas Gräßliches, auch wenn sie mit neuer Schöpfung, oder doch mit der Schöpfung von Mitteln, Aehnliches hervorzubringen, als das Zerstörte war, verbunden ist, denn er hängt an dem Einzelnen und Persönlichen, und ohne den Glauben, die Hoffnung und Ergebung der Religion regen sich immer von neuem die schlangenartigen Zweifel. Aber es waltet doch hier mit dem Schlußwort, leb wohl, du glücklich Weib, eine freundliche Stimmung vor. Er will nicht bleiben, er vergißt nicht, bei'm Abschied den Knaben zu segnen, er fragt nach dem Weg und jetzt erfahren wir, was wir schon ahnten, daß wir in Italien sind und zwar nicht weit von Cuma, und daß er, besonders der Kunst wegen, Italien bereist, den Fremdlings Reisetritt, den über Gräber der Vergangenheit ich wandle, aber er wirft sich der Natur in die Arme, er erkennt sie als die älteste und höchste Freundinn und Gönnerinn an, die Kunst liegt ihm seitab, er wünscht sich, einen Ruheplatz zu finden, der ihn freundlich aufnehme und schütze, ihn verlangt nach den Freuden der Häuslichkeit, nach einem Weibe, nach einem Knaben, wie er sie hier fand, um Abends, nach den Geschäften des Tages, in ihren Armen, in ihrer Unterhaltung, auszuruhen und sich zu erfrischen.

Der Mensch hat über den Künstler den Sieg davongetragen. Es gibt keine höheren Freuden als die natürlichsten, die Genüsse der Kunst entschädigen nicht für den Mangel der Freundschaft, Liebe, Häuslichkeit; die reine Menschennatur, ungefärbt, unverbildet ist das Köstlichste, das Heiligste, die Bildung strebt nur nach der Wiedergewinnung des Paradieses, was der zur innern Entzweiung so leicht hingerissene Mensch verloren hat, die Kunst ist doch nur immer ein Zweig des menschlichen Lebens und Webens, es ist die

Sehnsucht nach dem Höchsten und auch die Darstellung desselben in etwas Aeußerlichem, während dessen der unverdorbene Mensch das Ideale selbst ist. Das ist der Sinn der Worte Christi, wenn er die Kinder selig preist und den Erwachsenen zuruft, werdet wie diese sind. Daher bewegt und rührt uns die völlige Unbefangenheit und Unschuld, die noch etwas Höheres ist als die Tugend, — welche schon durch den Gegensatz der Untugend oder des Lasters einen Kampf und eine Berührung mit dem Unreinen, wenn gleich eben nur vermöge des Kampfes und der Vertheidigung, anzeigt —, diese Lauterkeit, Harmlosigkeit, Unbesorgtheit, diese natürliche Sittlichkeit auf das innigste. Und dieß ist in dem Gedichte hier nicht bloß am Ende angedeutet, es weht durch das Ganze und wie in dem künstlerischen Wandrer die Rückkehr zur Natur, die Erkenntniß der reinsten Menschlichkeit durch die Trauer über die untergegangenen Kunstwerke und durch die nicht abzuwehrende Freude über die blühende, vor ihm liegende Natur und die echten Kinder der Natur, die Mutter mit ihrem Kinde dargestellt wird, so sehen wir in der Mutter die Natur selbst, nämlich als menschliche Natur in aller ihrer Liebenswürdigkeit, in einer Unbefangenheit, Gemüthlichkeit, Glückseligkeit, wie sie im Grunde nicht gefunden wird, wie sie fast selbst ein Ideal ist. Denn hier ist nichts von dem Rohen, Ungebildeten, von dem Armseligen und Gedrückten, was doch gewöhnlich den niederen Ständen anzukleben pflegt, oder von dem Halbgebildeten, Strebenden und Eifersüchtigen, zu Weichen oder zu Harten, von dem Leidenschaftlichen und Unruhigen, von dem zwischen Schein und Wahrheit Schillernden, was den gebildeteren Ständen eigen zu sein pflegt, sofern eine völlige Durchbildung, die wieder zur Natur in zweiter Stufe wird, eine völlige Läuterung durch das Fegefeuer, eine unversehrte Frischheit, eine völlige Vernarbung aus dem Kampfe mit sich selbst, hienieden in der That unmöglich ist, es ist eine junge, gesunde, körperlich wohlgebildete Frau und zwar eine Mutter, also in der Lage, welche die Bestimmung des weiblichen Wesens ist, in der Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten und im vollen Genusse ihres Mutterglückes, sie hat einen Knaben, er liegt und sättigt sich an ihrer Brust, er schläft ein, er schlummert in himmlischer Gesundheit ruhig athmend, er erwacht, er ist munter und will spielen. Ich frage: gibt es einen lieblicheren, rührenderen, aber nicht weichlich rührenden, — dieß vielleicht nur für den Be-

trachter, der sich und seine nicht ungefärbte Natur, seine Bedürfnisse zusammengesetzterer, wol unlauterer Genüsse mit diesem schuldlosesten Glücke vergleicht —, also einen erhabenrührenderen Anblick als eine Mutter mit dem Kinde, wie diese, gibt es überhaupt ein reineres Glück für eine Menschenbrust und entschuldigt dieß Glück, dieß Gefühl, welches von dem Vater unmöglich in einem gleich hohen Grade empfunden werden kann, das weibliche Geschlecht nicht für die mannichfaltigen Zurücksetzungen, zu welchen nicht etwa die Sitte, sondern die Natur selbst im Vergleich mit dem Manne sie verurtheilt hat, ja verklärt sich nicht jedes weibliche Wesen in dem Zustande der Mutter, ist die Mutter nicht, vermöge dieses mütterlichen Gefühls, in den Naturzustand, in das Reich der Unschuld, in das Paradies zurückgekehrt, wohin ihr der Mann nur nachblicken kann? Aber wie ist dieses Glück bei den meisten Müttern doch zu theuer erkauft, denn nicht zu gedenken, daß die Ehen ohne Liebe, oder die äußerlich oder innerlich erzwungenen, das Herz immer roh machen, so gebricht auch den meisten Ehen, welche die Liebe schloß, der reine Naturcharakter: entweder nämlich haben äußere Verhältnisse sich der Neigung entgegengestellt und den schlichten Trieb zum quälenden Verlangen, zur Sehnsucht und Beklemmung gemacht, oder Mißverhältnisse haben sich eingestellt, oder die Herzen wurden gleichsam verweichlicht durch die überwältigende Kraft der Liebe. Hier ist nichts vom Roman: er gab mich einem Ackersmann, das ist die ganze Liebesgeschichte, und es ist dieß so schlicht zu nehmen, wie es hier steht, so daß man weder an einen Zwang noch an eine Leidenschaft zu denken hat. Das Mädchen nahm den Mann, der so gut, so unverdorben war, wie sie selber, der Vater gibt die Tochter dem Manne, sie liebt ihn, aber in dem reinsten Natursinne; es versteht sich eben, daß sie ihn liebt, ja daß sie ihn mehr als Alle liebt, aber eben deßwegen spricht sie davon auch weiter nicht, und wenn wir bedenken, daß die Familie einsam wohnt, so kann auch von keiner Vergleichung die Rede sein, die sie zwischen ihm und andern Männern machte. Und wenn die zärtlich fühlenden Herzen hier doch eine gewisse Kälte der ehelichen Liebe bemerken wollten, so bedenke man erstlich, daß sie doch des Mannes erwähnt: mein Mann wird bald nach Hause sein vom Feld, ferner, daß die Nähe des Mannes und das ewige Zusammenleben und Ungetrenntsein eine ängstliche, liebevolle Empfin=

dung nicht aufkommen läßt, endlich, daß die eheliche Liebe von der mütterlichen verdrängt oder überwältigt, wenigstens in diesem Augenblicke, wo sie den Knaben an der Brust hat, etwas in Schatten gestellt wird. Und überhaupt, ist das mütterliche Gefühl und die mütterliche Liebe nicht etwas noch Höheres als die bräutliche bei dem Mädchen, und steigert oder reinigt sich nicht die Geschlechtsliebe, besonders die Liebe der Gattinn durch die Sorge und Liebe für das Kind? Und wie innig ist die mütterliche Zärtlichkeit hier ausgedrückt: Wie der Knabe schläft! Schlafe, Lieber, schlaf, und Schläft er noch? Nachher: Hast du geschlafen, liebes Herz? Wie er munter ist und spielen will! Du Schelm! Aber es ist durchaus nichts Weichliches in dieser Frau. Sie erwähnt des Todes ihres Vaters mit den schlichten Worten: er starb in unsern Armen. Sie ist bei dem Tode gewiß nicht ungerührt gewesen, ja sie ist es jetzt bei der Erwähnung nicht, und der Strich hinter diesen Worten könnte nicht bloß den Schluß der Erzählung, sondern eine Pause für die Empfindung andeuten. Indeß der Tod hat für sie gewiß nichts Schreckliches, er gehört ja mit zu dem Gange der Natur, sie lebt in der Gegenwart, und ein Blick auf ihr erwachendes und lächelndes Kind tröstet und erheitert sie, daß sie mit ihm scherzt: die reine Natur der Frau zeigt sich auch in der Gastlichkeit, sie ist gleich bereit, ihm den Brunnen zu zeigen, mitzugehn, ein Gefäß zu holen, Wasser zu schöpfen, sie entschuldigt sich, daß sie nichts als Brot habe, sie ladet ihn zum Abendessen ein, aber sie dringt auch nicht in ihn. Du willst nicht bleiben? ist das einzige, was sie sagt, aber doch ein recht freundliches Wort und dann: Glück auf den Weg! Lieblich ist auch die Arglosigkeit, mit der sie dem Wandrer, während sie zum Wasserschöpfen geht, ihr liebstes Gut, den Knaben, hinreicht, Beleidigt es nun etwa noch, daß die Frau arm ist? Freilich sie hat nur ein Stück Brot für den Gast, und doch hat sie vielleicht noch etwas mehr, was sie für den von der Arbeit zurückkehrenden Mann wol eben bereitet, und worauf sie auch jenen einladet, aber ist da Armut, wo Befriedigung der Bedürfnisse ist, o diese Frau ist reicher als die Reichen in Pallästen und auch in Hütten, die so viel erworbene und angewöhnte Bedürfnisse haben und sie zum Theil, als Mitglieder einer bestimmten menschlichen Gesellschaft, durch die Gewalt der Sitte und Mode, haben müssen, sie hat alles,

was sie bedarf, Brod nnd frisches Wasser, sie hat einen guten, kräftigen, thätigen Mann, sie hat ein liebes Kind, das so gesund ist, wie sie, und sie ist wieder so kindlich und schuldlos wie jenes, sie weiß wol kaum, daß es noch andre Bedürfnisse gibt, oder hat höchstens davon gehört und versteht es nicht, sie versteht überhaupt nicht mehr, als was ihr Zustand erfordert, aber sie ist gewiß Gattinn und Mutter in vollem Sinne. Sie begreift nicht, wie der Wandrer sich über die gefügten Steine und über die Trümmern so freuen kann, aber sie zeigt sie ihm nur desto eifriger: droben sind der Steine viel um meine Hütte, und in den Worten: das ist meine Hütte, auf die Verwunderung des Wanderers: ihr Musen und Grazien und nachher: eines Tempels Trümmern sind die beiden Enden der menschlichen Natur, der unbefangenen Natur und der Kunstbegeistrung zusammengestellt. Doch ist es auch keine geßnerische Schäferinn, sie lebt in der wirklichen Welt, drei Meilen von Cuma, auch kommt wol jemand hin und wieder in ihre Abgeschiedenheit, sie fragt ja, ob er Waaren aus der Stadt im Land herumtrage. Freilich, sie lebt weit genug von dem Treiben der Welt, von dem Schein und der Leidenschaft, um sich rein und lauter erhalten zu haben. Und dieses reine Wesen, das wir doch wol nicht ungebildet nennen wollen, weil sie keine Kenntnisse von Kunst und Wissenschaft und vielen andern irdischen Dingen hat, deren Herz so rein gebildet ist, wie es nur durch Bildung werden kann, wenn wir überhaupt von Bildung sprechen können, wo bloß gesunde, frische, unverfälschte menschliche, weibliche Natur ist, diese Mutter lebt in blühender Natur, selbst Natur in der edelsten Gestalt, welche die Erde hat, über den Trümmern der Vergangenheit, der Kunst, eine wahre Rose und Lilie über den vermoderten Blättern einer künstlichen, oder eine lebende Göttinn über den Trümmern einer marmornen, die Blüthe, oder, wenn man so sagen dürfte, das Kunstgebilde, das Meisterstück der Natur, ohne daß sie weder die Herrlichkeit der Todten noch ihre eigene höhere Herrlichkeit kennt. So etwas bringt die Natur selten hervor, und es ist, wie vorher gesagt, eine solche Natur wieder fast ein Gebilde der Kunst und nur in der Annäherung wirklich vorhanden. Daher macht es auch auf den empfänglichen Wanderer, in welchem wir den Dichter, der auf seiner Reise in Italien wahrscheinlich etwas Aehnliches erlebte, selbst erkennen mögen, einen so tiefen Eindruck, und zwar den echt sitt-

Bayerische Staatsbibliothek München

lichen, oder, ich möchte lieber sagen, den naturgemäßen, in welchem Geistiges und Sinnliches sich rein vereinigt, am wenigsten aber einen bloß sinnlichen, daher er in den letzten Worten gleich sich in das Verhältniß des Vaters denkt: laß mich empfangen solch ein Weib, den Knaben auf den Arm! —

Die Darstellung der reinen Menschennatur ist das Schönste und Erhabenste, was sich für den Menschen denken läßt, es ist zugleich das Göttliche für die Kunst, daher der Anblick der griechischen Götterbilder den Betrachter mit Staunen erfüllt, aber die Darstellung in diesem Gedichte hat besonders eine Erhabenheit für den Mann, denn für das Weib, für die Mutter ist sie nur ein Spiegel, in welchem sie sich selbst oder doch fast sich selbst erblickt; für den Mann dagegen bleibt diese Klarheit und Anspruchlosigkeit, diese weibliche Natur immer etwas Fremdes, und eben deßwegen das Höchste. Der Mann bewundert in seinem Geschlechte den Gelehrten, den Künstler, überhaupt den Geist, auch die sittliche Hoheit; aber diese heitere, bewußtlose Unschuld wohnte nur in dem Knaben, die erwachende männliche Natur versenkte sich mehr in das Irdische, und wenn sie gleich den Kampf mit diesem siegreich bestehen kann, so ist doch die Frischheit getrübt (daher ich mir selbst den Mann dieser Frau nicht so idealisch denken kann, wie sie), vielmehr wird der Mann erst wieder in den reineren Luftkreis emporgehoben durch die Verbindung mit einer Gattinn und noch mehr durch die Vaterfreude und durch den Anblick der Freude, welche die Mutter an ihrem Kinde hat. Aus diesem Grunde hat dieß Gedicht so etwas Anziehendes und Einziges. Es ist ein Schutzmittel gegen alle Einseitigkeit in der Kunst wie in allem menschlichen Treiben, gegen allen Stolz und alle Anmaßung des männlichen Geistes, es ist so frisch und heiter, und doch hat es etwas höchst Rührendes, es stellt die Wehmuth und den Schmerz von einer erhabnen Seite dar und läßt ihn doch vor der Anmut und dem Glücke der Gegenwart nicht aufkommen, es trägt schon die Lösung in sich, obgleich diese am Schluß noch ausdrücklich gegeben wird, und doch sieht das Gedicht so anspruchlos, so natürlich aus. Das ist es denn auch wirklich, und wie man den Anblick des Himmels und der Erde, der Sterne und der Blumen, der Wälder, Berge und Ströme, der heiligen Natur nimmermehr satt wird, wie sollte man zu der Darstellung der heiligen, reinen Menschennatur nicht immer von neuem zurückkehren! — Göthe ist im höchsten Sinne ein Naturdichter!

Zueignung und Lieder.

Spät erklingt, was früh erklang;
Glück und Unglück wird Gesang.

Was wir in Gesellschaft singen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leichten Schlaf, der mich gelind' umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei jedem neuen Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämm'rung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit seh'n.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er schweizend sich um Wald und Höh'n.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich die Augen aufzuschlagen
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit schnellen Schritten wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin.
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst du mich? die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß,
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt:
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach! da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Uebermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich! leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt,
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Wenn in Göthe's Gedichten Inhalt und Form stets im Einklang stehen, — das Kennzeichen und Siegel des Klassischen — so findet dieß bei dem vorstehenden Gedichte vorzüglich Statt, oder wenigstens läßt es sich hier leicht darstellen. Die achtzeilige Stanze ist nach Schiller's Distichon:

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende — dreimal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreimal verlangend zurück —

der Vers der Liebe, aber diese Charakterisirung scheint mir zu beschränkt, sie gleicht vielmehr dem elegischen Sylbenmaaße der Alten und nimmt einen sehr verschiedenen Inhalt in sich auf, wie denn Tyrtäus im Distichon Kriegslieder und Ariost in der Ottave die scherzhaftesten Liebesabentheuer sang, am meisten paßt sie jedoch für sanfte, gemäßigte, weiche Empfindungen, wie sie dieses Gedicht darstellt; ihr Bau ist aber viel künstlicher als der des Hexameters und Pentameters, und wenn schon der Leib oder das Aeußre dieser Form im Deutschen nicht ganz leicht zu bilden ist, besonders wenn auf wohlklingende Reime und überhaupt auf Wohllaut gesehen wird; so ist es die Seele oder das Innre derselben noch weit mehr. Eine längere Strophe ist in einem höhern Grade ein für sich bestehendes Ganzes als ein einzelner Vers, daher ist es erlaubt, daß Sinn und Gedanke sich in den folgenden Vers hineinerstrecke. Eine Strophe darf aber nicht in die andre übergreifen, selbst bei der kleinsten ist es schon nicht angenehm; bei der Ottave ist es völlig unerlaubt oder darf nur in wenigen Fällen als Ausnahme gestattet werden. Außerdem findet bei dieser Strophe noch das Gesetz Statt, daß sie wo möglich mit Einem Hauptgedanken gefüllt werden muß und zwar so, daß die sechs ersten Zeilen eine Steigerung enthalten, auf welche ein Abschluß, eine Beruhigung in den beiden letzten folgt, worauf auch schon die Verschränkung der Reime in der ersten größern Hälfte und die Aufeinanderfolge der beiden letzten Reime führt; doch kann der Gedanke auch schon am Ende der vierten Zeile seine Höhe erreicht haben und von da an sich herabsenken. Betrachten wir das Gedicht in dieser Rücksicht, so befriedigt es schon hierdurch auf das vollkommenste, ich mache nur auf die erste und letzte Strophe aufmerksam. In der ersten Strophe malen die ersten beiden Verse das Erwachen, der dritte und vierte den Morgenspatziergang, der fünfte und sechste die Freude über die Natur, in den beiden letzten wird abgeschlossen mit dem Gedanken des Entzückens in der Natur und

in der Seele des Dichters. In der letzten Strophe drücken die vier ersten Zeilen einen Gegensatz aus, in der fünften und sechsten Zeile ist hier schon eine Zusammenfassung und der Gedanke scheint damit geschlossen, aber die beiden letzten Zeilen erweitern und steigern ihn, jedoch auf eine sanfte, wehmüthige Weise, so daß das Gedicht recht eigentlich elegisch schließt, obgleich die Wehmut hier, wie fast immer bei Göthe, nichts Beklemmendes, sondern vielmehr etwas Frisches und Erheiterndes hat, und unser Dichter übt in der Kunst, was Horaz als Lebensregel aufstellt: amara lento temperat risu.

Das Gedicht ist allegorisch, Darstellung der Dichterweihe aber auf eine so bescheidene Weise, daß man an die dichterischen Prologe und Epiloge anderer Dichter, z. B. Horazen's, nicht zu Gunst des letzteren erinnert wird. Hier ist nichts von Stolz, nichts von Pochen auf Unsterblichkeit, und sogar das Selbstgefühl des Dichters ist hinlänglich gemildert in dem Verse: Wie viel bist du von andern unterschieden? Die Allegorie fängt erst in der vierten Strophe an, nachdem in den ersten drei der Morgenspaziergang, die Verdunkelung des heitern Wetters durch Nebel und der Kampf desselben mit der Sonne dargestellt ist. Dieß scheint nichts als Beschreibung zu sein, und hat wegen ihrer Wahrheit, worin man den aufmerksamen Beobachter erkennt und an Göthe den Freund der Natur und der Wissenschaft des Wirklichen erinnert wird, sowie wegen der Einfachheit, bedeutungsvollen Kürze, wegen des schönen Flusses und des schönen Ausdrucks (man sehe nur die Eigenschaftswörter leise, still, frisch, neu, jung in der ersten Strophe) einen hohen, dichterischen Werth, aber dieser wird noch erhöht, wenn man sie als eine, dem Dichter vielleicht selbst unbewußte Allegorie nimmt; wenigstens kann man sie dafür nehmen: der Morgen des Tages ist der Morgen des Lebens, das Kind, der Knabe ist heiter, freut sich der Gegenwart, das Leben liegt sonnenbeglänzt vor ihm, er sieht sich als den Mittelpunkt an, er hat noch keine Vergangenheit, die ihn beunruhigt, die Zukunft trägt die Farbe der Hoffnung, und Gesundheit und Lust füllen jede Minute aus. So steigt er den Berg hinan, aber schon mit den Jünglingsjahren lernt er das irdische Dasein auch allmälig von der trüben Seite kennen, bis sich nach unangenehmen Erfahrungen, nach dem Zerrinnen der Ideale (man denke an Schiller's bekanntes Gedicht unter diesem Titel)

Unlust und Schwermuth seiner bemächtigt, aus der ihm nur günstige Ereignisse befreien können, seien es äußere, etwa die Bekanntschaft und der Umgang mit gediegenen Männern, Freundschaft, Liebe, die Sprüche der Weisheit aus den Schriften der Vorwelt oder Mitwelt, oder eigene Kraft, und ein Strahl von oben, der sein verdüstertes Gemüth erheitert. So verschwindet denn der Nebel wieder und noch ehe er ganz entweicht oder vielleicht, ohne daß er jemals ganz entweicht, wenn wir darunter die störenden Einflüsse von außen auf den Geist des Menschen verstehen, erhebt sich der Mensch über sich selbst, sei es als Philosoph, oder als Dichter oder als Gläubiger, und grade die ersten Ahnungen der höheren in ihm wohnenden Kraft beflügeln seine Seele, begeistern den Geist, oder blenden, wie es hier ausgedrückt ist, sein inneres Auge. Bald wagt er es, mit seinen Blicken umherzuspähen, er gewöhnt sich an den überirdischen Glanz, der die arme Erde jetzt bedeckt, er schaut zu dem Himmel hinauf, denn daher stammt ja sein Geist und seine Begeisterung, und sein Genius, eigentlich sein innerer, bessrer, nun erst erwachter Mensch, tritt als Lichtgestalt vor ihn und unterredet sich mit dem irdischen, niedergedrückten, auf den Wellen der Begierde und Leidenschaft, des Zweifels und des Uebermuths umhertreibenden Bruder. Denn was prosaisch als Monolog erscheinen würde, als Nachdenken, Betrachtung, Ermannung und Beruhigung, das sehen wir hier als Dialog und dadurch wird nicht der Gedanke, wohl aber seine Darstellung dichterisch, und durch diese Zertheilung des Menschen und des Dichters, oder des beginnenden Dichters und seines Ideals wird alles besänftigt, lieblich und helle, wie der Genius selbst zum Schlusse sagt, verliert Lob und Tadel alles Scharfe und Anstößige und schwimmt das Ganze in einem magischen Dufte. Daß der Genius ein weiblicher ist, scheint sehr natürlich und absichtlich, da die Poesie mehr den Charakter der Ruhe, der Selbstbeschäftigung, ja selbst der Sanftmut und Weisheit hat, weßhalb sie denn auchsammt der Einbildungskraft und Phantasie wol in den meisten Sprachen weiblichen Geschlechts ist, obwol in den Mythologien, z. B. der griechischen, der Gott der Dichtkunst eben ein Gott, und die Göttinn der Wissenschaft, welcher vergleichungsweise eher ein männlicher Charakter zukommt, eine Göttinn ist. Trefflich gebaut ist nun die erste Strophe des Gesprächs oder der Begrüßung, indem die erste und dritte Zeile mit einer Frage beginnen, die zum

zweitenmal verstärkt ist, in der fünften wird mit demselben Ausdrucke geantwortet, und jedesmal etwas sehr Bedeutungsvolles hinzugesetzt, in der zweiten Zeile die Schilderung der Huld des Genius, die sich in dem Ton der Rede ausdrückt, in der vierten die Huld desselben, als Thatkraft, als tröstend und heilend, in der sechsten die Anhänglichkeit und immer wachsende Anhänglichkeit desselben, und in den beiden letzten wird nun zugleich aufsteigend für den Gedanken und die Empfindung und elegisch sich senkend in Absicht des Ausdrucks und des Zurückgehens in die Knabenjahre, auf die uranfängliche Bestimmung des Dichters und das dunkle Gefühl desselben bei dem ersten Bewußtsein hingewiesen. Aber wie ist der Inhalt nicht eben so trefflich, und ist nicht hier mit der Erklärung der Form zugleich die Darstellung des Inhalts gegeben, der beste Beweis der Vollendung oder des Klassischen! Der Dichter sinkt im Wonnegefühl nieder, er bekräftigt den Schluß der Anrede, sowie das Wohlthuende des Umgangs von der Göttinn, denn sie habe ihn bei innerer und äußerer Unruhe, dem Kampfe der Leidenschaft und nach der Hitze des Tages beruhigt, und mit tiefstem, innigstem Gefühle versichert er, daß sie ihn mit den edelsten Gütern der Freude beseligt habe, und daß ein Glück, das von ihr nicht geheiligt werde, für ihn keines sei. Er fährt in dieser Schilderung fort, aber auf das Bewußtsein des Glücks folgt ein halbironischer Seitenblick auf die Mitgenossen in der Dichtkunst, der aber seine Spitze eigentlich gegen ihn selbst kehrt und zu einer Klage wird, die den vorhergehenden, fast überlauten Triumph, ohne ihn aufzuheben, doch von Seiten des menschlichen Gefühls mehr noch als des künstlerischen, sehr mildert. Er setzt zuerst seine Bescheidenheit der Unbescheidenheit Andrer entgegen. Er wagt es, den Genius nicht einmal zu nennen, Andre thun dies nicht nur und oft, sondern jeder (nämlich jeder von den vielen), glaubt dich zu besitzen, wol gar ausschließend zu besitzen oder doch dein vorzüglich begünstigter Liebling zu sein. Ganz verständlich ist die Anmaßung und Verblendung in den Worten gemalt: e i n j e d e s A u g e g l a u b t a u f d i c h z u z i e l e n, etwas minder der folgende: f a s t j e d e m A u g e w i r d d e i n S t r a h l z u r P e i n — doch soll wol das Unvermögen der Meisten für die Poesie, und daher das Quälerische bei der eitlen Anstrengung und die bittere Empfindung bei der endlichen Einsicht des Nichtgelingens darin ausgedrückt sein. Deßhalb, fährt er fort,

hatte ich, so lange ich auf einem falschen Wege als Künstler mich befand, viele Genossen, jetzt, da ich auf dem rechten Wege bin, fast keinen, und keiner versteht mich, sehr wahr! Denn die echte Poesie wird von den durch die Irrthümer der Zeit irre geleiteten und an irgend eine Manier gewöhnten und verwöhnten, also verbildeten und an Vorurtheilen krankenden Zeitgenossen selten nach Verdienst geachtet und der Afterpoesie nachgestellt. Indeß so wahr dieß ist, so liegt in einem solchen Urtheil, sofern es von einem Dichter, mit Rücksicht auf sich selbst und als Vergleich mit Andern, ausgesprochen wird, etwas Anmaßendes, so leise es auch in dem „ich kenne dich" angedeutet ist; daher antwortet der Genius mit einer leichten Ironie. Denn in den Worten: „du siehst, wie klug, wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!" liegt doch der Satz versteckt: auch dir hab' ich nur ein bescheidnes Maaß meiner Gaben mitgetheilt, und dieß erklären die folgenden Verse noch weiter: du bist nicht sowol schon auf dem rechten Wege, als du den falschen vermeidest, du beginnst erst, du bist noch ein Kind oder kaum über die Kinderjahre, in Rücksicht der Kunst, hinaus, und doch überhebst du dich schon, du glaubst dich schon Uebermensch genug (ein neues aber glücklich gebildetes Wort, nach der Aehnlichkeit von Unmensch), daher war es klug und nöthig, dich auch nur mäßig zu begaben. Du versäumst ja die Pflicht des Mannes zu erfüllen. Diese Pflicht ist hier wol die Selbsterkenntniß, Gediegenheit, Reife des Urtheils, besonders Bescheidenheit und Unpartheilichkeit, Schärfe gegen dich selbst, Schonung gegen Andre. Und so denn die demüthigende Frage: wie viel bist du von andern unterschieden? und daher der Rath, der zunächst auf die letzte Klage des Dichters geht, daß er verlassen sei und gewissermaßen sich mit seinen Kunstgenossen nicht vertragen könne, der aber auch wol eine Beziehung auf das ganze Leben hat: leb' mit der Welt in Frieden! Der Dichter entschuldigt sich und zwar auf eine sehr triftige Weise, theils mit seiner Gutmüthigkeit und seinem guten Willen, denn er erkenne nicht blos den Werth der mitgetheilten Gaben, sondern er wolle sie nicht etwa zur eignen stillen Freude, zum einsamen Genusse, sondern zum Vergnügen und zum Nutzen Andrer haben, und der Ausdruck wird hier sogar biblisch, und dieser letzte Grund scheint gewiß so sittlich als möglich. Aber in einer solchen Entschuldigung liegt, je zuversichtlicher und

reiner sie klingt, leicht ein Irrthum und eine Selbsttäuschung. Daher sieht die Göttinn den Dichter mit einem Blick mitleidiger Nachsicht an, und in diesem Ausdruck ist der Tadel unverkennbar. Denn was anders heißt dieß als: du hältst dich doch wol für besser als du bist. Und dieß deutet der Dichter sehr schön in den folgenden beiden Versen an. Der Blick der Göttinn beschämt ihn und gibt ihm Licht über sein bisheriges künstlerisches und menschliches Thun. Denn wie die Dichtkunst sich nie von der Sittlichkeit trennt, so ist auch in den Worten: was ich verfehlt und was ich recht gethan, auf Beides hingedeutet. Ich sah ein, was ich in reinem Sinn als Mensch und Dichter gethan, und was nicht, d. h. wobei mich Nebengründe, Eitelkeit, Ruhmsucht geleitet hatten, denn ich möchte der Beziehung auf das Sittliche hier den Vorzug geben. Aber der Tadel der Göttinn wird gemildert: sie freut sich doch im Ganzen ihres Jüngers, sie lächelt und zwar beifällig und zufrieden, und dieses Lächeln macht den Dichter erst eigentlich glücklich, er hat sich noch einmal und scharf geprüft, er fühlt, daß es echte Neigung ist, abgesondert von allen tadelhaften Nebentrieben, welche ihn zum Edeln und besonders zur Dichtkunst hinzieht, und darum darf er sich der Göttinn nun mit innigem Vertrauen nahen und in der Aufrichtigkeit seines Herzens ihr in's Antlitz schaun, sich ihr gänzlich widmen. — Die folgende Strophe drückt nun die Heiterkeit, die Beseligung aus, welche dem wahren Dichter nicht bloß als Künstler, sondern auch als Menschen zu Theil wird. Dieß ist fast die einzige Stelle in diesem Gedichte, wo die Beschreibung und der dichterische Schmuck vorwaltet, aber er gehört, wenn irgendwo, grade hieher, da man bei diesem Gedanken, der für den Menschen als Menschen einer der wichtigsten sein muß, gerne verweilt. Was ist wichtiger, als daß uns die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, die Beschäftigung mit dem Höheren, mag sie nun die Gestalt der Kunst oder der Wissenschaft oder der Religion annehmen (und eigentlich sind alle drei vereinigt, und es gilt auch hier die hohe Ansicht der Dreieinigkeit, wenn gleich in der niedern Sphäre des Menschenthums), frei macht von der irdischen Sorge und Schwachheit, daß wir die Streifen von Nebel und Wolken, welche uns Erde und Himmel verhüllen, gleichsam wie einen Vorhang wegziehen, daß das Thal der Erde, für das unverklärte Auge ein Jammerthal, zu einer Blumenwiese wird oder doch zu einem aufwärts

führeeden Pfade, daß der Himmel selbst hell und hehr ist, daß das Ziel unsrer Wanderschaft, mit irdischem Auge betrachtet, die Gruft, mit dem Himmlischen die Fortdauer, die Reinigung und Seligkeit, uns vorschwebt, daß wir es gleichsam erblicken hell, aber hehr, denn ein hoher, ernster Gedanke ist der Blick nach jenseits gewiß immer. Als Führerinn hier unten und nach oben steht eben der Genius mit seinem Schleier, dem schützenden und dem reinen, in tausend Falten schwillenden, durch welches letztere Beiwort die Poesie als die Göttinn, welche, wie Göthe sie in einem andern Gedichte beschreibt, tausendfältig wie Morgen und Abend ist, charakterisirt wird. Diesen Schleier schenkt sie nun dem Dichter (das heißt, er wird sich seines Berufs bewußt) aber mit den wahrhaft göttlichen Worten, das heißt mit einem Ausdruck, wie er sich für einen Gott gegen einen Menschen paßt, der zugleich das Gefühl des Abstandes zwischen Schöpfer und Geschöpf ausdrückt: sie schenkt ihn, nicht weil der Empfänger ihn verdient, denn sie kennt sein Gemüth, es ist ein menschliches (wie viel bist du von andern unterschieden?), also ein Mittelding zwischen Kraft und Schwäche, mangelhafte Ausführung bei dem besten Willen, aber sie übergibt ihm dennoch ihr köstliches Geschenk, also aus Gnade. Und muß der Mensch nicht alles, was er hat, leibliche und geistige Gaben, Gewissen und Sittlichkeit, ja selbst nicht bloß seinen Willen zum Guten, sondern seine Tugend selbst als ein Gnadengeschenk Gottes ansehen, denn wer mag mit blöden menschlichen Augen bestimmen, wo die Mitwirkung Gottes aufhöre und der unbedingt freie menschliche Wille anfange, oder hört wirklich jemals, in irgend einem Punkt unsers Lebens, bei der kleinsten Handlung, die Mitwirkung Gottes auf, und wird auch der scheinbar freieste Wille nicht durch irgend etwas Aeußres oder Inneres, Gleichzeitiges oder Früheres, bedingt und bestimmt? Aber der Schleier wird ihm mit einer Bedingung, einer Warnung übergeben: es muß mit stiller Seele, das heißt mit richtiger Selbsterkenntniß, mit dem Bewußtsein des eigenen Unverdienstes, mit Anerkennung der göttlichen Gnade empfangen werden, nur dann beglückt dieß Geschenk und zwar unendlich, unbeschreiblich: dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen — eine kurze Schilderung des Geschenks beschließt endlich die herrliche Strophe, eine bedeutungsvolle: der Dichtung Schleier ist gewebt aus Sonnenklarheit, denn Poesie ohne Licht, ohne Schäfe des Verstandes, ohne

Philosophie, wenn auch freilich keine Spekulation und Schulphilosophie, ist ein Unding, oder ein Nebel, ein unreiner Schleier, für die Klarheit gibt es aber wol kein schöneres Bild als den reinen Strahl der Sonne; er ist zugleich gewebt aus Morgenduft, dieß ist die irdische Zuthat, aber die möglichst reine, und liebliche, das Auge durch seine sanften Farben anziehende und bezaubernde, und wenn in der Sonnenklarheit die Poesie nicht bloß als eine verständige, sondern als eine himmlische erscheint, so wird im Morgenduft nicht bloß der äußere Schmuck der Poesie, la poésie de style, sondern ihre irdische Abkunft, die sie weder innerlich noch äußerlich verläugnen kann und in der sie ja eben ihr Dasein findet, angedeutet, ja sie muß nicht bloß in ihrem Himmelanstreben irdisch sein, sondern in dem weitesten Sinne wahr, weßhalb die Dichtkunst sich hier selbst die Wahrheit nennt, das heißt, sie muß alles Falsche, Erkünstelte meiden, sie muß im edelsten Sinne Naturpoesie sein, Poesie, nicht bloß als Darstellerin der äußern Natur, sondern der innern, und noch mehr der letzteren, der wichtigeren, als Bürge eines höheren Daseins, also auch verklärend und idealisch, ahnend die höhere Natur des Menschen, ja selbst die höhere Natur der Natur, und das Bild der Gottheit in ihr erkennend. Aber die Gabe der Dichtkunst ist ein S c h l e i e r, also kaum etwas Wirkliches und Wesenhaftes, nur etwas Zudeckendes, nämlich die Kehrseite des Lebens Verhehlendes oder vielmehr den Schein des Himmlischen über das Irdische Hinzauberndes. Von dieser Seite erscheint also das Irdische, das Sinnliche als das Wirkliche, und so will es auch der Sprachgebrauch, wenn es gleich von Seiten des Geistes und der Sittlichkeit als das Hindernde, Wegzuräumende und für den ganz geläuterten Menschen als etwas nicht mehr Vorhandenes, Nichtiges, als ein Schein betrachtet werden kann, wie ja sogar einige Philosophen hiervon ausgehend die ganze Sinnenwelt geläugnet oder als bloße Erscheinung, als Scheinerscheinung gesetzt haben. Es ist der D i c h t u n g Schleier, denn bei dem Dichter prägt sich die Erkenntniß und das Gefühl des Höheren als Dichtung aus; aber diese ist doch eigentlich nur eine von den Gestalten, und sie stellt sich eben so sehr als Wissenschaft, als Religion dar, so zwar, daß diese Verschiedenheiten sich doch in jeder Gestaltung vereinigt finden, und nur die eine mehr als die andre hervortritt, etwa wie im Prisma bald diese, bald jene Farbe erscheint, oder wie die Farben überhaupt bei

aller Verschiedenheit doch nur Brechungen des einen reinen und farblosen Sonnenstrals sind. Diese Einheit der Wahrheit, Sittlichkeit oder Religiosität und Schönheit stellt denn auch dieses Gedicht dar durch die Klarheit, die ja der Zeuge der ihr in unsrer Sprache auch so bedeutungsvoll gleich klingenden Wahrheit, und durch das in manchen Stellen fast Biblische des Ausdrucks, so daß also die Schönheit ihren Schmuck von der Religion entlehnt, und könnte die Wissenschaft und das Christenthum nicht die sechs ersten Zeilen dieser Strophe ebenfalls sprechen und auf sich anwenden, wenn gleich in den beiden letzten Zeilen diese beiden Göttinnen sich anders bezeichnen würden. Hierin liegt nun zugleich ein Widerspruch gegen den Zweifel mancher Zeitgenossen, an der religiösen und christlichen Gesinnung unsers Dichters und eine völlige Niederschlagung desselben, obgleich ich mich dieser Bemerkung, und zwar im Herzen derjenigen, für welche sie hier steht, schäme. Der echte Dichter ist durchaus religiös, nur kann sich die Religiosität eben wie das Sonnenlicht in verschiedene Farben brechen, und wenn ich auf einen Vergleichungspunkt der Muse K l o p s t o c k s, S c h i l l e r's und G ö t h e's hindeuten darf, so sind alle drei Dichter innerlich vielleicht gleich erfüllt von der Erhabenheit Gottes und der Nichtigkeit des Irdischen, aber K l o p s t o c k wirft ein verklärtes Auge gen Himmel und er ist, noch in den Gliedern seines Leibes, schon auf dem Wege dahin, und wie H o r a z seine Verwandlung in einen Schwan beschreibt, so mag man sich K l o p s t o c k kaum als einen irdischen Menschen, sondern lieber als einen schon mit verklärtem Leibe begabten Heiligen und Propheten denken; S c h i l l e r ist mehr der ernste Weise, der gleich den Richtern der Unterwelt schon hier oben warnend, strafend, ermunternd und ermuthigend seine Stimme erhebt, auf die Reinheit des Wandels und des Gefühls dringt; G ö t h e endlich ist — eben nichts als der Mensch im vollen und schönen Sinne des Worts, Leib und Geist, Sinnlichkeit und Sittlichkeit im Einklang, einem Kinde vergleichbar, dem das liebe Leben gefällt, das sich nicht nach dem Tode sehnt, sondern die Gegenwart genießt und sich um das dahinten und vor ihm Liegende nicht eben kümmert, aber ein erwachsenes Kind, oder ein Mensch, in welchem sich die Unbefangenheit der frühern Jahre mit dem Ernste und den Gefühlen, welche die Erfahrungen des Jünglings- und Mannesalters erwecken, auf's lieblichste verbinden, er ist ein natürlicher, edler, liebenswürdiger Mensch. Daher ist K l o p s t o c k ein lyrischer Dichter

und seine Oden, seine Hymnen übertreffen seine Dramen und selbst seine Messiade bei weitem, und letztere ist hauptsächlich durch ihre lyrischen Parthien groß, und im Ganzen ein lyrisches Heldengedicht; daher ist Schiller ein dramatischer Dichter, wenigstens als solcher am größten, weil seine tiefe Forschung, sein wissenschaftlicher Trieb sich hier als Studium geschichtlicher oder selbsterschaffener Charaktere großartig und wirklich dichterisch offenbart, obgleich er vielleicht als didaktischer Dichter noch größer geworden sein würde; daher ist Göthe nicht ein lyrischer, nicht ein epischer, nicht ein dramatischer, nicht ein didaktischer Dichter, sondern alles dieses zugleich, oder eben ein Dichter. Daher ist Klopstock ein religiöser, Schiller ein sittlicher, Göthe ein dichterischer und eben darum der größte Dichter, denn wenn in dem ersten das Religiöse, in dem zweiten das Sittliche und Wissenschaftliche vorherrscht und dem Dichterischen fast Eintrag thut, so ist in dem letzten das Dichterische vorherrschend und das Religiöse, Sittliche, Wissenschaftliche wird bei ihm poetisch. Dieß aber ist es freilich, was die Welt leicht verkennt und auch zum Theil bei Göthe verkannt hat, und aus guter Meinung aber gewiß die Dichtkunst mißverstehend, hat man ihn religiöser und insbesondre christlicher gewünscht. Göthe hat sich zum Glück an dieses Urtheil nicht gekehrt, er hat nichts gedichtet, um dem Publikum dieses Urtheil zu benehmen, ja er hat nicht einmal an irgend einem Gedichte, selbst an den anstößigsten, etwas Wesentliches verändert, wie Klopstock zu Gunsten der orthodoxen Christen manches in der Messiade umänderte, oder dergleichen Gedichte wie die römischen Elegieen zurückgenommen. Aber wer Augen hat zu sehen, der wird sehen. Er wird selbst unter der Hülle des Heidenthums seinen echt christlichen Sinn erkennen; denn gibt es eine herrlichere Darstellung Gottes, als sie Göthe in dem Ganymed z. B. gibt, und ist nicht eben dieses Gedicht so rein religiös, wie es ein Unbefangener nur wünschen kann? — Doch ich kehre zu unserm Gedichte zurück. Sehr religiös und christlich ist nun auch die folgende Strophe, mit welcher die Göttinn von dem Dichter Abschied nimmt, aber freilich und mit Recht noch mehr poetisch. Was der Dichter schon früher in der siebenten Strophe gesagt hatte von der durch die Dichtkunst ihm zu Theil gewordenen Ruhe, das sagt sie nun selbst mit Steigerung und auf das Geschenk, den Schleier, zurückweisend, aber auch mit Bezug auf die

frühere Entschuldigung: warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll? — Daher also nicht bloß: wenn es dir — sondern auch und deinen Freunden schwüle am Mittag wird, der Mittag steht als die heißeste Tagszeit für das Drückende des Lebens, für die Beschwerden des Thätigen und Leidenden, so wirf ihn in die Luft: erhebe dich durch dichterische Anschauung über die Gewöhnlichkeiten und Unannehmlichkeiten. Der Gegensatz ist, wie es zu wünschen war, nicht bloß durch den Abend und durch die Kühle, in welchem Worte sich die Sprache durch den Gleichklang mit der dem Sinne nach ihr ganz ungleichen Schwüle witzig gezeigt hat, sondern zugleich durch einen der wohlklingendsten Verse und die Wonne des Geistes und Gemüthes durch einen der zartesten und lieblichsten Sinnengenüsse Blumen-Würzgeruch und Duft ausgedrückt. Die Poesie zeigt sich also, wie schon vorher gesagt, weniger als Wirklichkeit, sondern vielmehr als das Unangenehme verscheuchend und mit Angenehmem überkleidend, dieß schildern die vier letzten Verse der Strophe, in welchen theils in allgemeiner theils in besonderer Beziehung die Erdenübel nicht verschwiegen werden, aber doch mit Sanftheit und Linderung, so daß dasjenige, was die Poesie von sich selbst oder von ihrem Geschenke aussagt, hier auf der Stelle bestätigt wird. Denn die bangen Erdgefühle erscheinen als ein Wehen, das Bild ist Fortsetzung der Abendwindeskühle, nicht etwa als ein Sturm, obgleich dieser freilich auch nicht zu den bangen Gefühlen, eher zu der Leidenschaft passen würde; die Gruft heißt sehr schön ein Wolkenbette, oder wandelt sich in dasselbe, nicht bloß wegen der Lieblichkeit des Vergleichs, da die Wolke als etwas für das Gefühl Sanftes und Zartes zu denken ist, sondern wegen des tieferen Sinnes, weil die Gruft nur den Körper aufnimmt, eine neue Welt aber oder der Himmel der Seligkeit, statt dessen uns der irdische Himmel mit seinen Wolken als Bild dient, den freigewordenen Geist, gewiß nicht bloß eine religiöse sondern eine echt christliche Idee, bei der jedoch der Dichter nicht verweilt, sondern lieber auf die Segnungen der Poesie für das Leben zurückkehrt. Die metaphorische Lebenswelle widerspricht dem Wehen und der Windeskühle nicht, was ich deßwegen bemerke, weil so viele Dichter, selbst gute, z. B. Schiller im Anfange des Hymnus an die Freude, die Tropen und Personifikationen bunt und widerlich wechseln lassen.

So schließt denn die Strophe und der Abschiedsgruß der Poesie höchst befriedigend im Gedanken und Ausdruck: der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle, indem ich in dem ersten die Begütigung und Verklärung des irdischen Lebens, die zum Genuß des Lebens durchaus nöthige Heiterkeit, in dem letzten theils eine elegische Bezeichnung, weil der Mensch gleichsam in der Nacht des Lebens dahinwandelt, bis die eigentliche Nacht, die Nacht des Todes anbricht, theils die Erhebung über das Irdische, den Aufblick zu den Gestirnen, Ahnung eines glücklicheren Daseins, also einen aber sehr zart und fast unscheinbar ausgedrückten religiösen Gedanken erkenne. Aber der Dichter will die Segnung, die er durch den Schleier der Dichtkunst empfangen hat, nicht allein genießen, wie er schon vorher äußerte, er will sie und hauptsächlich für Andre haben, zu deren Freude, zu deren Beruhigung. Deßhalb fordert er die Freunde, und alle seine Leser, alle Menschen sind seine Freunde (in der That fast alle wenigstens gebildeten Menschen, denn wo wird unser Dichter nicht gelesen? da er ja selbst sagt, daß der Chinese Werthern und Lotten auf Glas male), er fordert sie auf mit ihm zu kommen, und sich durch ihn die Bürde des Lebens erleichtern, oder auch die Genüsse des Lebens verschönern zu lassen; denn dieses doppelte Geschäft hat sie ja, und wenn das erstre noch mehr der Religion zukommt, so gehört das letztre der Poesie ganz eigens an, sie macht die Blumen noch duftiger und glänzender, und die Früchte des Lebens noch goldner, und wer die Poesie recht würdigt, der mag mit Göthe sagen: und jedes Glück will ich durch dich nur haben! Durch diese Einladung an die Freunde löst sich nun auch des Dichters frühere Klage: ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen, dein holdes Licht verdecken und verschließen. Und wenn es auch wahr bleibt, daß er der Kunstgenossen nicht viel haben wird und je höher er selbst als Künstler steigt, desto wenigere, so wird er doch wünschen, daß sich die Zahl der Mitgenießenden vermehre; nur in der Gemeinschaft mit den Freunden, mit denen, welche er durch seine Dichtungen tröstet, erhebt, beglückt, ist er selbst beglückt. Wir gehn vereint dem nächsten Tag' entgegen! So leben wir, so wandeln wir beglückt. Aber es kommt auch der letzte Tag der irdischen Tage, der Tod wird vielleicht einen Freund nach dem andern vor ihm dahinraffen — diesen Gedanken hätte wahrscheinlich

Klopstock hinzugesetzt und hat es wirklich gethan in der Elegie an Ebert; aber dieser Gedanke ist gar nicht im Geiste Göthe's, denn ihn freut das Leben und daher schreckt ihn der Tod nicht; so lange das Leben dauert, weiß er es auszukaufen und freundlich zu finden, und der Tod ist ja Uebergang zum neuen freilich uns unbekannten Leben, weßhalb denn der heitere, die Gegenwart und das Vorhandene schätzende und die Zukunft, bis sie Gegenwart wird, nicht beachtende Dichter, lieber ganz davon schweigt. So weiß ich denn auch kaum, ob ich diesen Schluß elegisch nennen soll, da er so himmlisch heiter ist und so menschenfreundlich, daß ein solches Wort für mich eben so tröstlich ist als ein eigentlich religiöses. Nicht für sich und seine Freunde ist der Dichter besorgt, für sie ist doch schon nach dem Tode gesorgt, nur die trauernden Enkel dauern ihn (und wahrlich nicht der Gestorbene sondern der Ueberlebende ist bedauernswerth), aber auch sie werden noch Freude und Lust an den Schöpfungen des Dichters finden. Doch ein solcher Ausdruck ist dem zartfühlenden Dichter zu grob, ja das ist auch nicht einmal der Gedanke. Zu ihrer Lust wird unsre Liebe dauern. Was heißt hier unsre Liebe? Ist es eine Bezeichnung der Unsterblichkeit? Gewiß nicht, der Beisatz zu ihrer Lust widerlegt diese Vermuthung völlig. Heißt es: die in den Gedichten ausgesprochene Liebe, welche den Dichter mit seinen Freunden verband? Dieß wäre eher möglich und wirklich kann man manche Gedichte Göthe's als Denkmale der Freundschaft, Achtung und Zärtlichkeit betrachten. Aber doch reicht auch diese Erklärung nicht aus, sie ist zu beschränkt und befriedigt nicht. Unsre Liebe steht wirklich für meine Gedichte. Aber wie ist dieß möglich, und ist es nicht eine zu weit getriebene Höflichkeit, wenn Göthe damit sagen will, daß die Freundschaft und Liebe Theil daran hat und daß die Freunde durch ihren Umgang und Einfluß, durch Rath und Aufmunterung Veranlasser, Beförderer und Pfleger seiner Muse geworden sind? Nein, ich halte es für eben so wahr als zart und innig, und wenn das erstere nicht wäre, so widerspräche das Gedicht sich selbst „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit", es ist vielmehr das liebenswürdigste Anerkenntniß dessen, was das Genie gewöhnlich nicht gern zugibt, denn es wähnt häufig, daß es alles nur durch sich selbst geworden sei; aber wenn gleich die Anlagen sehr verschieden und durch natürliche Mitgift verschieden sind, so hängt

doch die Ausbildung derselben und die Richtung des Sinnes, der Muth und die Heiterkeit bei der Anstrengung und endlich das glückliche Gelingen von tausend äußern und innern Berührungen und Begegnissen, am meisten aber von dem nicht bloß nicht störenden und feindlichen sondern freundlichen und wohlthätigen Einfluß derjenigen Personen, welche uns zunächst umgeben, also von der Freundschaft und Liebe ab. Göthe hat dieß, wie aus seiner Biographie erhellt, in bedeutendem Maße erfahren. Daher ist es also nicht eine leere, übertriebene Höflichkeit, von der Göthe überhaupt weit entfernt ist, sondern ein tiefes Gefühl, das er aber offen und treuherzig darlegt. Aber diese Aufrichtigkeit und Naivetät belohnt sich hier auf's schönste. Denn sie kleidet den Gedanken des Nachruhms, der doch unstreitig darin liegt, in einen so zarten Schleier, ich weiß kaum ob mehr der Dichtung oder der Wahrheit und Innigkeit, daß er bei aller Durchsichtigkeit ihn fast verhüllt. Der Nachruhm trifft nun nicht allein den Dichter, sondern seine Freunde nehmen Theil daran, der Dichter ist nur der Stellvertreter der edeln Gesellschaft, in welcher und mit welcher er lebte und wandelte, er hat nur das vor den übrigen voraus, daß ihn die Gottheit zum Sprecher, zum Verkündiger ihres Lebens, ihres gemeinschaftlichen Glückes machte, und auch diese Denkmale ihres schönen Daseins sollen nicht des Dichters und seiner Freunde wegen (und was hätte das auch eigentlich für einen vernünftigen Sinn?) sondern zur Lust der Enkel dauern, also um auch nach dem Tode des Urhebers oder der Urheber zu erfreuen und Nutzen zu stiften, fortdauern. Das ist noch eine feine Forderung der irdischen Unsterblichkeit und macht einen grellen Abstich gegen das Horazische exegi monumentum und selbst gegen das Schillersche: die Muse schweigt — — ihr Urtheil zu empfangen, sie achtet, doch fürchtet sie es nicht; und selbst im Gegentheil von der Bescheidenheit, welche Schiller in demselben Gedicht ausspricht: „zur fernen Nachwelt wollen sie (die Lieder) nicht schweben, sie tönten, sie verhallen in der Zeit" weiß Göthe und mit Recht nichts, und so sehr er sich vor dem Eigenlobe, eben so sehr, glaube ich, schämt er sich vor einer solchen, des wahren Dichters in der That unwürdigen Bescheidenheit, hinter der ein böslicher Ausleger leicht Verstellung wittert; die guten Gedichte und allerdings auch die Schillerschen, oder doch manche von ihnen, werden bis zur fernen Nachwelt schweben

oder verdienen es doch. Göthe fordert allerdings die Fortdauer seiner Gedichte, und ich halte es für falsch, wenn man in dem soll nur einen Wunsch und also eine Bescheidenheit finden will. Aber diese Forderung verliert ja alles Ruhmsüchtige durch den edlen Zusatz zu ihrer Lust, ja es ist nicht sowol eine Forderung als ein eben so aufrichtiges ausgesprochenes Selbstgefühl, und als Wunsch genommen könnte es bloß sich darauf beziehen, daß keine äußeren Umstände die Gedichte tilgen möchten; innerlich tragen sie das Siegel der Unsterblichkeit an sich, und eben dieses erste ganz vorzüglich. — Ich sehe es noch einmal durch, welch eine schöne Steigerung in den Gedanken, ohne daß der Ausdruck irgend etwas Angestrengtes, Gesuchtes, Ueberbietendes hätte. Ueberall Einfachheit, Angemessenheit, Wahrheit, Schönheit, Hoheit, Sittlichkeit und dabei eine Zartheit, eine Verhüllung mehr als Enthüllung, der Dichtung Schleier, Eigenschaften, welche unergründlich sind und der Betrachtung immer neuen Stoff geben, obgleich alles Auslegen und Erklären nur endlich dazu dienen kann, das Ganze mit Einem Gefühl zu umfassen, sich daran zu erfreuen und zu erbauen, oder, wie der Dichter sagt, zur Lust der Enkel. Um nur noch eines hinzuzusetzen, so erinnert der leichte Uebergang von der Beschreibung des Spatziergangs und des Wetters, also von der Wirklichkeit, wie sie wenigstens erscheint, zu der Allegorie an den Anfang der göttlichen Komödie des Dante; und die Art und Weise, wie sich der Dichter gegen die Göttinn und diese gegen ihn benimmt, die begeisterte Liebe, die demutsvolle kindliche Hochachtung auf der einen Seite und die vorsorgliche Liebe, die zarte Warnung und Schonung auf der andern Seite, an das Verhältniß, welches zwischen dem kindlich gesinnten Dante und seinem Lehrer und Führer Virgil, den er häufig Vater nennt, oder vielleicht noch mehr zwischen dem ersten und seinem irdischen und himmlischen Ideal, der göttlichen seligen Beatrice, herrscht. Noch einmal rufe ich es denen zu, welche nur der Religion und Sittlichkeit wegen ein Gedicht schätzen, und durch die wahre Religiosität Klopstocks verwöhnt sind, wiewol es deren nur wenige geben möchte, und an dem hohen sittlichen Ausdrucke Schillers vorzüglich Gefallen, oder gar an der Frömmelei und der geschminkten Sittlichkeit mancher neuern und neuesten Dichter Geschmack finden, was denn freilich ein Ungeschmack ist: auch Göthe und zumal in dieser Zueignung ist

ein religiöser und sittlicher Dichter, aber er ist zu sehr Dichter, als daß es ihm nicht vor allen Dingen darauf ankäme, ein Gedicht zu einem Gedicht zu machen, oder den Schleier selbst über das Heiligste und Erhabenste zu breiten. Es wird mir schwer, mich von diesem Gedicht zu trennen, es ist das erste, und wenn ich denke, daß ein sinniger Ausländer oder irgend einer, der mit Göthe noch ganz unbekannt wäre, durch dieses Gedicht die erste Bekanntschaft mit ihm machte, so müßte es etwa nicht die größten Erwartungen sondern fast die Besorgniß in ihm erregen, daß daß Folgende einem solchen Anfang kaum gleichkommen werde: ja ich selbst habe alle übrigen Schöpfungen Göthe's während dieser Betrachtung fast vergessen und nur in dieser allein gelebt, und halte sie für unübertrefflich. Aber welch ein Schatz von kleinern und größern Meisterwerken folgt nun in einer Reihe von Bänden diesen Strophen nach, und alle sind sie, so weit die allgemeine menschliche Schwäche es zuläßt, in ihrer Art und nach verschiednen Gesichtspunkten, obgleich alle aus dem Gesichtspunkt der Sittlichkeit, Wahrheit und Schönheit betrachtet, vollkommen oder doch ihres Schöpfers und der Unsterblichkeit werth. So meine ich es; es ist keine Schmeichelei, und wem schmeichelte ich, wenn ich es wirklich thäte? Nicht ihm, sondern der Kraft, die ihn hervorrief und so ausstattete und auszeichnete. Und würde denn Göthe es selbst anerkennen, daß er zu den begünstigten Sterblichen gehört? Warum nicht? Dazu ist er wahr genug, obgleich er seine eignen Worte vielleicht wiederholen würde: wie viel bin ich von Andern unterschieden? und zwar ohne falsche Bescheidenheit, nämlich nicht als Dichter, denn als solcher muß er sich freilich wol selbst zu den Ausgezeichneten und Ersten rechnen, er hat ja der Dichtung Schleier seinem eigenen Gedicht zufolge empfangen, — sondern als Mensch. Denn in einem höheren Sinne, das heißt die ganze Summe des Glücks und Unglücks zusammengefaßt mag wol selbst der Bettler den Krösus (ja wol den eigentlichen Krösus) und der Kranke den Gesunden, der scheinbar Unglücklichste den scheinbar Glücklichsten so fragen können. Denn der Stoicismus, oder vielmehr der Glaube und die Hoffnung unsrer Religion ist ja der reichlichste Ersatz für alle äußern und innern Gaben. Und wenn etwa hier die Ausgleichung nicht geschehen zu sein scheint, oder wirklich nicht geschehen ist, wird sie nicht dereinst erfolgen? Gewiß, an diesem Satze, an der

Berufung aller Menschen zur Seligkeit müssen wir halten. Aber freilich sind einige auserwählt, nicht durchaus, sondern nur für gewisse Zeitabschnitte und einer kann dem andern voranschreiten, nicht aber so, daß ihn der Spätere nicht einholen könnte. So ist denn freilich Göthe ein Auserwählter der Dichtkunst, welche allerdings etwas sehr Hohes ist und nicht ohne einen Adel des ganzen Menschen geübt werden kann. Aber wohl uns, daß wir seine Gedichte haben, daß wir seine Enkel sind und sogar seine Zeitgenossen! Noch ist er sogar bei uns, und wenn er es auch nicht mehr lange bleiben sollte, und wenn auch Wenige von uns ihn von Person kannten, mit ihm umgingen und mit ihm in näherer Berührung standen. *) Dennoch ist es ein angenehmes Gefühl, Zeitgenosse eines solchen Mannes gewesen zu sein. Aber dieß ist mehr eine Täuschung. Lasset uns vielmehr die Genossen seiner Gefühle und seiner Gedanken sein, lasset uns die Gaben, die er uns gegeben hat, lasset uns seinen Geist, den er uns dereinst zurück läßt, würdigen und genießen. Zu unsrer Lust laßt die Liebe Göthe's und seiner Freunde dauern, lasset uns davon schreiben und sprechen, damit wir wenigsten zu seinen geistigen Freunden gehören, damit die Nachwelt uns in das schöne Schlußwort einschließen könne:

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Ueber die Lieder von Göthe im Allgemeinen.

In der Lebensbeschreibung unsers Dichters, und zwar im zweiten Theile finden sich besonders zwei Stellen, welche die Entstehung seiner kleinen Gedichte und besonders seiner Lieder betreffen. Seite 124 heißt es: „Bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer (er studirte damals in Leipzig), der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genö-

---

*) Ich erinnere daran, daß diese Vorträge vor mehreren Jahren gehalten wurden.

thigt, Alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Sylbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung. Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, odrr sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowol meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war wol Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extrem in das andre warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist." Und Seite 132: „Da uns das Herz immer näher liegt als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüssigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim los zu werden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, kaum Jemand anders interessiren konnten als mich selbst." Aus diesen Selbstbekenntnissen ergibt sich zur Genüge sowol die Mannichfaltigkeit der kleinen Gedichte als auch die Menge der Liebeslieder, obgleich manches, wie aus andern Stellen der Lebensbeschreibung erhellt, uns nicht mitgetheilt, und noch mehrere verloren gegangen sind. Den größten Theil der kleinen Gedichte enthalten die beiden ersten Theile und der Dichter hat sie selbst in Abtheilungen gebracht und diese mit Titeln versehen. In der neuesten Ausgabe sind sie zum Theil anders geordnet als in den frühern,

sowol die Abtheilungen als die einzelnen Gedichte, von denen manche in andre Abtheilungen versetzt sind oder doch ihren Platz innerhalb der Abtheilung verändert haben. Man erkennt auch hierin, besonders bei den vermischten Gedichten das Sinnvolle und Absichtliche. Bei manchen ist es weniger auffallend. So scheint ein großer Theil der Balladen mehr zu den Liedern zu gehören, zum Beispiel Mignon, der Sänger, das Veilchen, das Blümlein Wunderschön, das Hochzeitlied, von welchen die beiden letztern sogar Lieder genannt werden, und mehrere andre; oder umgekehrt könnte Heidenröslein, die Spröde und Bekehrte, Gefunden, Gleich und gleich allenfalls von den Liedern unter die Balladen verpflanzt, ferner Hoffnung, Sorge, Eigenthum an die vermischten Gedichte abgetreten, und Anliegen, Nähe und an die Cikade an die Lieder zurückgegeben werden, wenn nicht etwa Anliegen deßwegen nicht dazu gerechnet wird, weil es reimlos und das anakreontische Lied, weil es Uebersetzung ist. Warum steht das sicilianische, finnische, Zigeuner- und Schweizerlied unter den geselligen Liedern? Sind sie aus der Abtheilung, welche den Titel Lieder ohne Beisatz führt, deßwegen verbannt, weil sie sich nicht auf das Herz und das Leben des Dichters beziehen, obgleich dieß bei'm Heidenröslein doch auch nicht der Fall ist? Sonst gehörten sie wol eher zu den vermischten Gedichten. Dergleichen Fragen ließen sich leicht noch mehr aufwerfen, und der Dichter würde darauf zu antworten wissen, wenn er es der Mühe werth hielte. Leichter erkennt man die Ursachen der Anordnung innerhalb einer Abtheilung; bei den Liedern gehören zum Beispiel Meeresstille und glückliche Fahrt, — Bergschloß und Geistesgruß, — Gefunden und Gleich und Gleich nothwendig zusammen und sie stehen deßwegen bei einander. Dadurch scheiden sich die Lieder gleichsam von selbst, und man könnte sie wieder in Unterabtheilungen sondern, zunächst in solche, die von Liebe, und die nicht von Liebe handeln. Die letzteren machen die bei weitem kleinere Hälfte aus. Unter diesen sind ein paar beschreibend: Meeresstille und Glückliche Fahrt, mehrere belehrend, z. B. die Freude, zum Theil treffliche Sprüche der Lebensweisheit, z. B. Beherzigung, Erinnerung, oder doch ähnlicher Art z. B. die auch zusammengestellten: Einschränkung, Hoffnung, Sorge, Eigenthum; einige endlich drücken mehr Em-

pfindungen aus, wie die beiden Nachtlieder des Wandrers, und an Mignon. Unschuld, Novemberlied und Geistesgruß würden auch noch hierher zu rechnen sein, das erste ist mehr sittlich und schildernd, das zweite witzig und gesellig, das dritte anschaulich und schildernd; letzteres gehört aber besser zu Bergschloß, indem beide das Mittelalter veranschaulichen. Lieder, wie auf dem See und an den Mond machen den Uebergang zu denen, welche recht eigentlich und ausschließend von Liebe handeln. Ein paar gemischte sind die Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel und verschiedene Empfindungen an einem Platze, welche auch zusammen stehen; lüstern sind an Luna und Brautnacht, gleichfalls aufeinander folgend; leicht der Musensohn, Wechsel, Muth, mit einem gemalten Band, mit einem goldnen Halskettchen und Mailied. Von diesen lassen sich wol noch die scherzhaften trennen, zu welchen ich rechne: Stirbt der Fuchs und blinde Kuh, die sich auf zwei gesellschaftliche Spiele beziehen, Rettung, Selbstbetrug, Kriegserklärung, Liebhaber in allen Gestalten, wer kauft Liebesgötter, lebendiges Andenken, Schadenfreude und Scheintod. Zu den ruhigen gehören Glück der Entfernung, Abschied, an Lottchen; zu den lebhaften und leidenschaftlichtn dagegen Nähe der Geliebten, Gegenwart, Willkommen und Abschied, neue Liebe neues Leben, rastlose Liebe und Sehnsucht. Am größten ist aber die Zahl der zärtlichen oder innigen und der wehmüthigen. Zu den erstern rechne ich: Wechsellied zum Tanze, Goldschmidtsgesell, Christel, an die Erwählte, an Belinden, Mailied, vom Berge, Blumengruß, im Sommer, frühzeitiger Frühling, gleich und gleich, gefunden, Nachtgesang und an Lina; zu den letzteren: die Spröde und Bekehrte, Haidenröslein, der Abschied, schöne Nacht, Glück und Traum, erster Verlust, Nachgefühl, an die Entfernte, am Flusse, Herbstgefühl, Schäfers Klagelied, Trost in Thränen, an ein goldnes Herz, Wonne der Wehmut, Jägers Abendlied.

Die meisten von diesen Liedern sowol als von den geselligen bedürfen nun gar keiner Erklärung und ein Lied mnß deren in der Regel nicht bedürfen; ich habe deßwegen nur einige ausgewählt

und besonders aus den innigen und wehmüthigen, nicht eigentlich um sie zu erklären, sondern vielmehr um einige Empfindungen und Betrachtungen, die sich daran knüpften und in engerem und loserem Zusammenhang mit den Versen des Dichters stehen, mitzutheilen. Denn, wenn das Schöne nach Delbrück in einer zweckmäßig zusammenstimmenden Mannichfaltigkeit von Ideen besteht, welche die Phantasie in sich hervorruft, um zu einem gegebenen Begriffe viel Unnennbares hinzuzudenken, mehr als auf der einen Seite darin angeschaut und auf der andern Seite deutlich darinn gedacht werden kann — so ist es ja eben des Erklärers Sache diesem Unnennbaren möglichst Worte zu leihen, und je bedeutungsvoller er dieß kann, um desto mehr macht er seinem Dichter und sich selbst Ehre. Wenn das Schöne ferner nach demselben Schriftsteller nicht sowol in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste desjenigen, der es betrachtet, und es also jedesmal neu und ursprünglich aus dem Gemüthe hervorgehen muß, so kann der Erklärer dieß eben durch nichts besser beweisen als durch seine Erklärung und Erläuterung oder durch die Ansicht, welche er davon gibt, und durch die Herzensergießungen, zu welchen es ihn vermocht hat. Wenn mich aber insbesondre die innigen und wehmütigen angezogen haben, so liegt der Grund vielleicht in dem, was Emilie Harmes in der Caledonia so schön ausdrückt: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß Melancholie der Grundton ist in der Harmonie edler Naturen, und daß sie es ist, die ihren Werken jenen nie veraltenden Zauber einhaucht, den alle Umwandlungen der Zeit, der Sitten und Meinungen nicht zu zerstören vermögen." Wenn man nun auch unbedenklich läugnen muß, daß Melancholie der Grundton in Göthe's Seele sei, so darf man doch zugeben, daß die Melancholie oder vielmehr der Ernst, das Dichtergefühl, welches dieselbe Verfasserinn die genealogische Melancholie nennt, ihm nicht fremd ist, und daß eben diese zarten und wehmüthigen Töne seiner Muse, auch seiner lyrischen Muse, in der Brust der Leser und Leserinnen am leichtesten anklingen und ein süßes Sinnen veranlassen.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein
wie im Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrot,
Glühend wie der Wein.
Ach, ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Ach, wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Wie Horaz durch Erzählung eines ihm widerfahrenen Wunder seine Dichterbestimmung in der vierten Ode des dritten Buchs der Oden darthut:

Auf dem Appulervultur hingestrecket
Schon außer meinem mütterlichen Land
Apulien, vom Schlummer übermannt
vom Spiele lag ich: da ward ich bedecket

Mit jungem Laub von mährchenhaften Tauben,
Fürwahr jedwedem in dem Klippenbau
Von Acherontia, Ferentums Au,
Und den Bantiner Waldhöhn schwer zu glauben.

Denn sicher unter giftigem Gewürme
Und Bären schlummert' ich, ein grünes Kleid
Von Myrt' und Lorbeer über mich gestreut,
Ein furchtlos Kind in hoher Götter Schirme. —

so thut es Göthe in diesem mit Recht zu Anfang stehenden Gedichte durch Schilderung seiner innern Welt während der Zeit seiner Knabenjahre. Nicht äußerlich geschieht an ihm ein Wunder, sondern ein innerliches Wunder, wenn man die erste Regung des Dichtergeistes, also die Offenbarung der geistigen Natur, ein Wunder nennen will, freilich einer außerordentlichen Natur, die an sich gewissermaßen ein Wunder ist, und auf die man Göthe's Worte anwenden kann, „jedoch erblickt man ihn nur selten, fast wie ein eingeschobnes Kind". Diese erste Regung und Entwicklung des Genies wird nun sehr poetisch dargestellt, und doch zugleich der Wirklichkeit gemäß, indem Göthe, wie wir aus seinem Leben wissen, seine Phantasie früh durch Lesung von Mährchen und Rittergeschichten und durch Erfindung von dergleichen Erzählungen weckte und bildete. So nennt er sich denn, wie er einen neuen von ihm erfundenen Paris im ersten Theil seiner Lebensbeschreibung mittheilt, hier den neuen Amadis, gleichnamig mit dem Wielandischen neuen Amadis, und im Gegensatz mit jenen Helden der romantischen Ritterpoesie, dem Amadis von Gallien, von Griechenland, vom Gestirn, von Trapezunt, deren Namen in den berühmten spanischen und französischen Romanen dieses Namens beschrieben sind, und welche Göthe wahrscheinlich sehr früh gelesen hatte. Krieg oder Kampf und Liebe sind zwei Hauptbestandtheile des romantischen, daher werden diese auch hier besonders ausgeführt, und zwar ganz auf jene mährchenhafte Art, wozu sich auch die Namen **Pipi** und **Fisch** und das Komischwunderhafte, selbst die Ein-

mischung französischer Wörter obligeant, galant, emaillirt vortrefflich passen, welche letztere zugleich an den spanischen und französischen Ursprung der eigentlichen Amadisse erinnern. Der erste glühende Drang des poetischen Triebes, der sich häufig mit dem Geschlechtstriebe verbindet, ist durch die Zeile: ach, ich liebte fast mich todt, eben so stark als scherzhaft ausgedrückt, und denselben Charakter hat auch das Bedauern am Schluß, die Wehmut über diese erste verschwundene dichterische Zeit, in welcher das ganze Leben Poesie ist; denn es ist weniger ein Schmerz über den Verlust, als ein Erstaunen über die Entfernung, und ein naiver Glaube an die Rückkehr oder vielmehr an die Möglichkeit, die Prinzessin Fisch, das Ideal der Poesie und Liebe wieder aufzufinden, wie denn der wahre Dichter sein Ideal auch niemals eigentlich verliert, so daß mir Göthe auch mehr Recht zu haben und die Natur des Dichters in diesen einfachen Worten besser erkannt und dargestellt zu haben scheint, als Schiller, der die unerbittliche Flucht der Ideale so tief betrauert und dennoch aufruft, in des Herzens heilig stille Räume zu fliehen, wo ja doch eben die Ideale zu Hause sind. Nicht minder gewinnt Göthe, wenn man den Anfang dieses Gedichts mit den Kinderjahren von Matthisson vergleicht. Denn während bei unserm Dichter die Dumpfheit und geistige Beschränktheit der ersten Jahre, zu der auch noch der äußere Zwang der Erziehung und des Unterrichts sich gesellt, zwar keineswegs verschwiegen, aber in ein paar kräftigen Zügen angedeutet wird, überhäuft uns jener Dichter mit einer Menge von Einzelheiten, um mit einer wehmütigen Betrachtung niederer Art, mit der leeren Sehnsucht nach jener entflohnen Zeit und mit der Betonung der Kläglichkeit der auf die Kindheit folgenden Lebensabschnitte zu schließen.

Haidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Röslein auf der Haide,
von Herder.

Es sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden:
Sah, es war so frisch und schön,
Und blieb stehn es anzusehn,
Und stand in süßen Freuden:
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden!

Der Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Haiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Daß ich's nicht will leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Doch der wilde Knabe brach
Das Röslein auf der Haiden,
Röslein wehrte sich und stach,
Aber es vergaß darnach
Beim Genuß der Leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Ich habe diese beiden Bearbeitungen eines alten deutschen Gedichtes hier zusammengestellt, um darzuthun, daß Göthe selbst in Vergleich mit dem höchst dichterischen Herder den Preis davon trägt. Widerwärtig sind mir in dem Herderschen Röschen die eingemischten jambischen Anfänge, wie denn auch der erste Vers jambisch ist, obgleich der trochäische Sylbenfall vorherrscht. Wo der Ausdruck aber verschieden ist, hat Göthe meines Erachtens durchaus das Bessere getroffen. War so jung und morgenschön ist leichter und lieblicher als Sah, es war so frisch und schön, und das Laufen bei Göthe ist viel ausdrucksvoller als das Herdersche Stehenbleiben. In der zweiten Strophe ist und ich will's nicht leiden deutlicher als daß ich's nicht will leiden. Unpoetisch, viel zu allgemein und unbildlich sind die Zeilen: aber es vergaß darnach bei'm Genuß das Leiden. —

Nicht minder scheint mir auch das anakreontische Lied an die Cikade von Göthe den Uebersetzungen Anderer den Preis abzugewinnen und ich stelle hier noch ohne weitere Bemerkung die auch nicht übel gelungene Uebersetzung von Overbeck damit zusammen. Die neuesten Uebersetzungen kenne ich nicht, doch möchten sie mein Urtheil schwerlich ändern.

An die Cikade,

von Göthe.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundinn, unbeschädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme,

Dich ergreifet nie das Alter,
Weise zarte Dichterfreundinn!
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Dasselbe von Overbeck.

Sei gepriesen uns, Eikade!
Die du hoch gethront auf Wipfeln,
Von ein wenig Thau geletzet,
Wie ein Herrscher waltend, singest.
Denn umher ist dein ja Alles.
Was du siehst im Korngefilde,
Was nur je die Hore darbringt.

Dir geneigt ist auch der Feldmann,
Da du Keinem was verletzest.
Und es ehren dich die Leute
Wie des Sommers süßen Herold.

Ja, es lieben dich die Musen;
Ja, es liebt dich Phöbus selber,
Und verlieh dir helle Töne.
Dich entkräftet auch kein Alter.

Virtuosin, Erdkind, Freundin
Des Gesanges, schmerzfrei, blutlos!
Du bist schier den Göttern ähnlich.

Ich bemerke bloß, daß Göthe die beiden vorletzten griechischen Verse in drei deutschen wiedergegeben hat.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge wolkig himmelan
Begegnen unserm Lauf.

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Dieß Gedicht ist wahrscheinlich oder gewiß nach Auflösung eines der frühern Liebesverhältnisse des Verfassers geschrieben; darauf deutet insbesondere die Zeile hier auch Lieb' und Leben ist. Der Dichter macht eine Wasserfahrt, die herrliche Natur erquickt, verjüngt, tröstet ihn, Körper und Geist wird durch den Anblick gestärkt, und statt der verlorenen Geliebten erscheint ihm die Natur fast als eine Geliebte — wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält; er erhebt seinen Blick zu den Bergen des Ufers und das Schaukeln des Kahns wiegt ihn in Träumereien, aber doch nicht bloß in liebliche, sondern die Erinnrung an das verlorne Glück kehrt zurück, das erhobene Auge sinkt nieder, aber er ermannt sich, das wehmütige Sinnen, das Verlieren in die Vergangenheit erscheint ihm zwar wie goldne Träume; dennoch ruft er aus: weg du Traum, so Gold du bist, so sehr oder obgleich du auch Gold bist. Hier auch Lieb' und Leben ist — Liebe ist hier bloß die Allliebe der Mutter Natur. Und so überläßt er sich wieder dem freien ungetrübten Anschaun der herrlichen ihn umgebenden Gegenstände, der nahen, nämlich des Elements, auf welchem er fährt, der Wellen, welche wie tausend schwebende Sterne im Sonnenstrahle blinken; der entfernten, nämlich der Berge, die in dem blauen Dufte verschweben; und wiederum der nahen, der Luft, wo sie landen oder vor der sie vorüberfahren, von Bäumen bedrängten und beschatteten, in deren Laube der Morgenwind spielt, und deren Bild aus der ebnen Wasserfläche wiederscheint. In dem Morgenwind ist uns die Tageszeit, in der

reifenden Frucht die Jahrszeit, in dem bespiegelt die Windstille oder wenigstens das Leise des Morgenwindes bezeichnet. In dieser Schilderung liegt zugleich die Beruhigung des Dichters, die Wehmut dämmerte zum letztenmal in ihm auf, aber sie ist vor dem Glanze der schönen Landschaft erloschen, und wir fühlen durch den Schluß erst recht den Anfang, und glauben es dem Dichter, daß er frische Nahrung und neues Blut aus freier Welt gesogen hat.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Welle;
Schon seh ich das Land!

Diese beiden kleinen Gedichte sind Beschreibungen, aber auch nichts weiter, und wenn die Malerei in beiden allerdings sehr anschaulich ist, so zeichne ich sie doch als solche aus, die mir, um so zu sagen, weniger Göthisch scheinen; denn die reinen Beschrei-

bungen sind nicht dichterisch, daher denn auch die meisten beschreibenden Gedichte nur scheinbar Gedichte sind; es muß irgend eine Beziehung auf Geist, Gemüth, Leben, mit Einem Worte auf den Menschen und auf etwas Menschliches dazu kommen; die Erwähnung des Schiffers befriedigt hier wol nicht hinlänglich. Göthe liebt auch dergleichen reine Beschreibungen nicht; eine ähnliche von der Stille und von dem Sturm auf dem Meere ist sehr dichterisch in das Gedicht Seefahrt eingewebt. Wahrscheinlich gehören diese beiden kleinen Poesieen Göthe's zu seinen frühesten. Ich schließe dieß aus dem Aeolus, welcher hier noch vorkommt, da er doch irgendwo in seiner Lebensbeschreibung sagt, daß er schon früh die griechische Mythologie in den Liedern verabschiedet und außer der Muse nur Luna und Amor sich vorbehalten habe.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Es ist gar nicht schwer aus den Liebesgedichten Göthe's, welche, wie ich in der allgemeinen Betrachtung gezeigt habe, alle Stufen der Liebe durchlaufen von der ersten Bekanntschaft bis zur Leidenschaft und bis zum Abschiede, eine Anzahl zu einem kleinen Roman zusammenzuordnen. So möchte ich dieses Gedicht als den Mittelpunkt eines solchen Romänchens betrachten, und wir könnten als Einleitung etwa die beiden Gedichte: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg, und blinde Kuh hinzunehmen, nebst einigen andern früheren. Denn wenn auch in den beiden genannten das Mädchen nicht wie hier Lili, sondern Dorilis und Therese heißt, so ist dieß wol kein Hinderniß. Denn daß Göthe nicht immer die wahren Namen in seine Lieder aufgenommen hatte, möchte ich daraus schließen, daß keine Friederike darin vorkommt, da er doch höchst wahrscheinlich auf die Tochter des Predigers von Sesenheim mehr als ein Gedicht gemacht haben mag (wenigstens sagt er in der Lebensbeschreibung; ich malte ihr gleich ein paar

Stücke und sendete sie mit einem kleinem Gedicht voraus ꝛc. Und später: während meines Aufenthalts im Elsaß hatte ich viel kleine Gedichte ꝛc. geschrieben), und die Lieblichkeit, Klarheit und Innigkeit des Verhältnisses, welches er zu diesem Mädchen hatte und das er in seiner Lebensgeschichte so reizend darstellt, flößt mir den Wunsch ein, daß die Gedichte an Lili eigentlich an jene Friederike gerichtet sein möchten. Denn, wenn Göthe von Delbrück erwähnt, daß dieser in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgespürt habe, so möchte ich die größte Innigkeit den Gedichten an Lili zuschreiben. Was kann inniger sein, als diese vier Zeilen vom Berge, und sie bleiben gleich wahr, mögen wir uns Lili bei dem Dichter oder, was wol wahrscheinlicher ist, entfernt von ihm denken. Ueber allen Zauber Liebe! Und so verschwindet denn auch der Zauber der Natur vor der höhern Allgewalt der Liebe. Was ist die schönste Aussicht in Felder, Wälder, Berge und Flüsse gegen das Anschaun des geliebtesten Wesens, das an der Seite des Liebenden steht, oder wie wird der Reiz einer solchen Aussicht geschwächt und getrübt durch die Sehnsucht nach der Abwesenden! Daher darf kein Liebender reisen, um die Schönheit der Natur zu genießen; das Andenken wird einen Schatten über allen Glanz werfen. Zum Reisen, zum Bewundern, zum Betrachten und Erspähen der Natur gehört ein freies Herz, und wer die Natur lieben will, darf kein Mädchen lieben, die Natur fordert ein ungetheiltes Herz, eine volle Zuneigung. Aber kann die Natur befriedigen, ist sie hinreichend zum Glücke? Die Erforschung der Natur, die echte wissenschaftliche Liebe, vielleicht; die bloße Schönheit der Natur schwerlich. Der Dichter meint es nicht, und keiner wird es meinen, während er, wie der Dichter hier, ein Mädchen mit Innigkeit liebt. Zu diesen Lililiedern möchte ich nun Lili's Park grade am wenigsten rechnen, wol aber außer dem an ein goldnes Herz, das er am Halse trug, in welchem der Name Lili vorkommt, mehrere der in der Sammlung auf dieses vom Berge folgenden, insbesondre Blumengruß, Herbstgefühl, Wonne der Wehmut und die beiden Nachtlieder des Wanderers.

An ein goldnes Herz, das er am Halse trug.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte sobald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht,
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Dieses Gedicht scheint mir ganz vorzüglich auf Göthe's Liebe zu Friederiken zu passen. Er studirte damals zu Straßburg. Er nennt seine Neigung selbst eine jugendliche, auf's Gerathewohl gehegte; er verließ Straßburg und Friederiken und gab das Verhältniß endlich auf, aber nicht so leicht, wie er sich in dem Wechsel über den Verlust des geliebtesten Mädchens mit den Worten tröstet: es küßt sich so süße die Lippe der zweiten, als kaum sich die Lippe der ersten geküßt — sondern mit Schmerzen, denn sein Verhältniß war leidenschaftlich geworden von seiner Seite, und Friederike liebte ihn wirklich, — und Göthe läugnet es nicht, daß das Mädchen durch die Trennung ungeachtet ihrer Klarheit und Fassung tief betrübt wurde. „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, sagt er, standen ihr die Thränen in den Augen. Und später: „Hier war ich zum erstenmal schuldig, ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet.“ Aber deßwegen zerriß ihm auch Friederikens Antwort auf einen schriftlichen Abschied das Herz, und es währte lange, ehe er sich besonders durch Wanderungen, durch das Leben unter freiem Himmel, durch Betrachtung der Natur einigermaßen beruhigte, weßhalb das Gedicht auf dem See auch in diese Zeit fallen könnte, denn

er suchte ja, nach alter Art, auch dießmal Hülfe bei der Dichtkunst. Auf jedem Fall erklärt sich das vorliegende Gedicht, besonders das schöne Gleichniß am Ende und die Zeilen: ach, Lili's Herz konnte sobald nicht von meinem Herzen fallen auf's befriedigendste durch das Verhältniß zu dem lieblichen Mädchen von Sesenheim. Göthe erwähnt, daß er nach acht Jahren sich auf demselben Wege, wo er von ihr eilte, befunden habe, um sie noch einmal zu besuchen, nicht aber, ob er hingekommen sei und sie gefunden, noch weniger, wie er sie gefunden habe. Unstreitig ist ihm ihr späteres Loos nicht gleichgültig gewesen. Möchte er uns davon noch etwas mitgetheilt haben! Denn man nimmt an den Lebensumständen eines Mannes wie Göthe, und nicht bloß an seinen sondern auch an den Lebensumständen derer, mit welchen er in genauerem Verhältnisse stand, den lebhaftesten Antheil, und wer möchte nicht einen Erzähler wie Göthe auf's umständlichste selbst von Geringfügigem sprechen hören!

Herbstgefühl.

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

Wonne der Wehmut.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach! nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Es war im Herbst, als Göthe Straßburg verließ, und zu Hause angekommen, oft zwischen Frankfurt, Darmstadt und Homburg reiste, wovon er den Namen des Wanderers erhielt und auf welchen Reisen er unter andern Wanderers Sturmlied dichtete. Denn er konnte Friederike nicht vergessen und mußte oder wollte es doch. In diese Zeit könnte also auch Herbstgefühl fallen, welches dann freilich nicht auf der Reise sondern zu Hause an dem mit Wein umrankten Fenster gemacht wäre. Der Dichter ist ganz in seinem Schmerz verloren, daher kann er auch gar nicht davon erzählen, die Thränen rinnen ihm die Wangen herab und auf den unter und neben ihm grünenden Weinstock und dessen reifende Beeren; und nicht einzelne Tropfen sind es, sondern vollschwellende Thränen, und nicht nur jetzt und einmal vergießt er sie, sondern wiederholt, täglich, denn die Liebe eröffnet ja den Quell der Thränen, die ewig belebende, die ewig das Andenken, das schöne Leben der Vergangenheit erneuende nämlich in dem Geiste des Dichters, und zugleich den Weinstock durch den Thränenerguß bethauende und ihm Leben gebende. Denn die Thränen erscheinen ihm hier als ein Element, als eine Naturkraft, die gleich Sonne, Himmel und Mond zu dem Gedeihen der Beeren mitwirkt, und ihre Reife beschleunigt. Dieß ist ein ungemein dichterischer und zarter Gedanke, denn Wasser und Feuchtigkeit sind jeder Pflanze zum Wachsthum nöthig; statt des Regens empfängt nun der Weinstock Thränen als das edelste Gewässer, als die wirksamste Feuchtigkeit. Diese Vorstellung ist einzig in dem Seelenzustand des Dichters gegründet, sie ist völlig idealisch, denn wirkliche Gültigkeit möchten wir ihr schwerlich zuschreiben, aber sie drückt den gepreßten, den leidenden Zustand des Liebenden höchst ergreifend aus und vergegenwärtigt ihn dem Leser. Das Gedicht ist also, auch ohne auf den gewählten

schönen Ausdruck zu sehen, ich mache nur auf den kühlenden Zauberhauch des Mondes aufmerksam, ein wahres Gedicht, und wenn der Weinstock nicht gediehen ist, wenn sich die Thränen nicht in edle Weintropfen verwandelt haben, obgleich sich dieß doch auch nicht so ganz läugnen läßt, so sind doch diese Thränen nicht unwirksam gewesen, sie haben das Gemüth des Lesers bethaut, und bethauen es fortwährend, und die Liebe, welche sie hervorrief, wird, wenn sie auch in dem Herzen des Dichters erloschen ist, fremde Herzen ewig beleben, mancher Liebende wird in diesen Zeilen seine Empfindung erkennen und — führt nicht der Titel auf einen noch allgemeinern, tieferen Sinn? Ist nicht die hier beschriebene Wehmut, von dem Verlust einer Geliebten, von jeder Einzelheit abgesehen, ein wahres Herbstgefühl, und ist sie nicht eine rein menschliche und dichterische? Milton dichtete im Herbst am liebsten.

Noch tiefer ist die Wehmut in dem folgenden Gedichte. Sie ist so tief, da sie zur Wonne wird, welche alle Linderung scheut und das Versiegen der Thränen als das höchste Unglück fürchtet. Die Liebe ist ewig, darum sollen auch die Thränen ewig sein nach der Empfindung des Tieftrauernden: ganz können sie niemals trocknen, und ein halbes Trocknen wäre ein halbes Vergessen der Geliebten ohne Ersatz, die Welt wäre dann ganz öde und todt; während des Schmerzes und der Thränen ist sie doch durch das Andenken an die Verlorne belebt. Und freilich ein halbes Trocknen wäre auch ein unseliger Zustand, wenn er nicht als Durchgang zu dem süßen Frieden, den der Wandrer in dem folgenden Liede vom Himmel herabfleht, und den der Jäger in seinem Abendliede schon gefunden hat, überstanden werden müßte. — Wilhelm Schneider hat in seiner Wonne der Wehmut noch ergreifendere Töne gefunden, als Reichardt. — Grammatisch zu erwähnen ist die Stelle des nur in der Zeile: ach nur dem halbgetrockneten Auge. So wie es steht vor dem Artikel, bezieht es sich auf das Substantivum wiewol mit Einfluß des Adjektivs; hinter dem Artikel würde es zu dem Adjektivum gehören — dem Auge, das nur halb getrocknet ist — und dieß ist wol richtiger als: nur dem Auge, das halbgetrocknet (und keinem andern Auge) erscheint die Welt öde und todt.

Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust!

Ein Gleiches.

Ueber allen Wipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur! balde
Ruhest du auch.

Der Wanderer (so nannte man Göthe'n ja eben in jenem Herbste) sehnt sich nach dem süßen Frieden, der ihm fehlt; er wandelt durch die Nacht hin, die sonst dem Schlaf gewidmet ist, denn sein bewegtes Gemüth hält ihn wach, er blickt zum Himmel auf, er fühlt sich so unglücklich, er weiß aber, daß es einen Trost für ihn gibt, er verzweifelt nicht, ersehnt sich nicht zum Himmel empor, er ruft vielmehr den Trost vom Himmel herab in seine Brust, er wünscht zu leben, da er nicht mehr mit geheimer Wollust an seinem Schmerze hängt und ihn liebt, so daß er ausruft: was soll all der Schmerz und Lust? (in Prosa wäre die Auslassung des Artikels vor Lust zu tadeln) er ahnt, daß er bei doppeltem Schmerz auch doppelt erquickt werden kann. Und sein inbrünstiger Seufzer wird erhört. Er geht weiter und der Friede steigt bei dem Anschaun und der Empfindung der Ruhe in der ganzen Natur in seine Seele herab. Die Luft ruht über den Wipfeln, das Laub in den Wipfeln bewegt sich nicht, die Bewohner des Waldes schla=

fen, nur der Wandrer wacht noch und geht dahin durch den Wald. Aber bald wird auch er sein Ziel erreicht haben und sich niederlegen und Schlaf und Ruhe finden, aber nicht bloß die leibliche, sondern auch die des Gemüthes und Herzens. Und so ist dieses kleine Liedchen nicht bloß ein höchst willkommner beruhigender Anhang und Schluß zu dem ersten, sondern auch der Schluß jener schmerzhaften Liebe, und auch an und für sich ein kleines liebliches Liedchen, dessen sanfte Worte und kurze Verse fast schon ohne eine Tonweise in Schlummer wiegen. — Löwe hat beide Lieder trefflich komponirt.

Vorklage.

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus!
Nun soll ich gar von Haus zu Haus
Die losen Blätter alle sammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch;
Die Welt ist voller Widerspruch,
Und sollte sich's nicht widersprechen?

An die Günstigen.

Dichter lieben nicht zu schweigen
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa;
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt, und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter, wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Beide kleinen Gedichte gehören zusammen und zwar in dieser Folge, doch ist nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Form (ich meine damit nicht das Versmaaß) und der Ton verschieden. Beide sind Monologe, aber das erste ein eigentliches Selbstgespräch, eine stille Betrachtung, das zweite eine Anrede; das erste beginnt mit einem Zweifel und der am Schluß gewonnene Entschluß ist doch fast ein verzweifelter, nicht die Ueberzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit des Vorhabens sondern die Erinnrung an die allgemeine Schwäche des menschlichen Thuns hat ihn erzeugt, während in dem zweiten in ganz entschiedner Sprache die Ursache, welche den Sammler bestimmte, die Furchtlosigkeit, wie auch das Urtheil der Leser ausfalle, der Inhalt der Blumenlese und die Zuversicht, daß zu einem solchen Inhalte grade die gewählte Form passe, ausgedrückt wird. In beiden herrscht endlich eine Heiterkeit, wie sie unserm Dichter eigenthümlich ist, doch auf verschiedne Weise, denn wenn wir in dem ersten den scheinbar ängstlichen Dichter fast belächeln, während er den Schalk doch kaum verbergen kann, so lächelt er in dem zweiten über die Leser — niemand beichtet gern in Prosa — die doch auch wol etwas zu beichten haben, aber es in Prosa thun müssen, wenn auch nur sich selbst, oder ihren Hausgenossen, Verwandten und Freunden, weil sie keine Dichter sind und in den Versen doch vertraun wir oft sub Rosa in der Musen stillem Hain, zeigt sich die kecke Schelmerei offenbar.

Wohl mag ein Dichter wie Göthe bei dem Anblick seiner gesammelten Lieder, in denen er nicht, wie manche andern Dichter etwas ihm Fremdes, sondern meistens seine eigensten in verschiedenen Zeitpunkten und bei den verschiedensten Anlässen entstandenen Empfindungen niederlegte, mit einem gewissen Erstaunen, ja mit einiger Befremdung und Unruhe ausrufen: wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln, geschrieben sich so seltsam aus! Denn was im Augenblick der Erzeugung lebendig im Herzen empfunden wird oder sich gar in Worten über die Lippen ergießt, und durch die Gegenwart seine Bedeutung, sein Gewicht, seine Auslegung erhält, das steht nun abgebrochen in wenigen Zeilen auf dem Papiere da, und der Leser übersieht grade das Beste vielleicht ganz, oder muß darüber nachdenken, und kann doch nur rathen und muß häufig irren und sich mit Mühe, obgleich mit lohnender

Mühe und mit geistigem Genusse, in den Seelenzustand des Dichters hineinzuversetzen suchen. Und selbst dem Dichter erscheint es seltsam, und grade das Gefühlvollste, das Innigste erscheint ihm am seltsamsten, weil seine Empfänglichkeit in spätern Jahren sich vielleicht geändert hat und abgestumpft ist, oder weil er doch bei'm Lesen grade in einer prosaischen Verfassung, kalt und theilnamlos sein kann, wie denn das Weitschweifige oder doch Wortreiche der Jünglingsempfindung dem gediegenen Geschmacke des Mannes an sich schon leicht widert. Daß es uns bei den Göthischen Liedern so ergehen werde, haben wir freilich nicht zu besorgen, obgleich er selbst bescheidenerweise nur von einem Stammeln spricht. Ein leidenschaftliches Stammeln ist es allerdings, weil das Lied und insbesondre die Schilderung jugendlicher erwachender Neigungen wenn nicht gradezu einen leidenschaftlichen doch einen sich dem Leidenschaftlichen annähernden Inhalt hat. Denn selbst das einfache Empfinden heißt ja eben einen Eindruck aufnehmen, also im weitesten Sinne leiden, nicht thätig oder nur leidend thätig sein; um wie viel mehr ist dieß aber von den ersten starken oft heftigen Aufwallungen der Freundschaft und Liebe, selbst der Achtung und Andacht zu sagen, und diese und ähnliche Empfindungen machen ja den Inhalt des Liedes aus. Für den Ausdruck eigentlicher Leidenschaft ist das Lied weniger geeignet, sondern es verwandelt sich dann in den Hymnus, die Ode, den Dithyrambus, in welchen höheren lyrischen Gedichten Göthe weniger gedichtet oder uns überliefert hat; denn daß er auch hierin Meister sei, beweisen manche seiner vermischten Gedichte, obschon ihn seine Eigenthümlichkeit, Heiterkeit und Natürlichkeit, mehr zu dem Liede hinziehen mußte. — Aber der Dichter hat nicht einmal seinen ganzen Liederschatz beisammen; manches ist verloren gegangen, wenigstens für den Augenblick, zum Beispiel, was er an Personen dichtete und diesen zuschickte, ohne selbst Abschrift zu behalten: so muß er denn von Haus zu Haus gehn, nah und ferne, und erwarten, wie viel sich wieder zusammen finden wird. Eine bunte Schaar! Zwar sind sie alle Geschwister und können die Familienzüge nicht verläugnen, aber in weitauseinanderliegenden Orten und Zeiten empfangen und geboren. Und diese, die der Vater kaum noch erkennt, sollen nun dem Fremden, dem Leser in Einer Reihe, in Einem Haufen vorgestellt werden? Dem guten Leser mit Bedauern; denn wird er nicht manche wunderlich,

oder gar häßlich finden, wird nicht Eins dem Andern zu widersprechen scheinen, oder wirklich widersprechen, weil des Dichters Empfindungen und Ansichten dem Wechsel unterworfen waren. Dennoch wagt es der Verfasser. Ist doch die Welt, die von Gott selbst ihren Ursprung hat, und insbesondre die der Menschen, welche hier eigentlich gemeint ist, der Geschöpfe des höchsten Schöpfers voller Widerspruch. Wie sollte der Dichter, der geringere Künstler sich eines Fehlers schämen, den der größte Künstler nicht vermieden hat und nicht vermeiden wollte, obwol aller dieser Widerspruch in der Schöpfung Gottes sich wenn auch nicht immer für den beschränkten Sinn seiner Geschöpfe hienieden — dereinst doch in Einklang und Eintracht auflösen wird. Und das wird denn auch wol der verständige Kunstrichter in den Werken des wahrhaften Dichters finden. — In dem letzten Verse: und sollte sich's nicht widersprechen? möchte es mißfallen, daß das bedeutungsvolle Fürwort, welches den Gegensatz bildet, apostrophirt ist, doch läßt sich dieß damit entschuldigen, daß sich den Nachdruck in sich aufnimmt und dem es gewissermaßen mittheilt.

An die Günstigen ist das zweite Gedicht mit Recht betitelt, denn als eine Gunst muß es ein Schriftsteller immer betrachten, wenn sein Werk gefällt, da bisweilen die besten Werke eben keine Gunst finden. Das Dichten wird nun, wie es denn auch ist, als ein Naturtrieb, freilich ein geistiger, vorgestellt, und ein Dichter, der sich verbirgt und seine Arbeiten für sich behält, ist eben kein rechter Dichter, er müßte es denn aus übergroßer Furcht und Bescheidenheit thun. Aber ein solches Uebermaaß von Scheu ist eben das Antheil des Dichters nicht. Dichter lieben nicht zu schweigen, es müßten denn die englischen sein, etwa ein Thomas Chatterton, der seine Gedichte in altenglischer Sprache schrieb und seinen Landsleuten einbildete, Rowley, ein früherer Dichter, habe sie gemacht und er habe sie nur aufgefunden, oder selbst der große Walter Scott, insofern man lange nicht gewiß wußte, ob die seinen Namen führenden Romane von ihm herrührten; obgleich doch auch diese nicht geschwiegen, sondern nur ihren Namen verschwiegen haben, also von dec den Dichtern freilich auch sehr natürlichen und gewöhnlichen Ruhmsucht weniger geplagt sind. Nein, die Dichter wollen reden, und ein schweigender Dichter ist nicht minder eine Verirrung der Natur als ein ewig schweigender Mensch.

Wofür hätte der Dichter die Gabe der Rede empfangen? Deßhalb will er sich auch der Menge zeigen, und wenn er auch in seiner eignen Schöpfungskraft und in dem Schaffen hinlänglichen Genuß findet, so will er doch auch entweder als solcher anerkannt, geschätzt, geehrt sein, oder noch besser, er will andre damit erfreuen und ihnen nützlich sein, er dichtet zur Lust der Mitwelt und Nachwelt. Dieser letzte Grund muß allerdings vorwalten, denn der Ruhm wird ihm nur zu häufig verkümmert und selbst der durch ein halbes Jahrhundert gesicherte Ruhm wird wol noch angegriffen und beschmitzt, was selbst Göthe in unsern Tagen hat erfahren müssen. Mit gleichgültiger oder doch ruhiger und heiterer Miene sagt er deßhalb: Lob und Tadel muß ja sein. Auch der größte Schriftsteller muß auf Tadel, selbst wol auf Verunglimpfung gefaßt sein, aber je größer er ist, desto leichter wird er gerechten Tadel freudig aufnehmen und ungerechten verzeihen. Denn auch das Völkchen der befangenen oder boshaften Kunstrichter muß seine Lust haben. Und wie leicht ist auch das Tadeln, besonders wenn der Dichter die Geheimnisse seines Herzens in den Gedichten ausplaudert und gethan hat, was man bei vorherrschender Ueberlegung in Prosa eben nicht gern thut. In Gedichten sieht es freilich wie Dichtung aus, und ist es denn auch häufig, entweder ganz wie bei Uhland, wenn er sagt:

Was ich in Liedern manchesmal berichte
Von Küssen in vertrauter Abendstunde,
Von der Umarmung wonnevollem Bunde,
Ach, Traum ist leider alles und Gedichte. —

oder halb, und trüglich zwischen Wahrheit und Dichtung schillernd, wie bei Lord Byron. Völlige Wahrheit in dieser Rücksicht enthält denn wol nie ein Gedicht, eben weil es ein Gedicht ist; aber daß es bei Göthe dennoch vorzugsweise der Fall ist, sehen wir ja aus einzelnen Fingerzeigen in seinem Leben. Der Muse vertraut also der Dichter seine Geheimnisse, der unsichtbaren, oder vielmehr seinem eigenen höheren Menschen, seinem Schönheitsgefühle, nicht in Prosa, denn das müßte ja an einen Andern, einen Lebendigen, einen ihm Gegenüberstehenden sein, und dieß würde nicht ohne Stocken und Schamröthe geschehen können, denn man schämt sich ja nicht bloß das Fehlerhafte, sondern auch das Zarteste, das kaum Worte Annehmende zu offenbaren, weil man Tadel und Kälte fürchtet, aber

auch der Muse vertraut er es nur im stillen Hain, in schöner lieblicher Einsamkeit, wo das Gemüth sich erhebt, in freier Natur, dem Lieblingsaufenthalte der Dichter, und zwar sub Rosa, ein Ausdruck, der das Vertrauliche scherzhaft ausdrückt, denn bei den Weingelagen der Alten unter der Rose, weil man sich dabei mit Blumen und besonders mit Rosen bekränzte, öffneten sich die Herzen. Was so der Dichter nur der Muse vertraut, das kommt denn doch auch endlich der Welt zu Gesicht; aber wenn denn auch der Inhalt ist: was ich irrte, was ich strebte, was ich litt und was ich lebte, so sind es doch nur Blumen im Strauß, nicht der volle reiche Garten des Dichters, in welchem alles duftend blüht und glüht, nicht sein ganzes Herz; es sind nur Bruchstücke aus der Lebensgeschichte des Herzens, nur einzelne Seufzer oder Freudenlaute, es ist nur ein Strauß. Nur hier und da hat der Dichter eine Empfindung festgehalten und sie mit Worten bekleidet, die meisten Gedichte und wahrlich die besten bleiben Embryonen und sterben im Keime. Göthe's Iphigenie in Delphi, Prometheus, Muhamed, ewiger Jude werden nie in's Leben treten. Und wie viele andre mögen bei ihm die Geburt erwartet haben? Aber ist dieß denn bloß mit den Erzeugnissen des Dichters der Fall? Ist nicht die innere Welt eines jeden Menschen nur ein Mondsviertel? Ist sie nicht eine verschleierte, und kommt selbst das, was davon erscheint, eigentlich zu Tage, oder tritt es nicht vielmehr nur in ein Dämmerlicht und erhellt nur mit mattem Schimmer die Nacht des Daseins? Aber eine solche Betrachtung paßt nicht für den Ausleger eines lebensfrischen Dichters. Auch der Mensch soll nicht schweigen von dem Edelsten, was in ihm vorgeht. Niemand beichtet zwar gern in Prosa. Aber der Ausdruck des Heiligsten und Geheimsten ist auch ohne Verse dichterisch. Solche Mittheilungen sind dann ihrer Natur nach nur seltene, geheime an die Vertrautesten und Liebsten, nur vergängliche. Dem Dichter allein ist es vergönnt Amaranthen, unvergängliche, unverwelkliche Blumen zum Strauße zu sammeln. Und Dank ihm! Denn er hat gewiß Recht, seine Sträußer sind willkommen und unschätzbar. Was er auch bringe, es sind köstliche Gaben. Das Alter wie die Jugend, der Fehler wie die Tugend nimmt sich gut in Liedern aus, denn die Dichtkunst verjüngt das Alter, benimmt dem Fehler das Unangenehme und Widrige; ihr Schleier ist ja aus Morgenduft und Son-

nenklarheit gewebt, sie erheitert und beseligt und entrückt uns in eine schönere Welt. Und so wollen wir denn den Liedern näher treten, denen Göthe den Spruch mitgibt: spät erklingt, was früh erklang, Glück und Unglück wird Gesang. Spät erklingt von der Harfe des Dichters, was früh, was vorher schon in den Saiten seines Herzens erklang, um nun noch später und ewig in dem Herzen der Enkel nachzuklingen.

Bergschloß.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore,
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hieneben lag ein Keller,
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Kapelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zither und Flasche
Nach diesen felsigen Höhn
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh;
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu.

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als ständ' in seiner Kapelle
Der würdige Pfaffe schon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte statt der Menge
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerinn glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Credenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

Geistesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
„Dieß Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer immer zu!"

Das letztere von diesen Gedichten schrieb Göthe, wie er im dritten Theile seines Lebens erzählt auf einer „sehr angenehmen, Herz und Sinn erfreuenden Fahrt, die Lahn hinab" welche er in Gesellschaft Lavater's und Basedow's machte, bei'm Anblick einer merkwürdigen Bergruine in ein Stammbuch; das erstere ist schwerlich auf derselben Reise geschrieben, sondern eher auf einer der vielen andern Streifereien, welche der Dichter von Straßburg oder von seiner Vaterstadt aus machte oder doch in Erinnrung einer solchen. Beide stehen aber in der Sammlung hintereinander, gehören zusammen und zeichnen sich unter den Liedern dadurch aus, daß sie im Gefühl und innigen Andenken an eine längst verschwundne Zeit, an das Mittelalter entstanden sind. Eine Vergleichung mit der bekannten Elegie von Matthisson: Schweigend in der Abenddämmrung Schleier — liegt hier sehr nahe. Aber wie verschieden sind die Empfindungen beider Dichter bei denselben Gegenständen. Wenn Matthisson der Schilderung des ehemaligen Lebens in der zerfallnen Burg den Gedanken an die Hinfälligkeit alles Irdischen folgen läßt, zur Verstärkung dieses Gefühls selbst Unwahres oder Halbwahres, Schielendes hinzuthut, z. B. selbst der Freundschaft und der Liebe Glück, läßt auf Erden keine Spur zurück, und uns durch nichts beruhigt und aufrichtet, weßhalb das Gedicht weniger elegisch als melancholisch und fast irreligiös ist: so weiß Göthe, der lebensfrohe Dichter, die Ruinen mit neuem oder vielmehr mit altem Leben auszustatten, so ruft er auf die natürlichste und heiterste Weise in dem ersten Gedichte die Vergangenheit wieder hervor und macht sie zur Gegenwart, und leiht in dem zweiten jenen Altvordern seine eigene, das heißt eine echt menschliche wackere Gesinnung. Aber wie dichterisch ist auch die Behandlung! Bei Matthisson verläuft sich das Gedicht, nachdem es ein lebhaftes Bild

des ehemaligen Lebens gegeben hat, in bloße Betrachtungen, die nur durch die Bekleidung einen dichterischen Schein haben, aber an und für sich etwas leer und noch dazu unhaltbar sind. Bei Göthe wird die Darstellung von Stufe zu Stufe lebhafter und beide Göthische Gedichte haben, ungeachtet der Jovialität des einen und der Ruhe des andern, einen fast erhabenen Schluß und regen die Einbildungskraft in hohem Grade auf.

Bergschloß ließe sich in zwei Hälften theilen. Die ersten sechs Strophen schildern die Trümmern und die alte Zeit, die letzten sieben die Erneuerung der Vergangenheit, die ersten sind nur eine Erinnerung, eine Vergleichung dessen was da war, mit dem, was es jetzt ist, die letzten eine Vergegenwärtigung der alten Zeit, eine Umbildung, ein Blick in den Zauberspiegel, in den ersten ist blos das leibliche, in den letzten das geistige Auge beschäftigt. Die erste Hälfte wird also durch die zweite dichterisch, Doch hat auch jene schon an und für sich etwas Anziehendes, theils durch die einzelnen bezeichnenden Züge, theils und noch mehr durch das Lebendige und Heitere, was in das Schauerliche und Stille verwebt ist. Der Anfang ist sehr einfach und dem alten Balladenton gemäß, wie denn wirklich ein altdeutsches Lied anfängt: da droben auf jenem Berge, da steht ein goldenes Haus. Göthe hat es nicht verschmäht, Schäfers Klagelied damit anzufangen, und sich dieses Anfangs hier sogar noch einmal zu bedienen. In den folgenden beiden Versen wo hinter Thoren und Thüren sonst lauerten Ritter und Roß wird man sogleich an die doppelte Bestimmung der alten Burgen erinnert; denn sie dienten nicht bloß zu Schutz und Wehr sondern zum Ueberfall, zum Plündern und Rauben; letzteres liegt besonders in dem lauerten. Dem ehemaligen Getümmel wird die gegenwärtige Stille entgegengesetzt; kein Thor und keine Thür hindert jetzt, der Wanderer besteigt und durchklettert die Trümmern und belebt allein das tiefe Schweigen. Er späht umher und sein Blick verweilt am liebsten bei dem Keller und bei dem Gedanken, daß er ehemals gefüllt war, und nun wird die Einbildungskraft erst lebendig. Er sieht die Kellnerinn hinunter und hinaufsteigen, die heitere, denn sie hat ja den erheiternden Trank für den weltlichen Gebrauch, für die Gäste des Burgherrn im Saale, sowie für den geistlichen Gebrauch, für das Abendmahl, aber auch unterwegs schon theilt sie davon mit, dem lüsternen Knappen, lüster-

nen, nach dem Wein nämlich. In der flüchtigen Gabe und dem flüchtigen Dank sieht man sie gleichsam auf dem Gange eilig ihre Gunst austheilen und den Dank hinnehmen, damit sie nicht zu spät komme und sich dadurch verrathe. Aber so ist es gewesen, so ist es nicht mehr, und das Bild der Zertrümmerung wird uns noch einmal in der sechsten Strophe mit verstärkten Zügen vorgeführt, ungezwungen und doch mit Kunst, damit die folgende Schilderung um so mehr dagegen absteche. Der Dichter allein kann die Oede noch nicht beleben, er gedenkt nur, und grade, weil er das ehemalige heitere Leben schildert, nicht ohne Wehmut an die entschwundenen Tage; aber es bedarf nur noch eines Wesens außer ihm, nämlich seiner Freundinn, seiner Geliebten, um die Oede zur freundlichsten Gegenwart umzuschaffen. Er sieht sie und zwar an einem heitern, an dem heitersten Tage den Berg besteigen, während er vielleicht sonst schon bei trübem Wetter die Ruine besucht hatte, und wir sehen sie nicht minder als er, so lebendig ist die Darstellung durch den kleinen Zusatz mit Zither und Flasche. Vorher war er ungeachtet des schönen Wetters trübe gewesen; nun wird ihm wohl zu Mut, er ist bei ihr (das sehen wir aus dem Folgenden), und beide führen in einem kleinen Duodrama die alte Zeit verjüngt auf die morsche Bühne. Recht feierlich geht es zu, aber feierlich fröhlich, eine gewöhnliche Fröhlichkeit läßt Ort und Andenken nicht zu. Mit keckem Liebesmuthe denkt sich der Dichter das Liebste, was ihm widerfahren kann, die eheliche Verbindung mit seinem Liebchen und zwar nach Art und Weise der alten Zeit. Eine zahlreiche Hochzeitsgesellschaft erwartet den Bräutigam und die Braut in einem der weitesten Säle der Burg, die beiden Brautleute sind aus jener tüchtigen Zeit, also selbst recht tüchtig, treu, ehrbar und tugendlich, und nun geht es in die Kapelle. Der Ausdruck Pfaffe, der vorher schon gebraucht war, hat nichts Entwürdigendes, er heißt ja der würdige. Das Wesentliche der priesterlichen Einsegnung ist die Frage an Braut und Bräutigam. Das Dichterische liegt hier in der Antwort: wir aber lächelten Ja, es bedurfte keines Wortes, unsre frohen Mienen bezeichneten hinlänglich unsern Willen, unser Verlangen. Höchst anmuthig und dichterisch, ja ich möchte sagen, fast wundersam ist in den letzten Strophen Wirkliches und Gedachtes verschmolzen, und hieher gehört eine Stelle aus der Lebensbeschreibung des Dichters,

worin es heißt: „ein Gefühl, das bei mir gewaltig überhand nahm, und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt, und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte.“ In diesem Gedicht thut sie, wie schon gesagt, eine besonders liebliche Wirkung, und wie in der letzten Strophe mehr die Vergangenheit vorherrscht, so stehen wir in den folgenden wieder mehr in der Gegenwart, oder dort ist gewissermaßen die Gegenwart in die Vergangenheit hineingebildet, und hier die Vergangenheit in die Gegenwart. Der Dichter stimmt mit seinem Liebchen ein Lied an, und dieses dünkt ihn wie das Hochzeitlied in der Kapelle, und so lebt er in den ersten Versen und tief bewegten Gesänge des Herzens innigsten Grund noch ganz in der Vergangenheit, aber in den folgenden Zeilen es zeugte statt der Menge der Echo schallender Mund, wird er und wir mit ihm aus der alten Zeit wieder herausgerissen, wir tauchen auf und der Zauber ist zerstört: sie sind beide allein, keine Hochzeitgäste um sie her, sie stehen auf der Ruine, aber Ein Gefühl, das Gefühl der Liebe, bleibt in dem Busen des Dichters, und ein Zauber wird nur durch den andern verdrängt, denn die Stimmen des Pärchens wiederholen sich in den Felsen und die vorher nur gedachten, nur im Geiste belebten, werden nun wirklich, sie antworten durch die Stimme der Echo; aus den Klüften, wo die Ritter und Frauen schlafen, hallt es wieder, sie haben den Gesang gehört, die Phantasie des Dichters hat sie magisch berührt, und wenn sie nicht persönlich erscheinen können, so antworten sie doch und geben ihre Gegenwart durch einen leisen und leiseren, verhallenden Nachruf zu erkennen. Ein schöneres Bild für die Stimme der Geister, die wir uns doch höchstens mit einem Scheinkörper, mit einem verfeinerten luftartigen Wesen bekleidet denken können, gibt es wol kaum als die Echo: das Nebelhafte, kaum Sichtbare wird durch das Verhallende, kaum noch mit dem Ohr Erfaßbare trefflich ausgedrückt und das Persönliche des Nachhalls als Echo belebt das blos Gedachte und Gestaltlose, ohne daß die Farbe der griechischen Mythologie störte. Wie

lebendig ist hier jedes Wort, der schallende Mund, das zeugen, und die Echo nicht das Echo. In der That, es liegt eine Fülle von Poesie in diesen Zeilen, die man freilich nicht empfindet, wenn man ohne Verweilen sie leise für sich liest oder sie vorlesen hört, und die Echo des Lesers bleibt stumm, denn sie vernahm nur einen Schall, nicht den hellen geistigen Ruf der Poesie. Wie lieblich und wohlthätig nun aber auch diese Vermischung der Gegenwart und Vergangenheit im Gedichte wirke, so hat Göthe doch auch Recht, wenn er sagt, daß sie im Leben unerfreulich, oder schauerlich, gespensterartig erscheine. Denn nehmen wir an, daß der Dichter mit begeistertem Auge zu dem Mädchen gesprochen habe: horch, sie antworten die Todten aus den Gräbern, sie umschweben uns zur Hochzeit, oder träumten wir nicht bisher, ist die alte Zeit denn wirklich vorbei, bin ich nicht wirklich ein Ritter und du ein Fräulein? Denken wir uns dieß mit dtm schwärmerischen Blick und Ton eines Dichters vorgetragen, für den in einem solchen Augenblick die innere Vorstellung Wirklichkeit hat (und was ist denn zuletzt wirklicher und wesenhafter, die äußere oder die innere Welt?) so muß das Mädchen, zumal wenn es die Empfindung des Dichters nicht in gleichem Maaße steigern kann, und selbst, wenn es dieß vermag, und der Dichter selbst, der sich doch auch in dieser Höhe, in diesem Vergessen der äußern oder, daß ich so sage, der wirklichen Wirklichkeit nicht lange erhalten kann, von einem Schauer ergriffen werden, einem echt dichterischen oder erhöhten menschlichen, denn was ist das dichterische Vermögen eben als die Ahnung einer höheren von der Sinnlichkeit gelösten Kraft des eigentlichen Menschen oder des Geistes, deren wir freilich nicht Herr werden und sie zu etwas Bleibendem machen können, weil uns der Körper sogleich wieder herabzieht und die irdischen Rechte geltend macht, so daß man den gewöhnlichen mit diesem ungewöhnlichen Zustand vergleichend, fast vor sich selbst erschrickt, und so ist die Furcht vor Gespenstern und der Glaube daran ein Glaube an unsre eigne rein geistige Natur, eine Scheu vor uns selbst, vor dem einstigen verklärten Zustande. Der Dichter reinigt nun diesen Glauben, indem er das, was der Aberglaube verkörpert und in die grobe Wirklichkeit einführt und als körperliche Erscheinung geltend machen will, in seiner geistigen Sphäre läßt und uns nur die Ahnung gibt, daß jenes Geistige einst zur höhern, von der irdischen Sinnenwelt ganz

abgetrennten Wirklichkeit werde, ja für den Begeisterten schon jetzt aber freilich in einem vorüber eilenden Augenblick wird, wodurch denn jene Scheu alles Beunruhigende und Erschreckende verliert oder sich in jene süße Beängstigung verwandelt, die man vor einem plötzlich herannahenden kaum erwarteten Glücke empfindet. In einem solchen Falle ist nun der Dichter, sofern er dichtet oder doch dichterisch empfindet, alle andern Menschen sind es nicht, daher verstehen sie seine Vermischung von Vergangenheit und Gegenwart nicht, es schauert sie vor jenem Doppelleben, obgleich sie es wol ahnen und nicht läugnen können, sie erfassen es nicht in seiner Wahrheit, weil sie das körperliche Leben, das der Gegenwart vorherrschend fühlen und schaffen sich ein Trugbild, ein Gespenst, nicht einen Geist, obgleich beide Wörter im Sinne des Spukes gleichbedeutend gebraucht werden, oder sie verhärten sich und läugnen dieses Doppelleben ganz, wenigstens für das irdische Dasein. Auch haben letztere freilich Recht, insofern der reingeistige Zustand nie auf Erden festgehalten werden kann, Unrecht aber, insofern sie sich ihrer Ahnungskraft, ihres Vorgefühls entäußern oder entäußern wollen, denn ganz können sie es niemals. Sie sind die Scheidekünstler der beiden Naturen im Menschen und wir mögen sie im Gegensatz der Dichter Philosophen nennen. Jene Gespenstergläubige stehen den Dichtern viel näher, sie sind auf dem Wege der dichterischen Anschauung, aber sie wenden wie Orpheus ihren Blick nach dem Bilde zurück, und wollen sich überzeugen, daß sie etwas Gemeinwirkliches hervorgezaubert haben, und Eurydice entsinkt in die Schattenwelt zurück, sie haben nun die Poesie nicht, sondern eben nichts, denn ein Gespenst ist viel weniger als ein Geist, höchstens ein Traum, ein Schatten eines Geistes. Müssen wir nun zugeben, daß die meisten Menschen entweder Gespenstergläubige oder zwar Gespensterläugner aber doch nicht Geistergläubige sind, oder doch nach einer der beiden falschen Seiten sich hinneigen, wenn nicht noch eine dritte Klasse anzunehmen ist, bei denen Vorstellung und Empfindung willkührlich oder unwillkührlich fast auf Null herabsinkt, und die daher mehr ein thierisches Leben führen: so ergibt sich daraus zur Genüge nicht nur wie selten die wahren Dichter, sondern auch wie selten die wahren Leser eines Dichters sind. Denn wie viele Leser oder Leserinnen mögen bei diesem oder einem andern ähnlichen Gedichte von der Vermischung der Gegenwart und Vergangenheit

ein deutliches Bewußtsein gehabt haben? wobei ich jedoch bemerke, daß das deutliche Bewußtsein öfters durch die Innigkeit des Gefühls ersetzt wird, was besonders bei den Frauen, wenigstens öfter als bei den Männern der Fall sein mag, und bei diesen wenigen muß ich dann freilich um die weitläufige Auseinandersetzung um Verzeihung bitten. Was mich selbst betrifft, so gestehe ich, daß ich früherhin dieses Gedicht nicht besonders beachtet habe und daß mir jetzt erst das Licht darüber aufgegangen ist. Sehr selten aber sage ich sind die wahren Leser, welche mit Verstand und Gefühl zugleich den Dichter lesen, bei denen das Gefühl zum Bewußtsein sich erhebt und das klare Bewußtsein dem Gefühl nicht hinderlich wird. Wenigstens sehen wir im Leben so häufig, daß die verständigen Menschen grade nicht die gefühlvollsten sind, so wie die gefühlvollen nicht die verständigsten, und diese Disharmonie liegt wol in der natürlichen Anlage, und der willkührlichen oder unwillkührlichen Verstärkung des schon von Natur Ueberwiegenden. Eigentlich aber ist das Gefühl, das geistige, doch wol nichts als der wiederholte, herrschende, innige Gedanke, und der Gedanke der Vorgänger und Anmelder, die nothwendige Ursache eines Gefühls, oder ist ein geistiges Gefühl ohne einen Gedanken möglich? Aber aus dem vorher Gesagten ergibt sich zugleich, daß jenes Ineinsdenken der Gegenwart und Vergangenheit, das Kennzeichen und der Prüfstein des wahren Dichters ist, und so hat Göthe denn nur halb Recht, wenn er sich dieses Gefühl als eine Eigenheit und Besonderheit zuschreibt, da es vielmehr bei jedem eigentlichen Dichter Statt finden muß, aber in sofern allerdings Recht, als es wenige Menschen gibt, die in so hohem Grade Dichter sind als er; und so hat er denn unbewußt, wie er denn überhaupt Stellvertreter der höheren menschlichen Natur, aber eben vielleicht mehr Dichter als sonst etwas ist, das Rechte getroffen, und auf eine wahrhaft naive Weise, sich selbst an die Spitze der Dichter gestellt. Eben so naiv wird oder könnte mancher Leser sich darüber wundern, daß die bemerkte Eigenthümlichkeit ihn besonders anmuthe, nicht ahnend, daß er grade darin seine Empfänglichkeit für das Tiefste der Dichtkunst ausspräche; denn die meisten Leser halten ihren Dichter schon für hinlänglich dichterisch und vortrefflich, und sich selbst für belohnt und geistreich, wenn sie einen sittlichen und religiösen Gehalt in ihm finden und sich diesen anzueignen wissen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung in unser Bergschloß zurück. Es ist indessen Abend geworden, eine besonders dichterische Zeit, weil sie sinnlich einen Schleier über die Wirklichkeit breitet, wie es der Dichter geistig thut. Und grade über diesen zunächst folgenden Versen liegt denn auch ein abendlicher Duft; der Gedanke schwimmt in einem Dämmerlichte und kann kaum von dem Auge des Verstandes erkannt werden, und so schlimm dieß meistens und bei den schlechten nebulirenden Dichtern immer der Fall ist, so paßlich ist es hier. Und als sich gegen Abend im Stillen alles verlor, das heißt wol, als die liebliche Phantasie nach grade erlosch, als wieder mehr das Gefühl des Wirklichen eintrat; da ersetzt gleichsam die Natur, was der Dichter nicht mehr festzuhalten vermag, sie blickt ihn und die geliebte Freundinn mit glühendem Strahl an, und so stehen sie oben in einer sinnlichen Verklärung; aber hiemit kehrt auch die Einbildungskraft des Dichters zurück; aus dem Pärchen ist der Knapp' und die Kellnerinn geworden und zwar auf eine schönere Weise, sie begegnen sich nicht im Schlosse und auf dem Gange, sie nimmt nicht mehr die flüchtige Gabe für den flüchtigen Dank, die Vergangenheit ist nicht mehr, oder sie verjüngt sich vielmehr gar lieblich, sie ist nicht und ist doch, sie stehen beide frank und frei, ihre verklärten Gestalten glänzen weit hinab in's Thal und zwar als Herren, denn sie sind ja durch ihr Dortsein für den Augenblick Besitzer des Schlosses, sie schenkt ihm ein, und eilt nicht wie sonst schnell an ihm vorüber, und er dankt nicht mit einem schnellen Blick, die Zeit drängt ja nicht, er dankt mit süßen Worten, er dankt, wenn sie es gut heißen will, und wie sollte es das Liebchen nicht, mit etwas Süßerem als Worte sind, er küßt gewiß die holden Lippen, die ihm den Becher kredenzt haben. Und wo sind wir nun, in der Gegenwart oder in der Vergangenheit? Ich weiß es nicht, der Dichter und sein Liebchen sind uns zum Knappen und zur Kellnerinn geworden, sind Herren der Burg, und doch ist es ja der Dichter und sein Liebchen. So umfassen wir mit Einem Blick, mit Einem Gefühl beide Zeiten, Vergangenheit und Gegenwart, die verfallene und die belebte Burg. So gewährt uns der Dichter, was der Tod einst gewähren wird, und wenn schon hier in manchen Gemüthern das Gefühl dauerhaft und ewig ist, so wird in jenem neuen Leben einst alles vereinigt sein, Aeußeres und Inneres, Sinne und Geist, Verstand und Ge-

fühl. Hier ist alles Stückwerk, alles vereinzelt, und nur der Dichter, der göttliche Dichter läßt uns in einen Zauberspiegel schauen und gibt uns einen Vorschmack künftiger Wonnen.

In dem Bergschloß besteigt der Dichter und sein Mädchen die verfallne Burg, und sie dünken sich als Knappen und Kellnerin und gar als Herren und Besitzer, während die Entschlafenen nicht aus ihren Gräbern aufstehen, sondern nur durch die Stimme der Echo antworten: im Geistesgruß fährt der Dichter unten am Fuß des Berges, da die alten Burgen gewöhnlich auf Bergen erbaut wurden oder doch am Fuß der Ruine auf dem Flusse vorüber, da erscheint ihm, dem dichterischen Hellseher und Geisterseher, auf dem alten noch erhaltenen Thurme der Burg des Helden edler Geist, und unsre Einbildungskraft wird mit einem geheimen Schauer und unser Gemüth mit Ehrfurcht erfüllt. Ein mächtiges Bild! Eine hehre Gestalt! Auf dem hohen Thurme der hochliegenden Burg steht der hohe Held der Vorzeit. Held sehr allgemein, es ist der Burgherr und zwar der Ahnherr, der Stammvater des wackeren Geschlechts, oder doch einer der ausgezeichnetsten Sprößlinge; aber am passendsten ist dieser Ausdruck, da Tapferkeit die wesentlichste Tugend des alten Ritters war; doch nicht an bloße Tapferkeit des Arms haben wir zu denken, es ist ja des Helden edler Geist, sondern zugleich an die Biederkeit und Treue, an den Adel des Gemüths und Geistes, der meistens jene Helden auch auszeichnete. Nichts Grauenhaftes soll nun diese einfache Zeichnung in uns erregen, es ist kein Gespenst, es ist ein edler Geist, der Wiederschein der männlichen schönen Gestalt in dem Spiegel der Phantasie, und diesen Adel, diese Biederkeit zeigt er, indem er das Schiff wohl zu fahren heißt. Es ist also vielmehr ein Schutzgeist, denn wie kann er seine liebevolle Gesinnung besser zeigen als durch einen freundlichen Zuruf, durch einen Glückwunsch für die Weiterreise? Nebenher mache ich noch auf die schillernde Bedeutung das fahren aufmerksam, das man hier eben so gut im sinnlichen besondern, als im allgemeinen übertragenen Sinne, und deßwegen in beiden zugleich, nehmen kann. Aber der Dichter vernimmt auch den Gruß, und dieser Gruß ist echt ritterlich und menschlich, wenn man das Letzte von dem Ersten trennen darf. Die ersten sechs Zeilen enthalten eine bessere Schilderung jener untergegangenen Welt als ganze Ritterromane, die ersten drei stellen den Ritter selbst dar von außen

und innen; das Äußere herrscht vor, daher sind ihm auch zwei Zeilen gewidmet: sieh, diese Senne war so stark und die Knochen voll von Rittermark; in der ersten sieht man die Gestalt den Arm ausstrecken, in der zweiten sich noch höher emporrichten und mit dem Fuß auftreten und ihn gegen den Boden stämmen. Dazwischen steht nun: dieß Herz so fest und wild; und diese Beiwörter haben so etwas Bildliches, daß man das Herz sogar sieht, nämlich aus seinem flammenden aber treuen Auge hervorstrahlen, und diese Worte bereiten den ersten Vers in der letzten Strophe vor. In der Bezeichnung der Becher angefüllt erweitert sich das Bild. Der Geist schaut dabei auf die Räume der Burg unter ihm, und wir sehen ihn bei'm Gelage mit seinen Hausgenossen und Gästen. Noch mehr erweitert sich die Vorstellung bei dem Folgenden: mein halbes Leben stürmt' ich fort, man folgte ihm im Gedanken in seine Wälder auf die Wolfs- und Bärenjagd und in seine Kriegszüge, wol bis in's gelobte Land, wenn nicht der nächste Vers uns schnell wieder auf die Stammburg zum Becher und kaum zu diesem, sondern vielmehr zur Bärenhaut zurückriefe. Hier ist nichts von Schminke und Veredlung des Ritterlebens, es ist die nackte aber eben deßwegen ergreifende Wahrheit, die durch die freundlichen nachfolgenden Worte um so dichterischer wird: und du, du Menschenschifflein dort, fahr' immer, immer zu! In dem fahr zu liegt wol das Treuherzige: fürchte dich nicht vor mir, und zugleich, ich will dich nicht weiter aufhalten;in dem doppelten immer äußert sich der Wunsch der Beschleunigung. Die Verkleinerung Menschen-Schifflein ist sehr malerisch; es erscheint dem hochstehenden Geiste klein. Aber warum nennt er es ein Menschen-Schifflein? Soll in dem Menschen sich ein Gegensatz gegen den Helden ausdrücken? Vielleicht. Oder sollte es nicht vielmehr eine dichterische Kühnheit, eine Umkehrung sein und für Menschlein-Schiff stehen, in sofern die Menschen der jetzigen Zeit kleiner, schwächer, winziger wären als die der Vorzeit, eine Vorstellung, die sich auch bei Homer und Ossian findet. Letzterer nennt seine Zeitgenossen häufig die schwachen (the feeble). Diese Umkehrung wäre dann ein recht leiser Spott.

Ein größeres dichterisches Bild von dem Mittelalter hat uns Göthe bekanntlich in seinem Götz von Berlichingen gegeben. Aber wie vortrefflich jenes umfassende, und von den verschiedenen-

tigsten Stellvertretern des Mittelalters bunt belebte immerhin sein möge: ein so kleines Bildchen, wie dieses Bergschloß, dieser Geistesgruß hat den Vorzug, daß man das Ganze leicht nicht bloß in's Gedächtniß, sondern zugleich mit dem geistigen Auge und mit der Empfindung auffassen, und daß es im strengsten Sinne vollkommen sein kann. Daher scheint es der lyrische Dichter leichter zu haben, und auch eher auf wahre Leser rechnen zu können. Und doch wie viele Bergschlösser und Geistesgrüße haben wir denn, die diesen beiden gleich kämen? Und übersieht man nicht auch dergleichen Gedichtchen um so eher, weil sie klein sind?

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wol still und mild
Durch's Feld und liebe Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

Wenn es unter den Liedern von Göthe nicht wenige gibt, welche nicht die allgemeine Empfindung, auf welche die Ueberschrift hinweist, ausdrücken, sondern auf eine besondere Verfassung des Gemüths, auf bestimmte Umstände und Veranlassungen schließen lassen: so klingt mir auch dieß Gedicht fast wie ein Bruchstück einer Romanze, und es wäre nicht schwer ein Geschichtchen oder einen

kleinen Roman dafür zu erfinden. Die Stimmung des Jägers wird gleich in der ersten Zeile bezeichnet. Er ist schwermüthig, obwol die Ausdrücke still und wild noch etwas mehr sagen. Er ist wild, das heißt gereizt, leidenschaftlich, der Verzweiflung nahe; aber es ist eine stille Wildheit, er läßt sie weder gegen einen Menschen aus, noch in stürmischen Selbstgesprächen, lautlos hat er den Tag über umhergeirrt, jetzt endlich am Abend ergießt sich seine Empfindung in ein Lied, er tritt aus dem Wald in das Feld hervor mit langsamem Schritt, müde von dem Umherstreifen und noch mehr ermattet von seinem Kummer; aber wie die Thränen den Schmerz lindern, so sind auch die Musen, wie Theokrit den Polyphem sagen läßt, das beste Mittel gegen den Kummer der Liebe. Er ist ja nicht mehr still, und die liebliche Tonweise, besonders wenn wir an die unübertreffliche von Reichardt, oder an die fast nicht minder treffliche, die Empfindung in jedem leisen Wellenschlag begleitende von Mosel denken, besänftigt sein Gemüth, er ist nicht mehr wild, indem er es singt, und das Präsens wird zum Perfektum. Das Feuerrohr ist noch gespannt, aber er wird kein Wild heute mehr erlegen. Ein andres Wild oder vielmehr ein Mild ist aus dem geheimen Winkel seines Herzens hervorgeschwebt; das liebe, das süße Bild seiner Geliebten wallt vor ihm leuchtend wie ein Stern oder wie ein verklärter Schatten durch die abendliche Dämmerung. Da denkt er der verflossenen schönen Tage, wo er bei ihr oder doch in ihrer Nähe war. Er kennt das Feld, das Thal, worin sie wandelt, das liebe Thal, weil sie darin wandelt; sie wandelt auch wol still aber mild, nicht so beängstigt von Kummer, nicht so leidenschaftlich, vielmehr ruhig und sanft, ach vielleicht ohne an ihn zu denken. Daher die Frage: und ach mein schnell verrauschend Bild, stellt sich dir's nicht einmal? Es ist ihm ein lieber mildernder Gedanke, daß, sowie ihr Bild ihm fast ununterbrochen, sein Bild ihr doch wenigstens einmal vorschwebt, denn leider ist sein Bild, sowie seine Erscheinung selbst es war, nur ein schnell verrauschendes, und auch dieß einmal getraut er sich kaum zu hoffen. Der Zweifel, der Gedanke an die Unmöglichkeit sie zu besitzen, setzt noch einmal die gedämpfte Glut seiner Qualen in Flammen. Des Menschen — der Genitiv hängt ab von Bild, sowie auch mein den Genitiv ausdrückt. Er streift umher mit der Wunde im Innern wie ein blutender Hirsch,

ohne Ziel, ohne Weg und Steg, nach Osten und nach Westen, wie ihn der Zufall führt, um dem Bilde zu entfliehen, das ihn dennoch ereilt, ja ihm voraufschwebt. Er hat sie lassen müssen. Aber warum? Hinderten Andre sein Glück, war sie schon die Braut eines Andern, oder konnte sie auch ihr freies Herz ihm nicht schenken? War sie von zu hohem Stand? Hier hat die Einbildungskraft ihr Spiel, hier ist der Punkt, aus dem die Begebenheit sich entspinnt. Für ihn, den Trauernden, ist es genug, sich im Allgemeinen daran zu erinnern. Auch läßt die sanftere Empfindung es nicht zu, mit welcher er anhub und welche ihn jetzt wieder erquickend durchwallt, der betrübenden Erinnerung weiteren Raum zu geben. Die geliebte Feindinn, bisher die Ursache seiner Qual, seiner Schwermut, wird jetzt zu einem freundlichen Lichtengel. Denk' ich nur an dich, — nur gehört zum Zeitwort, es bedarf nur des Gedankens, sobald ich nur denke an dich, oder zu den Worten an dich, wenn ich an sonst nichts denke, als an dich. Der Gedanke an sie hat alle Bitterkeit verloren, er gemahnt ihn wie ein Blick in den Mond, den auch fernen und unerreichbaren aber doch nahen, der ja, wie es in dem Mondliede heißt, dem Auge eines Freundes gleicht und die Seele löst. Die Schwermut hat sich in lindernde Wehmut verwandelt, sogar ein stiller Friede kommt auf ihn, den er sich nicht erklären kann. Es ist der Friede, den die edle, wahrhafte, wenn gleich unglückliche verschmähte Liebe dem Herzen, zwar erst nach manchem Kampfe, ja es ist vielleicht in einiger Hinsicht ein höherer oder erhabenerer, als ihn die glückliche erwiederte Liebe gewährt. Denn der Mensch ist keines dauernden Glückes hienieden fähig, oder wenigstens ist es ihm schwer, sich auf einer bedeutenden Höhe der Empfindung, wie sie die Liebe, die erwartende, mit sich führt, zu erhalten. Nur die Nichterfüllung der Wünsche, nur der unheilbare, wenn gleich sich allmälig versüßende Schmerz, nur die Beruhigung, die sich auf Hoffnung, sei es diesseits oder jenseits, gründet, steigert die Empfindung, läßt keine Erschlaffung zu. Dieser Friede ist nicht der sinnliche, der öfters an Leerheit, Gleichgültigkeit und Erstarrung grenzt, noch auch der sittliche, obwol wir diesen hier nicht wegdenken wollen, es ist der geistige, dichterische, der sich nicht auf die Gegenwart beschränkt, der den Menschen verklärt, ihn über die irdische Liebe in eine reinere Sphäre erhebt und ihn für edlere Genüsse vorbereitet, der sich in der Kunst ausspricht. Ohne diesen

stillen Frieden, der häufig von Wehmut und Sehnsucht verschleiert wird und der in der Religion erst seine Haltung findet, hätten wir Petrarka's Sonette, noch einen großen und vielleicht den schönsten Theil der Lieder und Gesänge aller Zeiten.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz,
Froh= und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Dieß Gedicht stellt die Empfindungen dar, welche eine mondhelle Nacht erregt. Wehmut ist es, die endlich in eine milde Beruhigung übergeht. Gleich in den ersten Zeilen wird der Eindruck geschildert, den das helle Mondlicht auf die Seele des Menschen macht. Es ist ein blasses, silbernes Licht, nur ein Nebelglanz im Vergleich mit der Helle des Tags, mit den goldnen Strahlen der Sonne, aber es verbreitet sich eben so allgemein über alles Irdische, über Busch und Thal, und zwar still, weil der Mond nur die Leuchte der ruhigen Nacht ist, es breitet sich über sein Gefild, ein sanftes, allgemeines, doch zunächst von der Seele zu verstehendes Wort, es lächelt den Menschen an und löset die Seele des Dichters. So ist es in der That, und der Ausdruck eben so wahr als einfach. Alle herben Empfindungen werden in dem sanften Glanze des Monds wie durch eine liebliche Musik abgestumpft und gemildert, wie das Auge des Freundes mit milder Freundlichkeit und Theilnahme unsre Schicksale betrachtet. — Eine kleine Schwierigkeit liegt hier grammatisch darin, ob man die Worte mild über mein Geschick auf das Auge des Freundes, wie so eben geschehen, oder zu den ersten beiden Zeilen der zweiten Strophe auf den Mond beziehen will, so daß es hieße: du Mond breitest deinen Blick mild über mein Geschick, gleich dem Auge eines Freundes. — Aber diese Empfindung ist nur sanft, auflösend, nicht etwa freudig. Die Erinnerung wird erregt und sie führt alle Bilder der Vergangenheit, die trüben wie die frohen, vor unserm geistigen Auge vorüber — der Ausdruck ist von der Musik hergenommen, jeden Nachklang — und so fühlt sich der Dichter, indem er einsam wandelt, halb traurig, halb freudig. Aber die trübe Stimmuug gewinnt in ihm die Oberhand; er ruft dem Bache zu, an dessen Ufer er sich befindet, und dessen Gemurmel er vernimmt: so schnell wie deine Wel-

len dahinrauschen, so eilig entschwanden die glücklichen Augenblicke meines Lebens, Scherz und Kuß, und selbst die Treue, die mir ein geliebtes Mädchen schwur, und nie kann ich ganz wieder froh werden. Der Gedanke, daß er doch auch das Süßeste gekostet habe, beruhigt ihn zwar auf einen Augenblick, aber er verfällt sogleich wieder in die Klage zurück: ewig werde ich daran denken, und eben dieß macht mich unglücklich; könnt' ich die Erinnerung durch einen Trunk aus der Lethe tilgen. Er redet den Fluß von neuem an, das Rauschen desselben erinnert ihn an seine eignen Lieder. O betäube mich, meint er, mit dem Brausen, und deßwegen halte nicht inne, rausche fort und wecke in meiner Seele dichterische Gedanken, begleite meine Töne, gib mir wie ein Genius Melodieen ein, und zwar unablässig, sowol in der Winternacht, wenn du dahintobst, sowol bei dem Sturm des Schicksals, als in den Tagen des Lenzes, im Sonnenschein des Glückes! — Hier muß man sich eine Pause denken. Dieser letzte Gedanke, indem er sich als Dichter fühlt, hat seinen Trübsinn gemildert, und er gedenkt mit Beruhigung des Glückes, welches ihm Beruhigung gewährt. Sollte es eine Klage sein über den Mangel eines Freundes, so mußte es anders lauten. Aber er stellt dieß sehr allgemein hin. Der Satz erhält jedoch einen Schmuck durch den Beisatz: wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt. Wer einen Freund hat, bedarf der übrigen Welt weniger, er verschließt sich vor ihr, nur muß er es ohne Haß thun, er muß kein Menschenfeind sein. Die Freundschaft erhöht das Leben, dieß ist mit einem feinen geistigen Zuge bezeichnet. Nur Freunde werden sich durch Mittheilung ihrer selbst, ihrer innern Welt bewußt. Sie genießen, was freundlose Menschennicht kennen, oder nicht bedenken, worauf sie keinen Werth legen, die geheimen Regungen der Seele. Was der Freund in sich kaum selbst klar erkennt, denn die Brust des Menschen ist gleichsam ein Irrweg und die Empfindungen wandeln wie Geister in der Nacht darin umher, das ahnt der Freund, und so erfreuen sie sich beide der edelsten und und geistigsten Genüsse.

Betrachten wir jetzt das Gedicht noch einmal, so ahmt es auch in seinen Versen und Reimen die Sanftheit seines Inhalts nach. Die Sätze sind ohne Verwirrung zusammengestellt, die Gedanken reihen sich gefällig aneinander, und mit der Einfachheit ist doch schöne Bildlichkeit gepaart. Man sieht den Dichter gleichsam, er

wandelt einsam unfern von einem rauschenden Bache, seine Seele ist rein und nur durch Erinnerungen leise getrübt; ein eben so inniger als wahrer Satz beschließt das Ganze. Das Gedicht hat zugleich nichts von jener tadelnswerthen Besonderheit, die man Manier nennt, es könnte von jedem guten Dichter gemacht sein, doch nicht von einem Dichter des Alterthums, da Betrachtungen von der Art, wie in der fünften Strophe vorkommen, nicht im Geiste der Griechen und Römer sind, die denn auch wahrscheinlich von der Mythologie Gebrauch gemacht hätten. Es ist frei von aller Gelehrlehrsamkeit und könnte wegen seiner Einfachheit ein Volkslied sein, wenn nicht die Feinheit und Zierlichkeit des Ausdrucks und der Schluß es einem gebildeten Dichter zueigneten. Etwas Volksthümliches hat es eben nicht, wenn wir nicht etwa die Mildigkeit der Empfindung deutsch nennen wollen. Wenn wir es mit andern Mondliedern, deren es nicht wenige gibt, vergleichen wollen, so werden wir endlich noch einen andern Vorzug daran bemerken: es schildert eine sanfte Empfindung, die Wehmut, und doch ist es nichts weniger als empfindelnd, schwächlich und kränkelnd; selbst diese Wehmut ist gesunder Art, wenn nicht etwa jemand die fünfte Strophe antasten will, eine Wehmuth, deren sich selbst der starkmutigste Mann in manchen Augenblicken seines Lebens und eben in der Einsamkeit einer milden mondhellen Nacht nicht immer erwehren kann. War doch Achill selbst in Wehmut versunken, als Odysseus ihn bei Nacht in seinem einsamen Zelte besuchte!

Einschränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergess' ich doch, vergess' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach, ich fühle, nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maaß getroffen!
Was bleibt mir nun als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Eine Kleinigkeit, aber eine reizende! Wer könnte sie nicht nachfühlen? Wie mancher wird sich nicht eines ähnlichen Zustandes, besonders der Mann aus den Jünglingsjahren zu erinnern haben, da die Welt noch frei und weit vor ihm lag, wo der Kopf voller Plane, die Brust voller Wünsche, das Innre voller Drang, Feuer, Freiheitssinn war, und wo man sich dann bisweilen mit einem male in angenehmen Schranken befangen sah. Das erste Erwachen der Liebe, das um sich selbst nicht weiß, ist es gewöhnlich, was den auf seine Freiheit stolzen Sinn fesselt; aber es kann auch ein andres Wohlbehagen sein, hervorgerufen durch den Anblick der Liebe und Herzlichkeit, durch einen freundlichen Empfang, durch Reinheit und Einfachheit der Sitten, durch eine Patriarchalität, ein ländliches oder städtisches Idyllenleben, durch eine gewisse Idealität, die uns plötzlich in der Wirklichkeit entgegentritt. Da ist es denn eine kleine Welt, die uns mit holdem Zauberbande fesselt. Denken wir uns einen Reisenden, so gesellt sich dazu die Betrachtung, daß ihn dieses Gefallen hemmen wird, daß er darüber seines Ziels vergißt; aber er vergißt es gern, daß dieß eigentlich nicht in den Plan gehörte, daß das Schicksal ihn seltsam führt; und nur eine Ahnung der fernen Zukunft über die liebliche Gegenwart hinaus ergreift ihn; ihm steht noch vieles bevor, das Schicksal wird ihn noch häufig abführen vom Wege; aber er erinnert sich, daß er sich doch nicht ganz blindlings leiten lassen soll, daß es von ihm abhängt, wie weit er sich den zufälligen Reizen und Lieblichkeiten hingeben will. Daher: o wäre doch das rechte Maaß getroffen! So fühlt er sich in einer süßen Bangigkeit vor dem Schicksal und vor seiner eigenen Schwachheit, aber in einer süßen; die jugendliche Lebenskraft erfüllt ihn, die Gegenwart umfängt ihn still und freundlich, er versteckt sich gleichsam und schaut doch unverzagten Muths in die weite Welt hinaus, neugierig, was es nun weiter mit ihm werde.

Hoffnung.

Schaff das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen, diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Bei diesem Gedichtchen erinnert man sich leicht an eine Stelle im zweiten Theile der Lebensbeschreibung Göthe's, worin er sagt, daß viele seiner poetischen Kleinigkeiten sich auf die eigensten Gefühle und besondersten Umstände beziehen, die kaum, setzt er hinzu, jemand anderes interessiren konnten als mich selbst. Das vorstehende könnte bei Anpflanzung junger Bäume entstanden sein. Es hebt ganz allgemein an mit einem Anruf an das hohe, das heißt von der Höhe herabkommende Glück, zur Vollendung des angefangenen Werkes mitzuwirken. Denn die Verkettung der Umstände, durch welche etwas befördert oder gehindert wird, und die so oft das, was der Handelnde beabsichtigt, verändern, nennen wir Zufall, Glück; Glück zumal, wenn sie günstig einwirkt, obgleich für den Religiösen der Zufall Nothwendigkeit ist und von der himmlischen Güte und Weisheit abhängt. Auffallend möchte es sein, daß auch die dritte Zeile: laß, o laß mich nicht ermatten! an das Glück gerichtet ist; indeß, wenn gleich der menschliche Wille frei ist, so hängt doch theils die Kraft der Ausführung, theils sogar die Bestimmung, die Richtung und Festhaltung des Willens, ohne daß wir es wissen und zugeben, von so vielen fremden Einwirkungen ab, die wir dem höchsten Willen zuschreiben müssen. Aber zur Befestigung des Willens, zur Nichtermattung gehört der Glaube an die Erreichung des Beabsichtigten, oder an die Begünstigung des Menschlichen durch das Göttliche, das heißt die Hoffnung. Daher: nein, es sind nicht leere Träume! Und so enthalten diese wenigen Zeilen wieder treffliche Gedanken. Sie sind ein Gebet, das jeder mit Abänderung des Schlusses täglich sprechen könnte. So läßt sich denn auf dieß Gedicht nicht anwenden, was Göthe in der angeführten Stelle sagt, daß dergleichen Poesieen keinen interessiren könnten als ihn selbst. Warum hätte er es auch sonst dem Publikum übergeben? Wir danken ihm auch für diese kleine aber werthvolle Gabe.

S o r g e.

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach mich klug!

Anrede an die Sorge oder Unentschlossenheit, deren Eigenthümlichkeit es ist, sich im Kreislauf zu drehen, immer wieder auf das Alte, zehnmal geprüfte und verworfne, zurückzukommen, und es noch einmal zu prüfen, um es noch einmal zu verwerfen. Kehre nicht in diesem, in einem solchen ewigen Kreise! Es ist hier aber eine Unentschlossenheit gemeint über die Fortsetzung des Gewählten oder der Lage, in welche man gerathen ist, eine Sorge, ob es gut sei, darin zu verharren. Es ist eine angenehme Lage! Laß, o laß mir meine Weise, gönn', o gönne mir mein Glück! In der fünften Zeile spricht nun die Sorge sich noch einmal aus: soll ich fliehen, soll ich's fassen? Aber der Dichter läßt sie nicht zu Worte kommen: nun, gezweifelt ist genug, und schließt mit der kecken Herausforderung oder Zumuthung: willst du mich nicht glücklich lassen, Sorge, nun so mach mich klug, das heißt, komm endlich zum Schluß, zeige mir das Beste. Damit wäre denn freilich auch die Sorge verschwunden, und der Verstand mit seiner Entscheidung an deren Stelle getreten. Bei dem kalten Ueberlegen pflegt man sich freilich auch vor allen möglichen Gefahren und Unannehmlichkeiten sicher stellen zu wollen, und lieber das gegenwärtige Angenehme aufzugeben aus Furcht vor dem etwaigen künftigen Unangenehmen, so daß ein Jüngling, sobald er sein Herz bei dem Anblick einer Jungfrau bewegt fühlte, sie aus Furcht nicht Gegenliebe zu finden, oder gar aus Furcht vor den Beschwerden des Ehestandes dergleichen gefährliche Gegenstände wie die Pest fliehen müßte. Denn das wäre doch wol klug gehandelt? Von Göthe läßt sich annehmen, daß er auf die Gefahr hin lieber glücklich als klug gewesen ist, und daß dieser Ausruf nur ein verzweifelter ist. Natürlich hat man sich bei dem Glück etwa so eins zu

denken, wie es in der Einschränkung gemeint ist. — Zur Vergleichung schreibe ich hier die erste Strophe eines ähnlichen Anrufes an die Sorge aus dem Altenglischen ab, der sich aber doch dadurch wesentlich unterscheidet, daß gar kein Zweifel mehr herrscht, sondern die Empörung und Fehde offen geführt wird und der Entschluß fest gefaßt ist.

Sorge, weich, ich bitte dich,
Du bist kein Gesell für mich,
Raubst mir allen Muth und Witz,
Deine Thorheit ist nicht nütz.
Ich will länger nicht mehr sorgen,
Denn macht Sorgen mehr geborgen?
Herz! Wohl mir! — soll sein mein Wort.
Alle Sorgen treib' ich fort.

Einen aber doch leicht aufzulösenden Widerspruch bilden damit die Schillerschen Verse:

Etwas fürchten und hoffen und sorgen
Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
Daß er die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaaß der Tage,
Und mit erfrischendem Windesweben
Kräuselnd bewege das stockende Leben.

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

Diese wenigen Verse gehören zu dem Sinnvollsten, was Göthe gedichtet hat, was jemals gedichtet ist, und sie erinnern mich an die tiefsinnigen Worte im Andreas Hartknopf: „das höchste Studium der Psychologen sind die Verba auxiliaria. Was hab' ich? Was bin ich? Ich habe alles, was ich bin, aber ich bin nicht alles, was ich habe. Das Leben verliert sich unmerklich in's Sein.

Ich kann nicht so gut mehr sagen: ich habe eine Denkkraft oder ein denkendes Wesen, als ich sagen kann, ich habe einen denkenden Körper. Ich bin ein denkendes Wesen." Wenn hienach sein und haben so schwer zu unterscheiden und richtig anzuwenden sind, so möchte es wol nicht minder schwierig sein das Haben zu bestimmen. Was hab' ich, und was hab' ich nicht? Haben ist die Gegenwart und so hab' ich im strengsten Sinne das nicht mehr, was ich gehabt habe. Selbst das, was eine Dauer hat, und von jeher mein Besitz und Eigenthum gewesen ist, z. B. mein Körper, mein Geist (so fern ich dieser nicht vielmehr bin, als ich ihn habe) ist beständigen Veränderungen unterworfen, und wenn Jean Paul irgenwo sagt, daß der menschliche Körper sich in wenigen Jahren nach allen seinen Bestandtheilen völlig erneut und darauf scherzhaft das Recht der Ehescheidung gründet, so bedarf der Geist, das heißt Gesinnung, Gefühl, Denkkraft oft eines weit kürzern Zeitabschnittes zur völligen Umwandlung. So ist denn der Mensch nur Besitzer der Gegenwart und auch nur in dem Fall, daß er sich derselben ganz bewußt ist, sie ganz geistig ausfüllt. Strenge genommen gibt es nämlich kaum einen bloß körperlichen Genuß, es müßte denn der des Schlafes sein. Alle andern sinnlichen Genüsse werden durch den Geist vermittelt und gelangen durch ihn zum Bewußtsein. Wir nennen aber diejenigen Genüsse die edelsten und reinsten, an welchen der Körper den mindesten Antheil hat. Dieß sind die Beschäftigungen des Geistes, das Denken, das geistige Genießen, selbst des Sinnlichen besonders die sittlichen und religiösen Gefühle, und durch den Geist können wir gewissermaßen Vergangenheit und Zukunft vermöge der Erinnrungskraft, des Ahnens und Hoffens zur Gegenwart machen. — Das Ergebniß dieser Betrachtung hat der Dichter in den ersten Zeilen ausgedrückt. In dem Gedanken liegt das Bewußtsein der innern und äußern Welt des Menschen. Dieses Bewußtsein kann nun erfreulich und beglückend oder das Gegentheil sein; hier ist es in dem ersten Sinne genommen, oder vielmehr von dem unbewußten Gedankenflusse, von der leichten geistigen Zeugungskraft, die den Menschen beglückt und in dem Augenblicke, wo sie geschieht, so recht sein Eigenthum ist. Doch ist sie auch nicht ganz vom Willen abhängig, daher ist will und ungestört hinzugesetzt. Denn dieser innere Schöpfungstrieb, dieß Hingeben an das ruhige Gedankenspiel ist so manchen innern und äußern Störungen unter-

worfen, und daher muß ein liebendes Geschick hinzukommen, wenn ein solcher günstiger Augenblick von Grund aus genossen werden soll. Durch die Bezeichnung jeder ist der Gedanke noch erweitert. Nicht bloß der geistige Genuß, das stille ungestörte Denken und Sinnen, sondern jedes andre Vergnügen, da so mancher Genuß aus Sinnlichkeit und Geistigkeit gemischt ist, wird darunter verstanden. Daß das Unsittliche ausgeschlossen ist, verdiente keine Erwähnung, denn der wahre Dichter kann nicht anders als natürlich und sittlich sein. Dennoch hat er den Gedanken vorangestellt. — Nur die Gegenwart, wenn sie mit Ruhe, also ohne Leidenschaft, ohne Kummer, und ungestört von außen genossen wird, ist des Menschen Eigenthum und beglückt ihn. Und wohl dem, der den Genuß des Drnkens, und geistiger Beschäftigung kennt und schätzt, und von den flüchtigen Augenblicken des Lebens keinen durch seine Schuld ungenossen läßt und so viele als möglich sich anzueignen weiß.

An Lina.

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze bei'm Klaviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen,
Und dann sieh in's Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!

Ach wie traurig sieht in Lettern
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Das Schlußlied mit einer Anweisung für die Freundinn, (und für einen jeden Freund dieser Lieder) und mit einer Schmeichelei oder einem freundlichen Anerkennen für sie, offen in den schönen Schlußworten, welche zugleich die Gewalt der Musik und besonders des Gesanges, der menschlichen Stimme, ausdrücken; verhüllter und feiner in dem Verse: laß die Saiten rasch erklingen, worin

ihr die Tonsetzung aufgetragen wird. Uebrigens hat ein großer Theil dieser Lieder Tonsetzer gefunden und treffliche, und es ist wahr, daß daß sie durch die Weisen von Reichardt, Wilhelm Schneider, Beethoven, Maria von Weber, Mosel und andre wirklich beinahe die Kraft gewinnen, die dem Gesange der Freundinn zugeschrieben wird. Aber es ist doch auch wahr, daß die Lieder an sich so höchst anmuthig und geistvoll sind, und den bloßen Leser schon hinreichend anziehen, ja daß eine Tonweise selten so allgemein ansprechend oder so durchaus getroffen ist — wie es zum Beispiel mit der Komposition eben dieses Liedes von Lehmann der Fall ist — daß sich jeder davon befriedigt fühlte, und daß ihm bisweilen keine genügt. — Und ein jedes Blatt ist dein heißt: du fühlst erst bei dem Gesange, wie ich es gemeint habe, und machst es dadurch dir zu eigen. — Bei dem Klaviere fällt mir noch ein, daß einer unsrer ersten Tonsetzer mir schrieb, das Klavier (obgleich in einem andern Gedichte) verjage die Töne durch seine Bestimmtheit. Mozart hat dieß nicht gefühlt; das beweist eine Komposition von ihm, deren Text anfängt: bestes, kleines Klavier. — So wollen wir denn singen, oder uns singen lassen, aber, ungeachtet es der Dichter verbietet, auch lesen diesen köstlichen Liederkranz Göthe's!

Kophtische Lieder.

Erstes.

Lasset Gelehrte sich zanken und streiten,
Streng' und bedächtig die Lehrer auch sein!
Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Merlin, der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Und auf den Höhen der indischen Lüfte,
Und in den Tiefen ägyptischer Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

Zweites.

Geh! gehorche meinen Winken
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger sein:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer sein.

Diese beiden kophtischen Lieder enthalten Lehren, von welchen die erste nach der Behauptung des Dichters von allen Weisen der Vorwelt und der Gegenwart angenommen wird, und gleichsam die letzte Ausbeute ist, freilich eine traurige: die Thoren lassen sich nicht bessern so wenig als die Mohren weiß waschen, daher lasse man sie und behandle sie als Narren. Das klingt nun freilich etwas hart, der Mensch ist freilich verbesserlich, und jeder soll dahin arbeiten, in seinem Kreise zu bessern, zu erziehen; ja dieß ist sogar dasjenige, was, wie Göthe an einem andern Orte sagt, den Menschen von allen übrigen Geschöpfen unterscheidet. Aber hier ist auch weniger von der Sittlichkeit und Unsittlichkeit, als von dem Verstande und der Thorheit die Rede, und es gibt ohne Zweifel Sonderlinge und Eigensinnige, die schlechterdings nichts annehmen, und bei denen alle angewandte Mühe Danaidenarbeit ist. Sagt doch schon das alte Testament: des Narren Herz ist ein Topf, der da rinnet, und kann keine Lehre halten, — und: wenn man den Narren ziehen will, so stellet er sich, als wolle man ihm Fesseln an Hände und Füße legen, — und ganz einfach und mit unserm Gedichte übereinstimmend: die Thorheit der Narren bleibt Thorheit.

— Daher habe man den Narren zum Narren, so gehört es sich, so läßt sich vielleicht noch am ersten auf ihn wirken. Wie also auch die Gelehrten sich zanken und streiten, nämlich über die beste Art zu bilden, zu lehren, die Thorheit auszurotten, die Weisesten, das heißt, die wahren Weisen, lächeln dazu und wissen, daß es nicht möglich ist. Merlin, ein Prophet aus der fabelhaften Zeit des altenglischen Königs Artus in der brittisch normännischen Poesie, der auch im Grabe noch lebt. Und auf den Höhen der indischen Lüfte, auf den Bergen Indiens, welches Land überhaupt hoch liegt; der Genitiv ist etwas ungewöhnlich, auf den Höhen, welche von den Lüften Indiens umweht werden; also: von den Braminen, welche schon Alexander auf seinem Kriegszuge fand, sich von ihrer Weisheit überzeugte, und einen von ihnen mit sich nahm; und in den Tiefen ägyptischer Grüfte, das heißt von den ägyptischen Priestern, welche ihre Lehren geheim hielten und vielleicht in den unterirdischen Kammern der Pyramiden ihre Zusammenkünfte hatten, also von den Weisesten auf Erden wird der Spruch bestätigt, den, um ihn recht einzuschärfen, der Dichter am Schlusse jeder Strophe wiederholt.

Die Lehre des zweiten Liedes ist ebenfalls eine Klugheitslehre. Man hat die Wahl nur zwischen zwei Dingen, entweder zu herrschen oder zu dienen. Das vierzehnte Epigramm von Göthe fängt auf ähnliche Weise an:

> Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
> Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.

Auch ist der Ausdruck schon sprichwörtlich geworden. Weil man eins also nothwendig sein müsse, so solle man schon früh die Gelegenheit nützen, nämlich ein Hammer zu werden. Lehren, wie diese, können leicht gemißdeutet und gemißbraucht werden, wenn sie nicht unter der Leitung der Sittlichkeit stehen. Je höher man sich erhebt, desto mehr kann man wirken, und wer zum Herrscher berufen ist, der strebe nach der Herrschaft, aber nicht um seine Herrschsucht zu befriedigen, sondern um Menschenwohl desto mehr verbreiten zu können. Auf des Glückes großer Wage steht die Zunge selten ein. Selten ist der Kampf zu vermeiden. Man hat Nebenbuhler und es gilt zu siegen. Das Gelingen des Einen ist ein Mißlingen für den Andern. Wo nur Einer herrschen kann, da müssen alle Andern dienen!

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab mein Sach auf nichts gestellt,
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt,
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade sein,
Der stoße mit an, der stimme mit ein
Bei dieser Neige Wein.

Ich stellt' mein Sach auf Geld und Gut
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und hascht' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort.

Auf Weiber stellt' ich nun mein Sach.
Juchhe!
Daher kam mir viel Ungemach.
O weh!
Die Falsche sucht sich ein ander Theil,
Die Treue macht mir Langeweil,
Die Beste war nicht feil.

Ich stellt mein Sach auf Reis' und Fahrt.
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart.
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht.

Ich stellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr.
Juchhe!
Und sieh! gleich hatt' ein andrer mehr.
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da sahen die Leute scheel mich an,
Hatte keinem Recht gethan.

Ich setzt' mein Sach auf Kampf und Sieg.
Juchhe!
Und uns gelang so mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde sollt's nicht viel besser sein,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf nichts gestellt.
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt.
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus.

Alles ist eitel, von einem Trunkenen mit wilder Lustigkeit ausgeführt, sowie in der Bibel vom nüchternen Salomo mit trübsinnigem Ernste, und seltsam genug stimmen beide, der Trunkene und der Nüchterne in mehrern Punkten fast genau überein. Die hier aufgeführten Eitelkeiten sind Geld und Gut, Weiber, Reis' und Fahrt, Ruhm und Ehr, Kampf und Krieg. Und Salomo sagt: „einer, dem Gott Reichthum, Güter und Ehre gegeben hat und mangelt ihm keines, das sein Herz begehrt, und Gott ihm doch nicht Macht gibt, desselben zu genießen, sondern ein andrer verzehrt es, das ist eitel und eine böse Plage.“ Und: „wer Geld liebt, wird Geldes nimmer satt, und wer Reichthum liebt, wird keinen Nutzen davon haben. Denn wo viel Gutes ist, da sind viele, die es essen.“ Und: „Ich sahe an Arbeit und Geschicklichkeit in allen Sachen, da neidet einer den andern. Das ist ja auch Eitelkeit und Mühe.“ Reis' und Fahrt, sowie Krieg und Sieg sind zwar nicht besonders ausgenannt, wenn nicht etwa das letzte durch die Worte — ich sammelte mir von den Königen und Ländern einen Schatz — bezeichnet ist, aber sie liegen in dem oft wiederholten Spruch — alles ist eitel — mitinbegriffen. Ueber die Weiber hat der Prediger aber ein paar noch schlimmere Stellen: „Ich fand, daß ein solches Weib, dessen Herz Netz und Strick ist und dessen Hände Banden sind, bitterer sei denn der Tod.“ Sowie bald darauf: „unter tausend habe ich Einen Menschen gefunden, aber kein Weib (nämlich ein gutes) habe ich unter den allen

gefunden.“ Das läßt sich nun aus der Vielweiberei des Salomo leicht erklären, sowie die ganze Schrift aus seinem Leben. Denn ich zweifle gar nicht, daß die Schrift von ihm herrührt, und auf jeden Fall könnte sie von ihm sein. Salomo hatte den irdischen und sinnlichen Versuchungen nicht widerstanden, er war sogar von Gott abgefallen. Zwar kehrte er wieder zu ihm zurück und wandte sich zur Weisheit, aber nicht zur wahren Weisheit, denn er sagt selbst: „ich gab mein Herz darauf, daß ich lernete Weisheit, und Thorheit und Klugheit. Ich ward aber gewahr, daß solches auch Mühe ist. Denn wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lehren muß, der muß viel leiden.“ Ueberhaupt hatte er seine sittliche Unschuld und seine geistige Klarheit verloren, und war ohne Kraft und Festigkeit. Daher seine feige Furcht vor dem Tode, seine falsche Ansicht von dem irdischen Thun und von der Bestimmung des Menschen, die vielen Widersprüche, die sich in dieser kleinen Schrift finden, und besonders sein Unvermögen, das Räthsel des menschlichen Daseins sich befriedigend zu lösen, und die Nothwendigkeit, welche von Seiten einer höhern Macht den Menschen beherrscht, mit dessen freiem Willen zu vereinigen. Es fehlt ihm an Demuth, daher gelingt es ihm schlecht, die Wege Gottes bei dem Anblick des unglücklichen Gerechten, und des glücklichen Gottlosen zu vertheidigen, und ich halte daher diese biblische Schrift für sehr gefährlich, besonders für ein noch nicht befestigtes Gemüth, für den Zweifler und Ungläubigen. Denn selbst der Satz, den er oft wiederholt: „darum merke ich, daß nichts besser ist, denn fröhlich sein und sich gütlich thun in seinem Leben“ ist bei Salomo nur aus Trübsinn und Verzweiflung entsprungen. Das ergibt sich aus einer andern Stelle: „Wenn ein Mensch lange lebt und ist fröhlich in allen Dingen, so gedenket er doch nur der bösen Tage, daß ihrer so viel ist“ welches auch gegen alle Erfahrung streitet. — Ich bin in dieser Darstellung fast zu weitläuftig gewesen, doch ergibt sich dadurch wol um so deutlicher, daß Göthe's Gedicht viel unschädlicher, und im Ganzen viel wahrer, daß es in sich zusammenhängend und dichterisch ist, oder wenigstens läßt dieß sich leicht darthun. Es ist unschädlich, weil es keinem Sittenlehrer, sondern einem Trunkenen in den Mund gelegt wird, von dem man keine Wahrheit, sondern Uebertreibung erwartet. Es enthält lustige Wahrheit, obgleich der Nüchterne darum nicht alles eitel halten

wird, weil die bezeichneten Eitelkeiten sich als solche bewiesen haben. Es sind ja nur irdische Freuden, oder von dem Trunkenen als solche genommen, und er setzt nicht etwa die Weisheit, wie Salomo, oder gar die Tugend hinzu. Dem betrunkenen Muthe muß man schon die Zeile verzeihen — die Treue macht mir Langeweil, setzt er doch hinzu die beste war nicht feil, obgleich er sich wol kaum etwas dabei denkt. Wie viel bitterer ist Salomo's Weiberhaß. Dichterischer scheint mir aber diese Ausgelassenheit als jene Düsterheit, weil sie die Schönheit eigentlich nicht verletzt und in sich zusammenhängt. Da aber allen Eitelkeiten ein O weh! zugerufen wird, so fällt es auf, daß der Krieg oder Sieg ein Juchhe! erhält, da doch zu dem verlorenen Beine ebenfalls ein O weh! gehörte. Mit seinem triumphirenden Ausruf ich hab mein Sach auf nichts gestellt scheint es auch wol nicht ganz seine Richtigkeit zu haben, denn auf etwas scheint er dennoch seine Sache zu stellen, nämlich auf Schmaus und Wein und Gesang, und wenn er einmal nüchtern würde und die Nachwehen der Völlerei empfände, könnte er noch eine neue Strophe hinzusetzen. Und dann möchte ihm wol überhaupt seine Weisheit — seine Sache auf nichts zu stellen — sehr thöricht, und ebenfalls als eine Eitelkeit, und zwar als die größte aller Eitelkeiten, vanitas, vanitatum vanitas, erscheinen.

Musen und Grazien in der Mark.

O wie ist die Stadt so wenig,
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unsre Bürger, unser König
Könnten wohl was Bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brot! und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns besticheln!
Glücklich! wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: Gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Wie in dem Wettgesange, welchen das Athenäum von Schlegel enthält, Voß, Matthisson und Schmidt, der vielleicht noch lebende Prediger zu Werneuchen in der Mittelmark, auf eine sehr witzige Art durchgezogen werden, so hat es Göthe hier bloß auf den letzten dieser drei Dichter gemünzt, der in seiner übertriebenen Genügsamkeit alle großen Städte und besonders Berlin höchlich verschmäht und verachtet, sich in seinem Dorfe oder Flecken und in der ziemlich öden Sandgegend über die Maßen gefällt und die Natürlichkeit und Lieblichkeit des Landlebens fast zur ekelerregenden Fratze umbildet. An einem solchen Dichter zum Ritter zu werden, ist nun eben keine Kunst, auch von keiner Wichtigkeit, denn so verschieden der Geschmack auch ist, so möchte doch eine solche Poesie wenig Bewunderer finden; aber alles Uebertriebene reizt, und so hat sich Göthe auch einmal dazu verstanden (und es ist freilich nicht das erstemal, wie wir unter andern aus dem Gedichte in seiner Lebensbeschreibung sehen, welches er auf den Leipziger Professor Clodius gemacht hat, auch wol nicht das letztemal) nach dem Spruch des ersten kophtischen Liedes den poetischen Thoren zum Narren zu haben, wie es sich gehört; denn wer einmal durchweg so dichtet, der ist wol schlechthin unverbesserlich. Aber die größte Satire liegt in der Ueberschrift. Als ob die Mark keine andern Musen und Grazien hätte, als ob in dem berlinischen und märkischen Sande, deren die gute Mark, besonders die Mittelmark freilich genug hat, kein frisches Lorbeerreis aufzuschießen vermöchte! Indeß wenn gleich Schiller die Spree sagen läßt:

> Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cäsar; da nahm ich
> Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem —

so bedarf es doch, seitdem Berlin einen Tieck aufzuweisen hat, weiter keiner Vertheidigung. — Um die Satire dieses Gedichts zu verstehen, muß man die Poesieen des Werneuchner Schmidt, besonders die, welche er zuerst in einem Taschenbuche mit Kupfern bekannt machte, kennen; es verlohnt sich schon der Mühe. Leider habe ich dieses Taschenbuch nicht bei der Hand, aber ich erinnere mich einzelner Gedichte noch sehr wohl, eines Reiseliedes zum Beispiel, worin der Theergeruch bei'm Schmieren der Wagenräder besungen wird, und einer Idylle, worin sogar die Verunreinigung der Kinder vorkommt. Aber auch aus dem Almanach für Verehrer der Natur, Freundschaft und Liebe auf das Jahr 1801, welchen

ich besitze, ständen der Belege mir genug zu Gebote. Schmidt faßt übrigens die äußere Welt mit guter Beobachtungsgabe auf, und verbindet die charakteristischen Züge, nur eben so oft die unschönen als die schönen, zur Einheit; und sofern er diese niedre undichterische Ländlichkeit mit Lust und Liebe aufstellt, kann man ihm Eigenthümlichkeit keineswegs absprechen, und er ist zwar Voß und Matthisson bisweilen ähnlich, aber nicht ihr Nachahmer. Vielmehr weichen jene beide, auch da wo sie mit ihm am meisten zusammen treffen, doch schwerlich so weit von der Linie der Schönheit ab, dagegen dieser fast durchaus unschön dichtet, fern von eigentlicher Idealität ist, ein bloßer Kopist der ziemlich magern Natur, und daher eigentlich kein Dichter, sondern nur ein poetischer Sonderling. Da Schmidt's Gedichte bereits selten sind, so kann ich nicht umhin zur Erläuterung der Götheschen Satire einige Stellen daraus beizubringen. In einem Liede auf einen Kirchthurm von Werneuchen heißt es:

Zwar in Berlin sind Riesen
Die Thürme gegen diesen,
Doch schaut ihr wenig Schönes dort,
Sitzt euch das Herz am rechten Ort.

Nur Pflasterstein' und Rinnen
Erblickt ihr, stolze Zinnen,
Von hohen Mauern rings umschirmt,
Aus Felsenklumpen aufgethürmt.

Da wandelt nicht im bunten
Gewimmel, wie hier unten,
Das Hornvieh über Wiesengrün,
Und ruht im Schatten auf den Knie'n.

Da seht ihr nicht mit Wonne
So frei die Abendsonne,
Die eben itzt mit edlem Stolz
Verschwindet hinterm Eichenholz.

Doch länger hier zu weilen
Rath' ich euch nicht: die Eulen
Erwachen, dünkt mich, euch zum Graus,
Mit Iltis schon und Fledermaus.

Kommt, an des Uhrwerks Kammer
Regt sich der Klockenhammer!
Schon weht die Luft ein wenig frisch,
Und meine Jette deckt den Tisch.

Fast noch charakteristischer sind folgende Stellen aus dem Gedichte Landleben:

Fort mit eurer großen Stadt!
Wer Gefühl im Busen hat,
Wird, umsäumt von Wald und Wiesen,
Sich ein friedlich Dorf erkiesen. —
Oeffnet man den kleinen Stall:
Kuckt mit freundlichem Gebrumm
Sich die Kuh verständig um. —
Bei des Entrichs Lustgeschnatter
Grüßt man freundlich den Gevatter. —
Frei vom dummen Bettelstolz
Sägt man unter'm Schoppen Holz,
Daß die Erbsen besser schmecken,
Wenn wir unser Tischchen decken —
Flickt das schiefe Weinspalier,
Jätet dort, und schaufelt hier,
Liest vom Beete Stein' und Stecken,
Nascht von dicken Aalbeerhecken,
Sucht, wenn Frauchen kochen will,
Körbel, Petersilj' und Dill. —
O der schönen Gegend Reiz!
Fern der grauen Mühle Kreuz,
Des gepflügten Ackers Streifen,
Dirnen, die die Heumahd häufen. —
Nett ist unser Stübchen, da
Hängt gemalt die Großmama
Bei dem braven Eltervater;
Unter'm Ofen spinnt der Kater. —
Städter! sieh gesund und roth
Lachen uns bei'm Abendbrod
Bei Salat und derbem Schinken!
Sieh den grünen Landwein blinken!
Preise laut des Dorfes Glück!
Kehr' in seinen Schooß zurück!

Einen Freund redet er an:

Schon krankt dein Geist, genesen kann er nur
Weit, weit entfernt von Fasching, Ball und Bühne.
Komm, rette dich in meinen Arm, und sühne
Dich wieder aus mit Einfalt und Natur.

Das Dorf Uetz preist er:

O schönster Ort im ganzen Havelland!
Wer könnte je dich ungerührt verlassen?
Ja, wär' ich König: heut' verschmäht ich Burg
Und Rittersaal und Thron und Marmorschwellen,
Und hörte gern die ganze Nacht hindurch
Dein Froschkonzert und deiner Hunde Bellen.

In der Liebe auf dem Lande kommen folgende Zeilen vor:

O Gott! wie überschwenglich
Hat Lieb' uns dort beglückt!
Dies Dörfchen uns, empfänglich
Für seinen Reiz, entzückt!
Wie sahn wir doch den Müttern
So gern im Hofe zu
Die jungen Puter füttern
Und melken Schaf und Kuh.

Wie waren Hans und Aennie
In keuscher Liebe Glut,
Wie waren Hahn und Henne,
Wie war sich Alles gut!

Doch schon zu viel, obgleich eigentlich noch nicht genug, um zu zeigen, daß Göthe dieser märkischen Muse und Grazie nicht zu viel gethan hat. Das Ganze ist dem Poeten in den Mund gelegt, und er könnte es allenfalls gemacht haben, weil man seine sämmtlichen Gedichte als Spott und Parodie betrachten würde, wenn diese Vermuthung sich durch irgend etwas wahrscheinlich machen ließe. Einiges ist jedoch darin, was von Schmidt nicht herrühren könnte, zum Beispiel in den ersten Strophen die beiden letzten Zeilen: denn besonders die Poeten, die verderben die Natur. Auch erinnere ich mich nicht, daß er jemals auf die städtischen oder kunstreichen Dichter gestichelt habe. Göthe erweitert durch diese Zei-

len seinen Horizont; und allerdings müssen einem solchen Naturdichter die wahren Natur- oder Kunstdichter (denn beides ist eigentlich gleich) ein Gräuel sein, weil sie ihm die Natur nicht natürlich genug abmalen, sondern Geist und Gedanken hinzuthun und nur an der schönen Natur, als Symbol des Geistes, Gefallen finden. In der zweiten Strophe ist nicht blos der Spott sondern auch der Reim Quark in dem letzten Verse glücklich, weil nämlich Schmidt ebenfalls die ungewöhnlichen Reime liebt. Ein etwas feinerer Spott liegt in den Versen: Selbst die Wissenschaft verlieret nichts an ihrem raschen Lauf, denn bei uns, was vegetiret, alles keimt getrocknet auf. Das wäre also ein Gewinn für die Herbarien der Botaniker, wenn ihnen dergleichen Pflanzen nur gefielen! Am schönsten ist aber die vorletzte Strophe, ein wahrer Antihypochondriakus. Diese feierlichen Verse lassen sich nicht ohne Lachen lesen. Vetter Michel ist der deutsche John Bull, und er verdiente, daß man ihn auf's Theater brächte. Der deutsche Philister! Welch ein Charakter für die Komödie!

Da der treffliche vorher erwähnte Wettgesang schon fast vergessen ist, so füge ich ihn hier zur Vergleichung hinzu:

Wettgesang.

Voß.

Poesie, wie die schwarze Suppe
Schmeckt auch allen noch einst: Gott geb's!

Matthisson.

Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe
Und täuschet fern den Blick als leb's.

Schmidt.

Rothbedeckt wie ein gekochter Krebs
Grüßt die Muse mich in schmutz'ger Juppe.

Voß.

Keinen Sommer macht Eine Schwalbe
Lieder fertig' ich dutzendweis.

Matthisson.

Wie Morgenluft die Flur entfalbe
Das tusch' ich hin mit sauberm Fleiß.

Schmidt.

Wer Begeiſtrung recht zu ſparen weiß,
Braucht die ganze nie und kaum die halbe.

Voß.

Wie geſchaukelte Mädchen wippten
Jambus oft mir und Anapäſt.

Matthiſſon.

In labyrinth'ſchen Bücherkrypten
Sucht' ich mir Reime von Asbeſt.

Schmidt.

Seht die Versbotanik eingepreßt,
Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß.

Mag der muckende Krittler mucken
Fort doch walzet die Melodie.

Matthiſſon.

Umſonſt beſtürmt gleich Mamelucken
Der Witzling meine Poeſie.

Schmidt.

Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lernt' ich unterducken.

Voß.

Stets als wär' er ein Wamms von Büffel
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.

Matthiſſon.

Ach meiner Bruſt entſinkt der Griffel
Wenn Mordgier zur Entmenſchung ſchwärmt.

Schmidt.

Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Vor des Stadtvolks läſterndem Geſchniffel.

Voß.

Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſei Leckeres dem beſcheert.

Matthisson.

Wo des Gefühles Lippe stammelt,
Ist schön die Sterblichkeit verklärt.

Schmidt.

Ja, ein Biederherz wird hochgeehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Voß.

Paß doch auf, o Gesell, und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch sonst.

Matthisson.

Dich grüß' ich, Riesenkoliseum,
Daß du des Zeitstroms Sturz entronnst.

Schmidt.

Weil du heut ganz leer den Wocken sponnst,
Fiekchen, komm und sing' mir ein Tedeum.

Voß.

Wie so lustig die Ferkel quieken!
Gütig ist doch und weise Gott.

Matthisson.

Zur Kunstbeschauung der Antiken
Ward meines Geistes Auge flott.

Schmidt.

Nicht beneid' ich den Baron von Tott,
Pfeif' ich auf dem Blatt bei Friederiken.

Voß.

Bei des winternden Heerd's Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!

Matthisson.

Umeist Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebling fühlt, daß sie es ist.

Schmidt.

Und im Winter kommt der heil'ge Christ,
Da gibt's Puppen und Dukatenkacker.

Voß.

Doch wenn Bohnen nun blüh'n und Gurken,
Frisch spatziert in das Feld hinaus!

Matthisson.

Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfraun, Furken,
Erklimm' ich dann mit kühnem Graus.

Schmidt.

Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Voß.

So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'sch.

Matthisson.

Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.

Schmidt.

Ich bin nie dem Himmel widerspännsch,
Schiert er mich, es ist mir doch gemüthlich.

Voß.

Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden geschaart das Glück.

Matthisson.

Der Freundschaft Lächeln zu erwiedern,
Strahlt sympathetisch euch mein Blick.

Schmidt.

Und für mich ist's kein geringes Stück
Lieben Herrn, euch mich anzubiedern.

Voß.

Matthisson, deine Naturabschilderung
Süß wie Honig und fest wie Wachs,
Wir gefallen bis zur Verwildrung
Des teutonischen Urgeschmacks.

Matthisson.

Bepflanzend mit Kartoffelknollen
Wühlst du, o Voß, den Pindus um.
Gesotten wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elysium.

Voß.

Schmidt, wenn sinnig du Reim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benamt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verstündest,
Da gebricht's, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.

Voß, wie sollt ich mich erkühnen, dir's
Nachzuthun in stolzen Hexametern,
Aber, was ich singe, glaube mir's,
Klingt harmonisch Micheln so wie Petern.

Matthisson.

Schmidt, deine Kunst ist sicher triftig,
Doch weilst du in der sand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lüftig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Basrelieffer,
Die am Sarge sprießen in die Höh,
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun so schürzen wir uns zur Dichtung
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Diese löblich nützliche Verrichtung.

Dieser Wettgesang thut seine vollkommene Wirkung bei der Deklamation, und die drei Dichter selbst, besonders Voß und Matthisson konnten die Wahrheit darin nicht verkennen, und bei völliger Geistesfreiheit das Ergötzliche um so eher fühlen, je weniger ihnen dadurch ihr wirklicher Dichterruhm verkümmert wird und verküm-

mert werden soll. Zu den großen Dichtern gehören sie freilich nicht; beiden fehlt es an großartiger und reicher Einbildungskraft, beide schildern die Natur mehr mit dichterischen Worten als mit dichterischen Gedanken und Empfindungen, und der eine fällt dabei bisweilen in's Derbe und vergröbert, der andre in Empfindelei und schminkt sie, beide leihen ihr dabei gern einen gewissen gelehrten Schmuck, so daß sich nur Weniges in ihren Poesieen findet, was einen reinen Genuß gewährte. So viel Aehnliches aber beide haben, so gehört doch der eine mehr den Dichtern der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an, bei denen im Allgemeinen der Verstand vorherrscht und die Einbildungskraft und das Gefühl sich nicht zu sehr verflüchtigt, sondern stets etwas Anschauliches, Bildliches, Erfaßbares behält, während Matthisson den Uebergang zu bilden scheint zu den nebelnden und schwebelnden, in Bildern und Gefühlen zerfließenden Dichtern der neueren Zeit. Bei jenen Dichtern finden wir mehr Gehalt, wenn gleich eben nicht tiefen, Anspruchlosigkeit und Klarheit, beschränkte Phantasie, wenig geistige Auffassung der Natur; diese haben mehr Geist und Formen, aber leider fehlt es oft ganz an Kern und Gehalt, es entstehen nicht geistige, sondern Geister- und Schattengebilde, und statt des Wesenhaften bleibt nur der Schein oder vielmehr der Schein des Scheines. Wenn daher jene Periode in beschränkterem Sinne klassische Dichter aufweisen kann, wie Claudius, Rammler, Hölty, Gleim in seinen Kriegsliedern und andre, so wüßte ich unter den neuesten lyrischen Dichtern nur wenige, vor allen aber Uhland, die sich von den philosophisch-ritterlich-katholischem Unwesen frei erhalten hätten, obgleich unter ihnen die ausgezeichnetsten Talente sind. Nur Einen wollen wir nicht vergessen, den allemannischen Dichter Hebel, zumal da er unserm Werneuchner gerade entgegengesetzt ist und eben so hoch steht als jener tief. Ja, dieser Dichter steht in der That auf dem Gipfel des Parnasses, man kann ihn nicht genug loben, er ist ein wahrer Dichter, ein Naturdichter, um so größer, weil er die einfachsten Gegenstände in eine höhere, geistige, sittliche Sphäre zu versetzen und sie mit dichterischem Körper und dichterischer Seele, mit tiefer, inniger Empfindung, und zarten, aber doch klaren Umrissen und Bildern darzustellen weiß. Hebel ist mir deßwegen in seinem beschränkten Kreise eben so sehr Dichter als Göthe oder Homer und Shakspeare, und ein Beweis seines echten Dichterberufes ist eben dieß, daß er

sich vom poetischen Verderben unsrer Zeit völlig rein und lauter erhalten hat. Wir sind übrigens jetzt auch wieder am Schluß und Ende des fälschlich romantischen Abwegs, und es läßt sich fast hoffen, daß unsre Dichter mehr in Masse auf die glückliche Mitte zurückkehren werden, ehe sie wieder darüber hinausschweifen und einen neuen Irrweg einschlagen. Aber eben deßwegen möchte man wünschen, daß dieses letzte poetische Unwesen uns in neuen Musen und Grazien Deutschlands oder in einem zweiten Wettgesange ihrer Hauptstellvertreter ergötzlich parodirt würde.

Epigrammatisch.

Sei das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannst dich auch wie wir bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es Dir vorgeschrieben.

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister ganz gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maßen kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Zuerst sprechen die Dichtermeister, besonders die Freunde des Sonetts und der übrigen sehr bestimmten Dichterformen der Italiäner, Spanier und Portugiesen, die früher schon bei den schlesischen Dichtern gefunden werden, wie denn besonders Opitz und Flemming diese Form liebten, aber vor etwa dreißig Jahren von Tieck, den Gebrüdern Schlegel und deren Anhängern wieder eingeführt wurden, nachdem schon Bürger einen Anfang gemacht hatte. Dieß ist der erneute Kunstgebrauch, der denn freilich neben einigen guten eine Anzahl schlechter Sonette erzeugt hat, sowol in Rücksicht des

Gehalts als der Form selbst, welche letztere durch die doppelten Viereime in den ersten acht Zeilen, und durch die je zwei oder je drei Reime in den letzten sechs Zeilen dem deutschen Mangel oder wenigstens Nichtreichthum an Reimen große Schwierigkeit in den Weg legt, die noch dadurch erhöht wird, daß der Sinn in jedem Versgebinde abgeschlossen sein, und mit dem Anfang der neunten Zeile oder der zweiten Hälfte ein Gegensatz oder doch ein neuer Gedanke erscheinen muß. Die Südeuropäer haben diese Form durch die Stellung der Reime und durch sogenannte innere Reime noch ungemein vermannichfacht; aber die nachahmenden Deutschen haben ihnen nichts nachgegeben, und in den Blumen und Blättern von Silvio Romano, die meist aus Sonetten bestehen, fehlt schwerlich irgend eine der Abänderungen. — Der Spott, welcher in dem ganzen Göthe'schen Sonett herrscht, zeigt sich schon in dem feierlichen befehlenden Tone der zweiten Zeile ist heilige Pflicht, die wir dir auferlegen. In der dritten und vierten lassen die Dichtermeister die Mühe und Qual merken, der sie sich wie die alten Meistersänger unterworfen haben, und rümpfen etwas neidisch die Nase über die große Freiheit, die sich der Dichter, etwa im Ganymed und mehren der vermischten Gedichte, erlaubt hat. In der zweiten Strophe thun sie sich auf ihr poetisches Thun und Treiben etwas zu Gute, und geben dem Unfolgsamen und Widerstrebenden mit künstlerischer Wichtigkeit altkluge Lehren. Ist es nicht, als brennten sie lichterloh und müßten ihr Feuer vorsichtig dämpfen, um nicht die Welt in Brand zu stecken, oder als müßten sie sich Federn aus den Fittigen rupfen, um nicht gleich zum Himmel aufzufliegen, als müßten sie dem Pegasus einen dreifachen Zaum in den Mund legen. Aber von gewaltigem Regen der Geister fühlen die meisten Sonettisten wol sehr wenig. Am witzigsten sind aber die beiden letzten Verse: und wie sie sich denn auch geberden mögen, das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben. Sie sind zufrieden, wenn sie das Gedichtlein zu Ende gebracht haben, und sollt' es auch nicht besser sein, als diese letzte Zeile, der man den Zwang des Reimes in dem Worte blieben recht anmerkt, da es hier eigentlich nicht das rechte Wort und noch dazu ein verstümmeltes ist statt geblieben. Aber diese Zeile ist eben deßwegen schön, weil sie nur sehr mittelmäßig ist. — In den sechs letzten Zeilen antwortet der Dichter, und hier ist das Anmaßende der eingebildeten Verskünstler

in den Worten in sprachgewandter Maßen kühnem Stolze wieder vortrefflich ausgedrückt, bis denn in den letzten drei Versen der Schalk in der Entschuldigung ganz zu Tage kommt. Indeß ist die Satire doch eigentlich nur leicht, und gilt zuletzt Göthen zugleich mit, da er ja eine ganze Partie Sonette gemacht hat; und in dem tiefsinnig lehrhaften, das sich in dem Vorspiele Was wir bringen findet, hat er die Lehre, welche er hier einen der Sonettenmeister spaßhaft feierlich vortragen läßt, ganz ernsthaft wiederholt in den Zeilen:

In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Ganz anders hat sich Voß in einer berüchtigten Recension gegen das Sonett aufgelehnt, das unschuldige. Denn was an der Sonettform zu tadeln ist, die bestimmte Beschränkung auf vierzehn Zeilen nach gewissen Gesetzen, wiewohl einige Schwanzverse auch geduldet werden, läßt sich an jeder bestimmten Versform mehr oder weniger tadeln, wenn gleich bei den Sylbenmaßen der Alten nicht wie bei dem Sonett, der Sestine, dem Triolet die Zahl der Strophen und Verse vorgeschrieben wird. Klopstock hat freilich diesen Formen niemals gehuldigt, auch Schiller nicht, und von Göthe ist mir wenigstens keine Sestine und kein Triolet bekannt. Doch, wie dem auch sei, Petrarka hat hinreichend bewiesen, daß Sonette vortreffliche Gedichte sein können und kein Aristarch wird diesem Sonettisten den Dichterkranz rauben. Shakspeare's Sonette verschwinden vor seinen Dramen, auch hat er sich die Form sehr erleichtert, und das möchte für uns Deutsche auch das Beste sein, wenn wir diese ausländische Form doch einmal beibehalten wollen.

Vorschlag zur Güte.

Er.

Du gefällst mir so wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier beieinander sind,
So möcht' ich nimmer scheiden,
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall' ich dir, so gefällst Du mir.
Du sagst es frei, ich sag' es Dir.

Eh nun! Heirathen wir eben!
Das Uebrige wird sich geben.

Er.

Heirathen, Engel, ist wunderlich Wort.
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was ist's denn so großes Leiden?
Geht's nicht, so lassen wir uns scheiden.

Ich weiß nicht, ob es Göthe so gemeint hat, aber mich dünkt, der Leichtsinn, die Flatterhaftigkeit, die Frechheit der Sitten und die Gleichgültigkeit gegen die Heiligkeit des Ehestandes läßt sich nicht lebendiger schildern, als es in diesem kurzen, scheinbar höchst unschuldigen Gespräche geschieht. An dem ersten Antrag des Mannes läßt sich eben nichts aussetzen, obgleich er nicht zum redlichsten gemeint ist. Dagegen fällt das Mädchen mit der Thür in's Haus und zeigt sich ganz unverschleiert. Gefall' ich dir, so gefällst du mir — etwas Schlechteres von Liebe läßt sich wohl nicht denken, es müßte denn sein: gefall' ich dir nicht, so gefällst du mir doch. Sie will sich mit seinem Antrag entschuldigen: Du sagst es frei, ich sag' es Dir. Aber in ihrem Munde wird diese schnelle Uebergabe zur Frechheit. Und gleich ist sie mit der Heirat da, wie wenn man einen zum Tanz auffordert. Ob sie sich für einander passen, ob er sich und die Frau ernähren kann, ob er ein gescheuter und ordentlicher Mann ist, nach dergleichen Nebendingen fragt sie nicht. Das Uebrige wird sich geben. — Ein solches Sturmlaufen macht den wenigstens etwas klügern Mann doch bedenklich und er weigert sich. Aber sie weiß gleich Rath, ja es ist ihr vielleicht eben recht, bald wieder von ihm los zu kommen, und, wenn nicht gesetzmäßig von ihm geschieden zu werden, doch wieder von ihm zu laufen und sich einem Andern in die Arme zu werfen. Doch in dem lassen liegt unstreitig das erstere, und so wäre denn der Schluß eine Hindeutung auf die eben nicht sehr erschwerte gerichtliche Auflösbarkeit der Ehe — Sollte die Ehe nicht unauflöslich sein? Ein wildes Leben wird zwar auch dadurch nicht gehemmt. Des ehelichen Leidens würde nur scheinbar mehr werden, die Vorsicht bei der Wahl aber nur zunehmen. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch

nicht scheiden. Man sehe Schleiermachers zweite Predigt über die Ehe.

Stoßseufzer.

Ach man sparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

Dieses Gedichtchen steht in einer früheren Ausgabe bei der Sorge und nicht weit von der Einschränkung, wohin es auch vortrefflich paßt. Denn so ein Stoßseufzer erfolgt, wenn man sich die Einschränkung gefallen läßt und lieber glücklich als klug ist. Man sparte viel, nämlich Zeit, Geld, Kräfte. Seltner wäre verruckt das Ziel, denn indem man von der geraden Linie abweicht, setzt man sich gleichsam ein anderes Ziel oder verliert das wahre aus dem Auge. Verruckt statt verrückt ist entweder ein landschaftliches Wort, oder vorgezogen, um den Doppelsinn des verrückt zu vermeiden. Wäre weniger Dumpfheit, das Gegentheil von gesunder Luft des Geistes, vergebens (für vergeblich). Sehnen das heißt ein Sehnen nach dem, was nicht erreicht werden kann oder nicht erreicht werden muß. Zu dem Letzten würden Manche noch Manches hinzuzusetzen haben, zum Beispiel: und keine Karten, keine Würfel, die aber weniger dichterisch und weniger edel sind als Wein und Weiberthränen. Mir wenigstens scheint die Spielsucht eine der allerniedrigsten Leidenschaften, weil sie das Herz erkältet und wüste macht, weil wenig oder gar keine wahre innige Freude und viel Unheil dabei zu erwarten ist. Gäb's keine Weiberthränen — Thränen, weil sie die weibliche Schönheit erheben und so den Flüchtling, selbst wo Tugend und Klugheit es gebieten, in die alten Fesseln zurückbannen.

Perfektibilität.

Möcht' ich doch wol besser sein
Als ich bin! Was wär' es?

Soll ich aber besser sein
Als du bist; so lehr' es!

Möcht' ich auch wol besser sein
Als so mancher Andre!
Willst du besser sein als wir,
Lieber Freund, so wandre!

Ein keckes satirisches Gedichtchen. Was wär' es? Es wäre nicht viel, nichts Großes, der Anstrengung nicht werth besser zu sein als man ist, halb demüthig und halb spöttisch: man kann nämlich nicht wol besser sein, als man bei gutem Willen und bei beharrlichem Streben gerade ist, durch ein Wunder kann man nicht in der Tugend weiter rücken, sondern man muß besser werden, kann aber nicht sofort besser sein. Besonders spöttisch wird der Ausruf durch das Folgende: soll ich aber besser sein als du bist, da man erwarten sollte: soll ich aber so gut sein, wie du bist, so daß darin liegt: auch du bist nicht besonders gut und nichts besser als ich. So lehr' es, so sag mir, wie ich es anfangen soll, und besonders mach' es mir vor. Aber das wirst du freilich nicht können. — Doch das ist mir noch nicht genug, ich möchte auch besser sein als Andre, wol gar als Alle! Nur ist ein solcher Wunsch schon ein Zeichen nicht der Verbesserung, sondern der Verschlimmerung, denn mit dem Wünschen ist nicht geholfen, sondern mit dem Thun, es ist ein Zeichen von Eitelkeit. Darauf folgt nun die Zurechtweisung, ganz aus dem Tone und im Munde der Welt: Willst du besser sein als wir, lieber Freund, so wandre! Denn die Welt duldet keine Auszeichnung, sondern sucht auch das Gute und Ausgezeichnete von seiner Höhe auf gleichen Boden herab zu ziehen. Daher: verlaß uns, denn wir können keinen leiden, der besser zu sein scheint als wir oder es gar wirklich ist. Daher sagt Gellert: Gürgen kommt durch seine Dummheit fort, und die Bibel: kein Prophet gilt in seinem Vaterlande (oder vielmehr nirgends). Daher mußten mehrere der Reformatoren bluten und Christus am Kreuze sterben.

Totalität.

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Ist überall willkommen;
Er hat mit seinem Witz und Scherz
Manch Weibchen eingenommen:
Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft,
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie mag der Edle sitzen?

Auf dieses Gedichtchen läßt sich recht eigentlich anwenden, was Göthe dieser ganzen Abtheilung vorgesetzt hat:

Sei das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.

Denn ein tiefer, wenn auch nicht versteckter, doch inhaltsschwerer Sinn liegt unstreitig darin. Es muß nichts Wesentliches am Menschen fehlen, sonst taugt er nichts, ein Thema, das sich auf die verschiedenste Weise ausführen läßt, indem es darauf ankommt, welches wesentliche Stück man ausläßt, um aus dem Mangel den Beweis zu führen. Ernsthaft behandeln die Kanzelredner diesen Satz in den meisten ihrer Vorträge und zeigen, daß der Mensch, welcher das Sittliche und Religiöse nicht in sich ausgebildet hat, des Besten ermangele, und in dieser Hinsicht gibt es freilich keinen einzigen tadellosen, vollständigen, ganzen Menschen. Dem Dummen, Gefühllosen, Ungebildeten fehlt ebenfalls die Totalität. Göthe geht von der entgegengesetzten Seite aus: auch die geistige Vollkommenheit thut's nicht allein, sondern das Körperliche ist nicht minder nothwendig. Der Ton ist gleich zu Anfang leicht und scherzhaft, daher deutet der Anfang weniger auf das Sittliche als auf das Geistige, und sogar nur auf untergeordnete geistige Fähigkeiten. Das liegt gleich in dem ersten Worte *ein Cavalier*, denn dabei denken wir mehr an äußere Bildung, an einen gewissen Rang, an gesellschaftliches Talent, es ist beinahe der englische gentleman; auch *Herz* nehme ich nicht von Gemüth, geistigem Gefühl, sondern Muth, der auch schon im Begriff des Cavaliers enthalten ist. Ein solcher Mensch, *ein Cavalier von Kopf und Herz*, von natürlichem gesunden Verstande, Muth und Dreistigkeit, besonders gesellschaftlicher Dreistigkeit, zumal gegen das weibliche Geschlecht *ist überall willkommen*, denn eine gute äußere Darstellung empfiehlt sich, macht

Ansprüche, die man anerkennen, verlangt eine gewisse Achtung und Huldigung, die man ihr erweisen muß, selbst der Tieferblickende und das Mittelmaaß des Cavaliers Durchschauende, geschweige die Welt im Allgemeinen, die das Aeußere nur gar zu gern hoch und zu hoch anschlägt. Daher heißt es denn: er hat mit feinem Witz und Scherz manch Weibchen eingenommen, theils weil der größere Theil des weiblichen Geschlechts sich leicht von dem Aeußerlichen blenden, theils weil er dort sein Talent, Kopf und Herz, am liebsten spielen läßt und in Eroberungen von weiblichen Herzen seine größte Ehre setzt. So weit ist nun alles gut und der Cavalier befindet sich wohl. Es heißt aber weiter: doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft, wer mag ihn dann beschützen? In dem Beschützen ist ein Rückblick auf den vorigen Vers. Bei seinen verliebten Abentheuern, besonders wenn sie verheirathete Frauen betreffen, gibt es bisweilen Gefahren, es gilt sich zu wehren mit Hand und Schwerdt, er setzt sich Prügeleien und Zweikämpfen aus. Wenn er nun bloß Herz gegen Damen hatte, wenn seine Hand zu kraftlos ist, um Schlag mit Schlag zu erwiedern und den Degen zu führen, wie wird es dann ergehen, er wird mit Schimpf und Schande bestehen, denn keiner wird sich seiner annehmen, er muß sich selbst beschützen, und kann es nicht. Hier könnte das Gedicht schließen, aber es wäre dann selbst kraftlos, es fehlte ihm das Poetische, das hier in der auffallenden Besonderheit in dem Komischen besteht. Komisch mußte der Schluß sein, denn der Cavalier, der manch Weibchen einnimmt, vertrug sich nicht mit einer ernsthaften Wendung. Nun gibt es einige zarte Ohren und Gemüther, die manche Theile des Körpers und natürliche Verrichtungen nicht geschrieben sehen, noch viel weniger aussprechen mögen; aber wenn solche Keuschheit im Ganzen sehr löblich ist, so geht sie doch zu weit, wenn sie unsere Dichter wegen solcher Verse, wie die Schlußverse dieses Gedichtchens sind, tadeln wollten. Denn glücklicher, bezeichnender konnte der Gedanke schwerlich ausgedrückt werden, daß der Mensch nicht bloß ein Geist ist und daß man den Körper nicht zu verachten hat. Aber ganz besonders paßlich ist dieser Mangel für den Cavalier. In den vorigen Versen drohte die Sache tragisch zu werden, man konnte sich den zarten Cicisbeo in den Händen oder Fäusten, wol gar unter den Schwerdtstreichen und Dolchstichen eines eifersüchtigen, rachgierigen Ehemanns denken. Hier wendet sie sich

in's Tragikomische. Der Cavalier von Geist und Herz, das heißt zuletzt ein nicht ganz einfältiger Petitmaitre, Courmacher, Zierbengel, steht, dreht und wendet sich, spatzirt und stolzirt in dem Boudoir einer Dame und urtheilt oder faselt über die neuesten Kunsterzeugnisse, über Theater, über Stadt- und Landgeschichten, aber so voll sein Kopf ist von dergleichen Sachen und Sächelchen, und sein Mund davon überfließt, so leer und gehaltlos ist die Münze auf der Kehrseite, er ist eine Münze, die eben nur Eine Seite hat, o Gott, es steht so schlecht, daß der Edle nicht einmal sitzen kann. Der Edle heißt er, freilich grade nicht von Charakter und Sittlichkeit, sondern weil er ein Herr von ist, obgleich man bei vielen dergleichen fragen möchte wovon? Hier ist es nun gar ein Herr ohne, und der Edle mag er hier wol nicht sowol wegen seines Geburtsadels als aus Mitleiden heißen, denn beim Leiden denkt man sich aus Gutmüthigkeit gern etwas Schuldlosigkeit oder doch Mißverhältniß zwischen Vergehen und Strafe, zu harte Bestrafung. Etwas Spöttisches mag endlich auch in dem Ausdrucke liegen, so kläglich die Sache an und für sich ist. Ewig stehen zu müssen wäre ja tödtend. Es ist hier freilich übertrieben, ein völliger Mangel ist nicht denkbar, und ein alberner Aesthetiker könnte hier großes Aergerniß finden an der Annahme einer solchen Möglichkeit, aber auch nur ein bedeutender Mangel, ist er nicht eben so kläglich als lächerlich? und beides um so mehr an einer Person, die auf das Aeußere einen hohen Werth legt, nicht einmal im Aeußern eine Totalität ausmacht und bei jeder Wendung besonders bei Rückwendung zur Thür in Verlegenheit geräth. Und eben darin liegt das Tragikomische. Bei einem ernsten, würdigen Manne wäre ein solcher Mangel nur tragisch oder die Wirkung auf das Zwerchfell würde doch sehr geschwächt, denn wer scheut sich nicht über ein Unglück zu lachen oder jemanden deßwegen zu verlachen? —

Das Gedichtchen ist eigentlich eine große Metonymie, eine rednerische und dichterische Freiheit, vermöge deren man einen Theil für das Ganze setzt; denn statt der Totalität oder Ganzheit ist hier ein Theil oder die Hälfte, nämlich der Körper als das Ganze behandelt, und darin eben bildlich die wahre Ganzheit gezeigt. — Wie man aber von einem Maler erzählt, daß er durch einen einzigen Pinselstrich ein lachendes Kind in ein weinendes verwandelte oder umgekehrt, so könnte man durch Wegstreichen der beiden letzten Zei-

len oder noch besser durch Zusatz von zwei Zeilen, etwa: und wenn er keine Tugend hat, wird er vor Gott bestehen? — das scherzhafte Gedicht ist ein tragisches und die halbe Totalität in die ganze verwandeln, was freilich nichts weniger als gut und dichterisch, sondern vielmehr geschmacklos sein würde.

Das garstige Gesicht.

Wenn einen würdigen Biedermann,
Pastoren oder Rathsherrn lobesan,
Die Wittib läßt in Kupfer stechen,
Und drunter ein Verslein radebrechen:
Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn Ehrwürdig, Wohlgeboren!
Seht seine Augen und seine Stirn;
Aber sein verständig Gehirn,
So manch Verdienst um's gemeine Wesen
Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen.

So, liebe Lotte, heißt's auch hier:
Ich schicke da mein Bildniß dir.
Magst wohl die ernste Stirne sehen,
Der Augen Glut, der Locken Wehen;
's ist ohngefähr das garst'ge Gesicht:
Aber meine Liebe siehst du nicht.

Ein Briefchen des Dichters an sein Mädchen, zwar nicht eine Liebeserklärung, doch immer ein Liebesbriefchen, seinem Bildnisse zur Begleitung, höchst eigenthümlich, lieb und innig, beinahe wehmütig. Man könnte es mit dem vorigen Gedichte vergleichen, beide sind spöttisch, aber in jenem verspottet der Dichter einen andern, die allgemeine Person eines Cavaliers, sofern es ihm an dem bezeichneten nothwendigen Theile des Körpers fehle, und es ist vielmehr didaktisch als eigentlich spöttisch; in diesem verspottet der Dichter sich selbst; aber wenn man dort lacht, kann man hier kaum lächeln, und man würde ein häßliches Gesicht bei so wenig Eitelkeit und Eingebildetheit und bei solcher Herzensinnigkeit, wenn es einem begegnete, für höchst liebenswürdig halten müssen. Uebrigens mag es mit dem garstigen Gesichte auch wol nicht so gar ernsthaft gemeint sein; es ist wol nur ein nicht schönes, wie es denn die meisten

sind, denn wo die Locken wehen, die Stirn ernst ist, die Augen glühen, da sind ja schon drei nicht unbedeutende Bestandtheile zumal männlicher Schönheit, und wenn die Locken etwas ganz Aeußerliches sind, so deutet die Glut der Augen auf Empfindung und Phantasie, der Ernst der Stirn auf Ernst und Gediegenheit des Charakters; da mag man eine unregelmäßige Nase oder einen zu weit geschlitzten Mund schon vertragen, ist doch eine bloß äußerliche Schönheit eine untergeordnete und oft sehr unliebenswürdige, und adeln doch Geist, Gemüth, Sittlichkeit oft auch die häßlichste Gesichtsform. Als einen wackern Mann deutet sich der Briefsteller aber schon durch den vorausgeschickten Vergleich an, obgleich der würdige Biedermann, Pastor und Rathsherr scheinbar zufällig dastehen könnte und der Vergleichungspunkt eigentlich in der Unmöglichkeit besteht, das Innere des Menschen in seinem Konterfei auszudrücken, aber die Wahl eines Pastors und Rathsherrn ist doch gewiß absichtlich, und gibt zugleich schon fast den Ton zu dem treuherzigen Humor an, der sich in folgenden, theils in den alterthümlichen Sprachformen W i t t i b und l o b e s a n, theils in der ganzen Ausschmückung: und drunter ein Verslein radebrechen; da heißt's: seht hier mit Kopf und Ohren den Herrn Ehrwürdig, Wohlgeboren — auf's entschiedenste ausdrückt und man denkt dabei sogleich an die Familienbilder früherer alter Zeit. Ob man ihm nun das verständige Gehirn nicht an der Nase lesen könne, oder wenigstens in den Augen und in dem ganzen Gesichte, darüber möchten die Physiognomisten leicht einen Streit erheben. Aber daß das Urtheil über das Innere immer sehr zweifelhaft sei, besonders über Geistesfähigkeiten und eben so sehr über Sittlichkeit und geistiges Gefühl, wenn man gleich manchem die Dummheit oder den Scharfsinn, die Gutmüthigkeit oder das Argwöhnische, Herzlose, Schelmische auf den ersten Blick ansieht, das müssen selbst Lavaters Anhänger zugeben. Das V e r d i e n s t um's g e m e i n e W e s e n aber, überhaupt die Thatkraft und die Menge, die Zahl der einzelnen Thaten läßt sich nun vollends nicht aus dem Gesicht entziffern. Auf dieß Letzte, auf die Aeußerung des Innern kommt es freilich bei diesem Vergleiche weniger an als auf die Beschaffenheit des Geistes und Gemüthes. Ganz fehlt der Ausdruck der innern Welt nun wol auf keinem Gesichte und nur eine große und lange geübte Verstellungskunst würde den Menschenkenner irre führen können. Und

so wird denn auch wol die liebe Lotte in den Zügen des Bildes, wenn der Freund nur getroffen ist, dessen Herzlichkeit und Innigkeit erkennen und den Wiederschein der tiefen Liebe selbst in dem garstigen Gesichte zu finden wissen.

Physiognomische Reisen.

Die Physiognomisten.

Sollt' es wahr sein, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menschengestalt von allen sichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beschränkt und groß, im Angesichte zu suchen,
Eitele Thoren sind, betrogne, betrügende Thoren?
Ach, wir sind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgescheucht, der Schimmer zu Nächten verfinstert.

Der Dichter.

Hebt eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald diesen, bald jenen.
Habet ihr eurer Meister vergessen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächste Verwandte.
Ihnen allein ist gegeben, der edlen stillen Betrachtung
Vorzustehn. Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket bescheiden leise Worte. Ich darf euch versprechen:
Anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus.

Das Diné zu Coblenz,
im Sommer 1774.

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich,
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes, der Prophet,
Mit Räthseln wohl versiegeln thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr

Die Cubusstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.

Ich war indeß nicht weit gereist,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist.
Vater Basedow unter dieser Zeit
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit,
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der andre sehr,
Und wollte gar nichts hören mehr,
Und sagt: es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen.

Und, wie nach Emmaus, weiter gings's
Mit Geist und Feuerschritten,
Propheten rechts, Propheten links,
Das Weltkind in der Mitten.

Jahrmarkt zu Hünfeld

den 26. Juli 1814.

Ich ging mit stolzem Geistsvertrauen,
Auf dem Jahrmarkt mich umzuschauen,
Die Käufer zu sehn an der Händler Gerüste,
Zu prüfen, ob ich noch etwas wüßte,
Wie mir's Lavater vor alter Zeit
Treulich überliefert, das ging sehr weit!
Da sah ich denn zuerst Soldaten,
Denen wars eben zum besten gerathen:
Die That und Qual sie war geschehn
Wollten sich nicht gleich einer neuen versehn;
Der Rock war schon der Dirne genug,
Daß sie ihm derb in die Hände schlug.
Bauer und Bürger die schienen stumm,
Die guten Knaben beinahe dumm.
Beutel und Scheune waren gefegt,
Und hatten keine Ehre eingelegt.
Erwarten alle was da käme,

Wahrscheinlich auch nicht sehr bequeme.
Frauen und Mägdlein in guter Ruh,
Probirten an die hölzernen Schuh,
Man sah an Mienen und Geberden:
Sie ist guter Hoffnung, oder will es werden.

Das garstige Gesicht, welches ich auf die Totalität folgen ließ, um es mit jenem zu vergleichen, hat Göthe zwischen die physiognomischen Reisen und das Diné gestellt und unstreitig mit Absicht, denn wenn in den physiognomischen Reisen die Physiognomik vertheidigt, wenigstens gewissermaßen und scheinbar vertheidigt, in dem Diné aber der Erfinder und Ausbilder der Physiognomik, Lavater, und mit ihm zugleich ein Enthusiast anderer Art, Basedow, bespöttelt wird, so bildet das garstige Gesicht gleichsam den Uebergang zwischen beiden auf eine leise Weise, weil es darin heißt, daß die Freundin in dem Bilde, (und das Bild ist doch dem Gesichte ziemlich gleich zu setzen in Rücksicht der Darstellung der Züge,) die Liebe des Abgebildeten, und daß man überhaupt auf diese Weise das Innere eines Menschen nicht erkennen könne. Lavater hatte versucht die Physiognomik zu begründen und zu dem Ende ein Werk in mehreren Quartanten geschrieben, denen eine Menge Schattenrisse beigefügt waren. Aber in dem ganzen großen Werke sieht man sich vergebens nach einer Theorie, nach einer Anweisung zu dieser Kunst um, und vielleicht ist diese auch nicht möglich. Lavater wenigstens war durchaus nicht der Sache gewachsen. Sein Buch besteht aus Erzählungen, Beschreibungen, Anekdoten und ist in einem excentrischen, schwülstigen Style abgefaßt. Indeß hatte er durch seine emphatischen Phrasen und durch den Reiz, der in der Sache selbst liegt, dennoch großen Eindruck gemacht, viele, auch durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, gewonnen, übertrieb aber je länger je mehr. Gegen diese Uebertreibung, Ungründlichkeit und scheinbare Charlatanerie, obwol Lavater sich selbst täuschte, trat unter andern Musäus auf und machte die Physiognomik in seinen physiognomischen Reisen so lächerlich, daß das Publikum auf seine Seite trat und daß man die Physiognomik nun wieder gänzlich verwarf, zumal da Göthe schon von der frühern blühenden Zeit Lavaters sagt: „Die Zahl derer, welche keinen Glauben an die Physiognomik hatten, oder doch wenigstens sie für ungewiß und trieglich hielten, war sehr groß, und sogar Viele, die es mit

Lavatern gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu versuchen und ihm wo möglich einen Streich zu spielen.“ Nun ist aber die Physiognomik doch nicht so ganz zu verwerfen, als lehrbare und lernbare Kunst freilich und vielleicht noch mehr als die Gallsche Schädellehre, die allerdings ihre bestimmte Theorie hatte; und dennoch weit weniger trüglich als diese. Denn wenn die geistigen und sittlichen Anlagen oder Sinne sich wirklich in der Form des Schädels ausdrücken sollten, so vermag der menschliche Wille den natürlichen Trieben zu widerstehen, und schwerlich möchte doch Tugend oder Laster die einmalige starre Masse des Schädels umbilden können. Das Gesicht ist dagegen eine leichtere, dursichtigere Hülle des Geistes; starke Empfindungen und Leidenschaften spiegeln sich auf dem Gesichte, wie die Oberfläche des Wassers von dem leisesten Lüftchen bewegt wird, und das Auge zumal ist gleichsam das Fenster, der Spiegel des Geistes. Wenn also gleich die festen und unbeweglichen Theile des Gesichts, Nase, Stirn, Mund, Kinn, in deren Form Lavater so viel suchte und dadurch den Irrthum vorwegnahm, welchen Gall nachher auf gröbere Art sich zu Schulden kommen ließ, gar nicht auf das Innere des Menschen schließen lassen, sondern nur, in sofern die Gewohnheit, die Heftigkeit der Leidenschaft auf die Züge Einfluß hat, obgleich sie doch wiederum auch in dieser der Leidenschaft sonst nur gewöhnlichen Form jemandem angeboren sein können: so sind doch die beweglichen Theile, zu denen vor allen das Auge, nächstdem auch Mund und Wangen gehören, das stete, in jedem Augenblick veränderliche Wetterglas des Innern, gegen dessen Verrätherei sich selbst die besonnenste Vorsicht nicht immer zu sichern vermag. Wenn daher die Natur auch manchen durch eine edle Physiognomie zur Würde und zum Adel, oder durch häßliche, kleinliche, widrige Züge zum Gegentheil vorherbestimmt zu haben scheint, so zeigt sich doch eben darin die geistige und sittliche Freiheit und Kraft des Menschen auf eine gewaltige Art, daß sie das Gepräge der Natur, wenn gleich nicht umzubilden, doch einen geistigen Schimmer darüber zu breiten und die körperliche Unliebenswürdigkeit durch eine geistige Liebenswürdigkeit zu mildern weiß. Können wir uns nun gleich dem ersten Eindrucke, dessen Gewalt leider bisweilen schwer zu vertilgen ist, nicht entziehen, und müssen wir darnach ein Urtheil, oder vielmehr ein Vorurtheil bilden, so verbessern wir dieses doch gern nach dem Erfolg des näheren und längeren Umgangs und

verwerfen oder begründen die erste vorgefaßte Meinung. Diese Physiognomik übt nun jeder, selbst unwillkührlich, aber sie ist eine Sache des Gefühls, sie wird täglich geübt und besprochen, ohne daß man sich ganz bestimmt darüber ausdrücken und etwas Anderes als sehr allgemeine Kennzeichen, am schwierigsten aber Kennzeichen, die zur Richtschnur für die Beurtheilung im Allgemeinen anzuwenden wären, angeben könnte. Denn es ist ja nicht die Form, der Schnitt des Gesichts, nach denen wir über Geist und Charakter urtheilen, sondern das Innere, das Geistige und Gemüthliche, welches aus seiner geheimnißvollen Tiefe hervortritt und sich in dem Aeußern, Körperlichen, Starren ausdrückt. Es ist freilich ein bloßer und ein blasser Schimmer, obgleich er bei manchem so klar und helle ist, daß wir wol sagen, er trägt seine ganze Seele in seinem Gesichte. Aber ganz kann doch die Sonne des Geistes und Gefühls nie auf dem Gesichte, nicht einmal in dem Worte erscheinen. Es ist nur der Schein. Und wer mag nun diesen geistigen Schein in Worten festhalten und Regeln und Grundsätze zu seiner Erkenntniß und Erklärung aufstellen? Ja, und wenn es noch immer der wahre Schein oder vielmehr der Schein des Wahren und des Wesens, nicht des erkünstelten Wesens, das heißt Verstellung oder Schein des Scheines wäre, und welcher Physiognomist möchte gar den wahren Schein von dem falschen nicht sowol unterscheiden als eine anwendbare Theorie für ein solche Unterscheidung geben? Hieraus geht zur Genüge hervor, in wie weit die Physiognomik zu billigen sei. Das bloß Sinnliche kann nichts weiter als ein Urtheil über Schönheit und Häßlichkeit veranlassen. Wer nach der Wölbung der Stirn, nach Linien und Winkeln des Gesichts auf den innern Menschen urtheilen will, wie Lavater, ist auf völlig falschem Wege und irrt durchaus, oder trifft das Wahre nur zufällig, kann nur in sofern Recht haben, als das Häßliche der äußern Bildung bisweilen mit innerer Häßlichkeit übereinstimmt. Dieß ist die falsche Physiognomik. Dagegen erlaubt das im Sinnlichen, das heißt in den Zügen des Gesichtes erscheinende Geistige und Sittliche allerdings ein Urtheil über den innern Menschen und dieß ist die wahre Physiognomik, nur ist sie sehr schwierig an und für sich und noch mehr bei möglicher Verstellung, deren Grad und Festigkeit unbestimmbar ist und den größten Menschenkenner täuschen kann. Indeß ungeachtet der Schwierigkeit ist sie doch die allgemeinste Kunst und hat eben wegen der

Schwierigkeit und Mißlichkeit einen großen Reiz, sie ist ein Mysterium, in welches doch jeder mehr oder weniger eingeweiht ist, oder den Schlüssel dazu zu haben glaubt, wovon jeder bei Gelegenheit gern spricht und seinen unvollständigen Beweis zu führen sucht. Unstreitig werden aber die am sichersten urtheilen, welche theils von Natur mit einem Scharfblick begabt sind, theils durch Beobachtungen und Vergleichungen nicht eben Grundsätze sich gebildet, denn dies ist nicht wohl möglich, sondern ihren Blick noch mehr geschärft haben, diejenigen, welche selbst in hohem Grade geistig und gut sind, und daher auch das Geistige und Gute oder den Mangel desselben bei andern leicht erkennen. Und zu diesen gehören doch wohl die Dichter? Denn, wenn Novalis sagt: „Der Sinn für Poesie ist der Sinn für das Eigenthümliche, Personelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendigzufällige, er stellt das Undarstellbare dar, er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare" — und an einem andern Orte: „der echte Dichter ist allwissend" so möchten wir dieß auch auf die echte Physiognomik anwenden. Denn eben weil der wahre Dichter sich in die verschiedenartigsten Charaktere und Lagen hineindenken und dieß doch hauptsächlich durch Bekanntschaft mit vielartigen Menschen lernen muß, so wird er umgekehrt auch die sich ihm darbietenden Menschen am geschicktesten erkennen. Wer möchte wenigstens den größten Dichtern z. B. dem Shakspeare und unserm Dichter eine solche Menschenkenntniß, eine solche Physiognomik absprechen? Göthe hat es unstreitig so gemeint, wenn er den Physiognomisten, die sich über die Unbill, welche ihnen Musäus angethan hat, den sie den r o h e n W a n d e r e r nennen, beklagen, aber ihre falsche Ansicht in ihrer Klage hinlänglich darlegen, antwortet: v e r d i e n t n i c h t d e n I r r t h u m, klärt eure Ansicht über die Physiognomik auf, h ö r t n i c h t b a l d d i e s e n, b a l d j e n e n, weder den Musäus, noch den Lavater, denn ihr habt andre Meister, die neun Musen sind's, d e r G r a z i e n n ä c h s t e V e r w a n d t e, sie werden euch mit mehr Zartheit und Geschmack und deßwegen mit mehr Richtigkeit belehren, als der nicht von den Musen, sondern von den Bachantinnen befeuerte Lavater und der von dem Momus angeregte Musäus. I h n e n a l l e i n i s t g e g e b e n, d e r e d l e n s t i l l e n B e t r a c h t u n g v o r z u s t e h n. Es ist das Geschäft der Beobachtung, die sich der Worte enthält, wenigstens die Lehre nicht von den Dächern predigt und nur so kann sie wahr und

14

edel sein. Es ist auf jeden Fall eine heilige, eine geheimnißvolle Lehre, die nur leise Worte hat und diese nicht mit dem Tone der völligen Gewißheit, der Unfehlbarkeit, sondern bescheiden äußert. Aber auf diese Weise hat die Lehre freilich auch ihre Gewißheit, daher: ich darf euch versprechen. Wenn es zum Schluß heißt: anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus, so hätte es auch heißen können; anders sagt es Lavater. Aber Lavater paßt nicht blos nicht in den Vers, sondern auch in die ganze Absicht dieses Gedichts nicht. Die Physiognomisten sollen getröstet, und zugleich die richtige Physiognomik angedeutet, nicht sie ganz verworfen werden. Musäus verneint blos das Falsche, Lavater suchte doch wenigstens den Weg, und das Suchen ist selbst bei dem Irren verdienstlicher und des Menschen würdiger, zumal dichterischer als der Spott über den Irrenden, wenn man den rechten Weg selbst nicht weiß oder nicht zeigt.

Das Diné erklärt Göthe selbst im dritten Theil seiner Lebensbeschreibung folgendermaßen: „Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstisch in Coblenz habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch, mit ihrer Sippschaft, in meiner neuen Ausgabe stehen mögen. Ich saß zwischen Lavater und Basedow; der Erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der Andre bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsre Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sei. Und wie wir nun fürder nach Cöln zogen, schrieb ich in irgend ein Album: und wie nach Emmaus weiter ging's u. s. w." Ueber diese beiden Feuerköpfe und Proselytenmacher mögen aber noch ein paar Stellen aus Göthe's Leben hier Platz finden. Ueber Lavater: „Lavater liebte seine Wirkungen in's Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeinde, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besondres Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe beruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe sein möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu Jedermanns Befriedigung, das Gehörige zu erwiedern.

Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei flacher Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung, trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchem fortgewirkt: denn selbstische Menschen sind wol zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde." — Ueber Basedow heißt es in Vergleich mit Lavater: „Einen entschiedneren Contrast konnte man nicht sehen als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavater's Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedowischen zusammengepackt und wie nach innen gezogen, Lavater's Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenliedern, Basedow's aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavater's Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedow's heftige rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, Alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen noch zu lenken. —— Auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja

Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel Alles zu verneinen, und sowohl die Glaubenslehren, als die äußern kirchlichen Handlungen nach eignen, einmal gefaßten Grillen umzumodeln." Ich habe diese Stellen ungeachtet ihrer Ausführlichkeit aufgenommen, theils weil sie zur Erklärung und zum vollständigen Verstehen dieses Gedichts durchaus nothwendig sind, theils weil die erste Stelle über Lavater auch noch ein Licht auf das zuvor über die Physiognomik Gesagte verbreitet. Göthe sagt nämlich deutlich, daß Lavater ein Prüfer der Geister und ein Herzenskündiger gewesen sei, aber wenn Lavater glaubte, daß er dieß vermöge seiner Vergleichung und Kenntniß der Gesichtslinien und Winkel könne, so irrte er. Er erkannte den Geist der Menschen aus dem geistigen Ausdruck ihrer Gesichter, er besaß, ohne es zu wissen, die wahre Physiognomik, und lehrte die falsche. Endlich wünschte ich auch durch die Mittheilung dieser Stellen zum Nachlesen der ganzen Schilderung dieser beiden Männer anzuregen, da ich des philanthropischen Strebens bei Basedow gar nicht erwähnt und rücksichtlich dieses Gedichts auch keine Veranlassung dazu gehabt habe. Durch die angeführten Stellen klärt sich nun insbesondere der Erfolg auf, den die beiden Bekehrungsversuche an der Mittagstafel haben. Basedow'n mißlingt seine Expektoration, der Tanzmeister will nichts von der Ueberflüssigkeit und Abschaffung der Taufe wissen, zumal da er sich, wie Göthe von ihm und zugleich von sich sagt, sehr unartig benahm. Lavater, heißt es dagegen, benahm sich vernünftig und klug, nur daß er seine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte und dadurch mit dem reinsten Willen allen Menschen vom Mittelschlag höchst auffallend erschien. Daher war sein Jünger wenigstens hocherstaunt; ob er ihn überzeugt habe, ist die Frage, denn es war ein Pfarrer, der sich vielleicht in seinen theologischen Meinungen schon befestigt hatte, und den Eifer des Herrn Helfers späterhin doch vielleicht nicht gut hieß. Lavater wird ziemlich neckisch dargestellt. Er setzt sich auf einen schwarzen Gaul, das heißt auf die Theologie und nimmt einen Pfarrer hinter sich, weil er mit ihm disputiren will, aber freilich hinter sich, denn der arme Pfarrer wird nicht viel zum Antworten kommen und sich ziemlich leidend, hocherstaunt verhalten müssen. Und auf die Offenbarung strich. Auf gehört zu strich nicht zu: die Of-

fenbarung; es könnte auch heißen: und strich die Offenbarung auf, aber in der Voranstellung der Präposition liegt etwas Komisches. Lavater nimmt sich also grade etwas sehr Schwieriges vor, und nicht etwa eine einzelne Stelle, sondern die ganze Offenbarung Johannis, aber so dunkel sie ist, obwol sie Johannes mit Räthseln wohl versiegeln thät, so ist ihm die Erklärung wie gemaust, er geht damit um beinahe wie Alexander mit dem gordischen Knoten, oder wenigstens wie ein Apotheker mit seinen Büchsen. Scherzhaft wird grade der Theriak genannt, eine berühmte Latwerge, die als Gegengift dient und aus sehr vielen Stoffen widersinnig zusammengesetzt ist. Lavater spielt aber zugleich den Zimmermann und mißt ihm mit heiligem Rohr statt Maaßstab die Cubusstadt aus, das ist Jerusalem, welche noch jetzt ein längliches Viereck bildet. Gegen diese Eiferer, sowol gegen Lavater als gegen Basedow sticht nun der lebensfrohe Göthe gewaltig ab. Auch er war damals schon ein berühmter Mann; er hatte Werthers Leiden geschrieben, und er sagt deßhalb sich mit einschließend: „wohin wir traten, war der Zudrang sehr groß, und jeder von uns dreien erregte nach seiner Art Antheil und Neugierde." Und so mag er denn auch wol die Erwartung nicht mehr befriedigt oder wenigstens nicht mehr gefallen haben als seine beiden Begleiter, zumal da er die Bemerkung macht: „Basedow und ich schienen zu wetteifern, wer am unartigsten sein könnte." Höchst ergötzlich aber ist die Art und Weise, wie er sich am Schluß der beiden Absätze in Vergleich mit den beiden Eiferern charakterisirt. Während die beiden über ihren Bekehrungs= und Erklärungs=, und Aufklärungseifer Essen und Trinken vergessen, hat er an nichts als hieran gedacht und sich Fisch und Geflügel wohlschmecken lassen, ein Stück Salmen und einen Hahnen, welcher letztere entweder spaßhafterweise oder mundartlich zweisylbig geworden, oder gebeugt ist. Der feierliche Vergleich, wie nach Emmaus, einem kleinen Städtchen bei Jerusalem, ist ebenfalls komisch, weil er etwa den Lavater gleichsam als einen Christus, oder auch beide als falsche Religionsstifter oder Verbesserer bezeichnet, oder, wie er sie ja selbst nennt, als Propheten; und selbst das angehängte e, Prophete statt Prophet, verstärkt das Feierlichscherzhafte des Ausdrucks. Das Weltkind ist Göthe, denn weder Lavater noch Basedow können ihn für sich gewinnen, und wenn er den wohlmeinenden Lavater achtet und schont, so spielt er dem

gröberen, unreinlichen und selbst wol mißwollenden und beleidigenden, wenigstens häufig Anstoß gebenden Basedow gern einen kleinen Schelmstreich. Ich schreibe zum Beweise noch eine Stelle ab. Die drei Genannten haben einen Besuch abgestattet, und Basedow hat besonders durch lästerliche Reden die Gesellschaft geärgert. Da heißt es denn: „Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war heiße Zeit, und der Tabaksdampf mochte Basedow's Gaumen (denn er war ein leidenschaftlicher Tabakraucher), noch mehr getrocknet haben; sehnlichst verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchst gierig dem Kutscher, dort stille zu halten. Ich aber, im Augenblicke daß derselbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieterisch zu, er solle weiter fahren! Basedow, überrascht, konnte kaum mit heiserer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutscher nur heftiger an, der mir gehorchte. Basedow verwünschte mich und hätte gern mit Fäusten zugeschlagen, ich aber erwiederte ihm mit der größten Gelassenheit: Vater, seid ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu sagen. Glücklicherweise seht Ihr das Bierzeichen nicht! Es ist aus zwei verschränkten Triangeln zusammengesetzt. Nun werdet Ihr über Einen Triangel gewöhnlich schon toll; wären Euch die beiden zu Gesichte gekommen, man hätte Euch müssen an Ketten legen. Dieser Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter, zwischendurch schalt und verwünschte er mich, und Lavater übte seine Geduld an dem alten und jungen Thoren."

Das Gedicht Jahrmarkt zu Hühnfeld, den 26. Julius 1814, ist vielleicht 30 Jahr später geschrieben als die beiden vorigen, und ich ziehe es hauptsächlich deßwegen mit zur Betrachtung, weil es zu dieser Sippschaft nach Göthe's Ausdruck gehört; denn die besondern Beziehungen, wenn sich solche darin finden, sind mir nicht klar. So ist vielleicht in der bestimmten Bezeichnung der Zeit der Abfassung nichts weiter zu suchen als der Abstand, in welchem es in dieser Hinsicht von den vorigen steht, obgleich dieß im Gedichte selbst durch die Worte vor alter Zeit schon im Allgemeinen angedeutet ist. Unstreitig ist es auch ein Spottgedicht, aber nicht mit Jugendlaune, sondern mit einem gewissen trocknen Ernste, geschrieben, der mehr sich selbst verspottet, aber kaum dazu lächelt und den Zuschauer oder Leser fast in Unge-

wißheit läßt. Der Dichter geht auf dem Jahrmarkt und bei dem Anblick der bunten Menge erinnert er sich plötzlich Lavaters: er hat dessen physiognomische Lehren oder sogenannte Lehren noch wohl inne und sich zum Glauben auf einen Augenblick zwingend mustert er mit stolzem Geistsvertrauen die Käufer an der Händlergerüste, die Käufer, weil diese verschiedenartiger sind und also der Beobachtung ein größeres Feld gewähren, und er erstaunt zugleich, das ging sehr weit über die Kühnheit der Lavaterschen Lehren. Was ist nun die Ausbeute seiner Prüfung? Er sieht Soldaten, Bauern und Bürger, Frauen und Mädchen. Und was sieht er ihnen an? den Soldaten, daß sie aus dem Krieg kommen, oder doch ihrer gewöhnlichen Beschwerden jetzt ein wenig frei sind und gerne noch länger frei blieben; den Bauern und Bürgern, daß sie noch an den Nachwehen der Geldleistungen und Lieferungen leiden, daß sie mißvergnügt sind, nicht viel sprechen, sich ärgern, daß sie bei ihrem Verlust nicht einmal durch eine Belobung, die sie auch vielleicht nicht verdient hatten, entschädigt sind, auch für die Zukunft nicht die besten Hoffnungen hegen. Das sieht er den Männern an, und was den Weibern? daß die Töchter der Eva mit leichtem Sinne sich an das Ungemach der Männer und ihren eigenen Antheil daran nicht kehren, sondern in guter Ruh an ihren Bedarf, auch wohl an den Putz denken, und sich Schuhe anprobiren. — Nun das sind denn gar gewaltig feine Beobachtungen, die jeder mit dem einfachsten Verstande und gesunden Augen auch machen würde. Dazu bedurfte es, in der Schule Lavaters gewesen zu sein? Das sind die treuen Ueberlieferungen, von denen es heißt, das ging sehr weit! So liegt denn also in dieser trocknen Aufzählung des Allergewöhnlichsten eben eine recht trockne und gleichgültige Verspottung der tiefen Weisheit, und eine komische Verspottung des stolzen Geistvertrauens, so schließt das Gedicht mit etwas, was schon in den Versen: der Rock war schon der Dirne genug, daß sie ihm derb in die Hände schlug — als Heiratslust angedeutet ist, mit der Bemerkung der Sichtbarkeit des ehelichen Segens, zu dessen Bemerkung man aber schwerlich eine absonderliche Lehre, überhaupt gar nicht den Verstand, sondern nur ein paar Augen, selbst nur eines nöthig hat.

Katechisation.

Lehrer.

Bedenk', o Kind, woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind.

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Verspottung und Beispiel einer schlechten Katechisation. Der Lehrer will von dem Kinde die Antwort haben, daß Gott der Geber aller Gaben sei, fängt es aber dumm genug an. Entweder hat das Kind noch gar keine religiöse Begriffe, oder er verwirrt es durch den auf etwas Bestimmtes hindeutenden Ausdruck diese Gaben und durch den Zusatz: du kannst nichts von dir selber haben. Das Kind glaubt, der Lehrer meine Nahrung und Kleider, und allerdings meint er dieß auch mit, und so nennt es sehr natürlich, richtig und kindlich den Vater als den Geber. Der Lehrer hofft, es noch auf die rechte Fährte zu bringen und fragt aufs neue woher hat's der? Darauf folgt die Antwort, die sich leicht erwarten ließ. Nun wird der Lehrer unwillig, und fragt zum drittenmal. Es sollte die Antwort folgen: vom Aeltervater. Aber das Kind kennt die höheren Abstammungsgrade nicht, den Großpapa kennt es oder hat davon gehört, aber vom Vater des Großpapa weiß es nichts, und überhaupt nicht einmal, ob der Großpapa einen Vater gehabt habe. Daher antwortet es in Angst und Verlegenheit: der hat's genommen. Das verblüfft den Lehrer, die Katechisation ist aus, das Kind hat sich bei der Antwort wahrscheinlich nicht viel gedacht, als etwa: weil er's bekommen hat, so muß er's doch ge-

nommen, empfangen, oder eben bekommen haben. Es ist nun freilich keine rechte Antwort auf das woher, aber wenn wir bis zu Adam fortgehen, so hat doch dieser, was er hat, in der That empfangen oder genommen, und so albern zuerst die Antwort aussieht, so trifft sie dennoch, obgleich ausbeugend, das Richtige. — Antworten ist zwar schwerer als Fragen, aber ein schlechter Frager kann durch eine kluge oder kindliche Antwort auch in die größte Klemme gerathen, und die sokratische Hebammenkunst, die theils sehr schwierig, theils nicht auf alles anwendbar ist, obgleich sie eine Zeit lang bei den Katecheten stark Mode war, verlangt — einen Sokrates.

Ursprüngliches.

A.

Was widert dir der Trank so schal?

B.

Ich trinke gern aus dem frischen Quall.

A.

Daraus kam aber das Bächlein her!

B.

Der Unterschied ist bedeutend sehr:
's wird immer mehr fremden Schmack gewinnen;
Es mag nur immer weiter rinnen.

Ein treffliches kleines Gedicht, anwendbar auf gar viele geistige Erzeugnisse, die ursprünglich scheinen, aber dennoch abgeleitet sind, und durch den künstlichen Schein des Ursprünglichen, durch etwas Erzwungenes um so mehr widern; anwendbar insbesondere auf Uebersetzungen, denen man den fremden Schmack fast nothwendig immer anmerkt; anwendbar endlich auf alles geschichtlich Ueberlieferte aber in dem Fortgang der Zeit oft so Verderbte, daß aus dem reinen süßen Trank eine unreine schale Brühe geworden ist. Was war aus dem Christenthum im Mittelalter geworden? Es hatte immer mehr fremden Schmack gewonnen. Luther reinigte es. Aber ist es nicht durch die neuen Aufklärer, z. B. die Wegerklärer der

Wunder, und noch mehr durch die neuesten Mystiker wiederum und fast in noch höherem Grade abschmeckig geworden?

Den Originalen.

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule,
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigene Hand.“

Das Spöttische liegt hier schon in dem Quidam. Solche Sprache führen nämlich die Pseudooriginalen, die mit aller Gewalt original sein wollen, und um ihre Originalität nicht zu verlieren, nichts lernen, sich an nichts bilden wollen. Das ist nun an und für sich eine große Thorheit, ein gewaltiger Irrthum. Aber das wäre auch eine schwache Originalität, die durch Vorbilder verloren ginge. Die wahre Originalität ist schlechthin unverlierbar, denn sie besteht ja in einem ganz bestimmten Naturgefühl, das sich bei allem, was ihm vorkommt und woran es sich übt, auf seine Weise ausspricht, so daß der Stoff beinahe gleichgültig ist, aber der verschiedenartigste und reichlichste Stoff ihm zu wünschen ist, wenn es nur Zeit behält, ihn zu verarbeiten. Hienach wäre es ein ganz irriges Bestreben nach Originalität oder eine sehr kleinliche Furcht sie zu verlieren, wenn man gegenwärtig die alten Sprachen aus den höheren Schulen verbannen und dafür bloß die Muttersprache studiren wollte, wie es freilich ein noch schlimmerer Irrthum der Gelehrten früherer Jahehunderte war, die Muttersprache zu verachten, und den größten Ruhm in die Nachahmung der alten Schriftsteller zu setzen und etwa ein schlechter Ovid oder Horaz zu werden. Mit Recht sagt daher Göthe in dem Gedicht:

Den Besten.

Die Abgeschiednen betracht' ich gern,
Stänb' ihr Verdienst auch noch so fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen,
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Denn allerdings stehen uns im Allgemeinen die Neuern viel näher, wenn gleich auch ein Jetziger, z. B. ein Dichter sich mit einem griechischen oder lateinischen bisweilen näher geistesverwandt fühlen kann als mit irgend einem Dichter seiner Zeit. Das ist doch nur eine Ausnahme. Im Ganzen sind die Zeitgenossen uns die Befreundetsten, und je weiter nach Zeit und auch nach Ort entfernt, desto fremder auch an Geist. Sophokles ist uns fremder als Shakspeare, und Shakspeare fremder als Göthe und Schiller. Dem Gelehrten kann es vielleicht gelingen, beinahe ein Grieche oder ein Römer zu werden. Ganz wird er es doch nie. Aber was ist einem Deutschen leichter, als einen Deutschen zu verstehen? Darum mag man das Alterthum verstehen und lieben lernen; aber es höher zu halten als die edlen lebendigen Neuen scheint mir eine Verirrung, eine geistige Ungesundheit, ein gelehrter Eigensinn, eine Verbildung. Mit den Alten wetteifern zu wollen, etwa wie Apel in seinem antik sein sollenden Polyidos, ist vollends thöricht, aber mit den großen Geistern der neuern und neuesten Zeit zu wetteifern, das ist verständig und das mag ein hoher Genuß sein, und diese darf man wohl die Besten nennen. Einen andern Zuruf widmet Göthe

Den Guten.

Laßt euch einen Gott begeistern,
Euch beschränket nur mein Sagen.
Was ihr könnt, ihr werdet's leisten;
Aber müßt mich nur nicht fragen.

Die Guten sind hier beinahe die, welche Mitleid verdienen. Denn der, welcher mit den Edelsten wetteifern will, muß den Genius in sich tragen. Das Mechanische der Kunst läßt sich lernen, Rathschläge lassen sich zur Noth in einzelnen Punkten geben. Aber die Hauptsache, Erfindung, Gestaltung, Ausführung, wie kann da ein Andrer helfen? Da ist jedes Fragen unnütz und verdächtig und jedes Sagen überflüssig oder verwirrend. Wen sollte Shakspeare, Dante, Göthe befragen? Aber sie haben geleistet, was sie konnten.

Den Zudringlichen.

Was nicht zusammen geht, das soll sich meiden!
Ich hindr' euch nicht, wo's euch beliebt, zu weiden:
Denn ihr seid neu und ich bin alt geboren,
Macht was ihr wollt; nur laßt mich ungeschoren!

Bedingung.

Ihr laßt nicht nach, ihr bleibt dabei,
Begehret Rath, ich kann ihn geben;
Allein, damit ich ruhig sei,
Versprecht mir, ihm nicht nachzuleben.

Vergebliche Müh.

Willst du der getreue Eckart sein,
Und jedermann vor Schaden warnen,
's ist auch eine Rolle, sie trägt nichts ein,
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Diese drei Gedichte schließen sich dem Vorigen an, beziehe man nun den Inhalt auf das Besondre, auf Aesthetik, Schriftstellerei oder auf das Allgemeine, das ganze Leben. Die Guten werden nämlich oft zudringlich, und je mehr sie es sind, desto mehr zeigen sie freilich ihren guten Willen, aber auch die Schwäche ihres Könnens, und also den Abstand von dem Gefragten, dem Meister, daher denn dieser erkennt, daß sie gänzlich von ihm verschieden sind, daß seine Ansichten, seine Rathschläge ihnen nicht helfen können, daß sie dieselben vielleicht gar nicht einmal verstehen. Daher geht er mit der Sprache grade heraus. Ueberdieß sind diese Guten und Zudringlichen meistens junge Leute oder doch wenn sie auch den Jahren nach alt wären, neue nämlich in der Kunst, in dem, was sie leisten wollen. Deßhalb wird das Verständniß desto schwieriger und der Dichter verbittet sich endlich gänzlich alle Fragen. — Aber sie lassen nicht nach, sie bestürmen ihn, und nun — scheint er sich selbst zu widersprechen in den Worten: ich kann ihn (Rath) geben. Aber das Folgende zeigt uns die eigentliche Meinung. Rath kann freilich der Kluge geben, aber weil er weiß, daß den Unverständigen oder Unverstehenden der beste Rath

nicht viel mehr frommt als der schlechteste und ihnen wol gar schädlich wird, so bittet er sie zugleich, dem Rathe nicht zu folgen. — Aber es bedarf einer solchen Bitte nicht; denn sie folgen dem Rathe doch nicht, sie folgen nicht einmal der Warnung, denn der Rath möchte eben in nichts anderm bestehen als in der Warnung ganz von der Kunst wegzubleiben, wenn man sich erst Rath von Andern dazu holen muß. Einen solchen Rath sehen aber die Thoren für Beleidigung an und handeln ihm entgegen: sie tasten die Kunst mit ungeweihten Händen an und werden verlacht; und wie sie selbst eben durch den Rath in ihrer Thorheit bestärkt werden, so muß auch den gutmeinenden Warner seine Rolle verdrießen, wenn diese Erwachsenen noch ungescheidter sind als die Kinder in der Göthe'schen Romanze vom getreuen Eckart.

Egalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seines-Gleichen;
Der schlimmste Neidhart ist in der Welt,
Der jeden für Seines-Gleichen hält.

Auch dieß ist besonders jenen vorhergenannten Guten, den falschen Jüngern der Kunst gesagt. Denn diese Guten oder vielmehr Schwachen wollen Rath, wollen benutzen und nachahmen, und sie können daher auch nur solchen Rath gebrauchen und solche Muster nachahmen, die sie verstehen, das heißt, die Ihres-Gleichen also auch nur Schwache oder wenigstens nicht die Größten sind. Wer das Größte erreichen will, der kann dieß nicht erreichen, ja er kann es kaum wollen, wenn er nicht den Keim des Größten schon in sich trägt. In einem solchen kann auch eigentlich kein Neid erwachen, er hat in gewissem Sinne gar nicht Seines-Gleichen, denn jeder echte ursprüngliche Künstler ist eigenthümlich, hat seinen eigentlich nicht vergleichbaren Werth und ist über allen Neid erhaben, denn der echte Künstler ist zugleich ein sittlicher.

Spruch, Widerspruch.

Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren!
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.

Ein sehr tiefes Wort! Die Sprache ist zwar das schätzbarste Mittel des Verständnisses, aber doch eigentlich nur für die Mittheilung des Sinnlichen brauchbar. Alles Unsinnliche läßt sich nur durch Sinnliches ausdrücken nach Vergleichung und Aehnlichkeit. Die Sprache wird dann Bild des Bildes. Dadurch wird nun das Verständniß schwankend, denn ein Wort für ein Gefühl hat nicht mehr ganz gleiche Bedeutung im Grad und Umfang für einen jeden; bei einem Wort für einen Verstandesbegriff fragt man noch häufiger nach der Definition, nach dem, was man sich darunter denken muß, oder dieser und jener sich darunter denkt, und die Definition läßt nun wieder mehrere ähnliche Fragen zu. Die Philosophie hat daher das schwierigste Geschäft, weil sie oder wenn sie das Verständniß durch möglichste Enthaltung vom bildlichen Ausdrucke geben und erzwingen will. Wie schwierig ist es streitende Partheien zu versöhnen, weil es dazu des gegenseitigen Verstehens bedarf? Gibt es nicht Ausdrücke, welche sich fast gar nicht erklären lassen, weil sie das Gefühl und die Einbildungskraft eben so sehr in Anspruch nehmen als den Verstand. Entzweit nicht der Glaube aufs neue die Christenheit und denken sich nicht die Verständigen, Mäßigen etwas anders darunter als die Gefühlvollen und Schwärmer, und denken sich nicht die Meisten etwas ganz Unbestimmtes, Undenkbares, vielleicht gar nichts darunter, und ist dieß etwa schlimmer als durch vieles Hin- und Herreden sich und Andre zu verwirren, ob sich gleich die Foderung des Verstandes, alles zu verstehen und zu erklären, schwer abweisen läßt und selten die Grenzen kennt. Und sollten nicht endlich diejenigen Erklärer die besten sein, die diese Schwierigkeiten einsehend, das Geschäft zwar nicht aufgeben, aber weniger das Einzelne erklären, als den ganzen Menschen ergreifen und für das Höhere erwärmen, ihn beruhigen und erheitern. Die Philosophie der Musen und Grazien ist wol die beste, wenigstens die am allgemeinsten verständliche und wirksame.

Lähmung.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes in fremden Adern
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig Mann,
Will aber ruhn:
Denn ich soll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Das Denken in der ersten Zeile schließt das Mittheilen ein, und so schließen sich diese Verse genau an den vorigen Spruch an. Das ist es, was den Schriftsteller und Sprecher lähmt, daß auch sein Gutgedachtes, vielleicht auch Genau- und Vorsichtigausgedrücktes dennoch Widerspruch findet, einen Widerspruch, der möglicherweise eigentlich keiner ist, nur in den Worten besteht, nicht in der Sache, und dann am schlimmsten, weil sich manches gar nicht erklären läßt, sondern entweder verstanden wird oder nicht, manches sogar nicht einmal sagen, und das Innigste und Tiefste überhaupt nie ganz sagen läßt, sondern höchstens halb und annähernd und in der einen Sprache mehr als in der andern, ja sogar zu einem Menschen eher als zu dem andern. Daher findet ein tiefer als gewöhnlich empfindender und denkender Mensch selten einen andern, der mit ihm gleich empfände und dächte, das heißt hier nur, der das ihm mitgetheilte Empfundene und Gedachte richtig und so auffaßte, wie es durch die Sprache angedeutet ist. Denn jede geistige Mittheilung ist nur ein Versuch sich verständlich zu machen: man findet häufig kein oder nur halbes Verständniß, oder Widerspruch. — Wegen dieses Haders, dem sich der Denker aussetzt bei der Mittheilung, verzichtet er wol endlich ganz darauf, denn durch die Erfahrung unangenehm gewarnt, ist es ihm schon immer ein unliebes Geschäft gewesen, er wäre gern noch thätig für Andre, aber er will ruhn und seine Thätigkeit auf sein Inneres beschränken, ein geistiger Einsiedler werden. — Was ihn endlich noch mehr abschreckt ist die Ungebühr und Ungezogenheit, welcher

er begegnet. Er wiederholte die meistens vergeblichen Versuche dennoch, da das Gelingen doch möglich ist, wenn die Zuhörer, die Schüler, die Rathfragenden es nicht besser wissen wollten, nicht zudringlich und neidisch würden und selbst die Lehrer spielten. Bei diesem Selbstgefühl kann dennoch viel Bescheidenheit Statt finden, wie es sich ausdrückt in der

Demut.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätte sollen machen.

Aber wer so strenge gegen sich selbst ist, der wird die Flachheit und Schwäche Andrer natürlich auch nicht verkennen, und sich ganz in sich zurückziehen, und um die Menschen nicht zu hassen, Einsiedler werden, wie wir es finden in dem Dialog:

Probatum est.

A.
Man sagt: Sie sind ein Misanthrop!

B.
Die Menschen haff' ich nicht, Gott Lob!
Doch Menschenhaß er blies mich an,
Da hab' ich gleich dazu gethan.

A.
Wie hat sich's denn so bald gegeben?

B.
Als Einsiedler beschloß ich zu leben.

Sowie ihn also der Menschenhaß anbläst, d. h. sich in ihm regt, wird er, um ihn im Keime zu ersticken, die menschliche Gesellschaft fliehen. Oder — er wird es auch, wenn er ein ganzer Mensch ist, in der Einsamkeit nicht lange aushalten und mit einem Fluch, dennoch mit echt-menschlichem Gefühle zurückkehren.

Hypochonder.

Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor,
Will niemand weiter sehen;
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh' ich ein Menschengesicht
So hab' ich's wieder lieb.

Eine so schöne Empfindung wie die in den beiden letzten Versen kann freilich die Rückkehr des Mißbehagens nicht ganz ausschließen und er mag auch auf sich noch oft anwenden, was Göthe sagt von der

Gesellschaft.

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie seid ihr zufrieden gewesen?
„Wären's Bücher, sagt' er, ich würd' sie nicht lesen.

Dennoch wird er im Ganzen duldsam werden, und die Menschen nicht mehr hassen, wenn's ihm zu arg wird, sich mit einem humoristischen Beispiel helfen, und sich endlich eine heitere Lebensphilosophie bilden, wie wir beides in folgendem Gedichtchen ausgedrückt finden:

Beispiel.

Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk' ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man sagt, sich täglich dreht,
Und jährlich so, wie jährlich geht.
Bin ich denn für was anders da? —
Ich folge der lieben Frau Mama.

Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich um's Vergangne nicht bekümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen;
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen.

In dieser Stimmung sind denn noch mehrere Verse in dieser Sammlung geschrieben, die keine Erklärung bedürfen, wie denn auch mehrere der letzten nicht aus dieser Absicht, sondern des Fadens wegen, an welchen ich sie angereiht habe, hier hinzugesetzt sind, und ich kann eben deßwegen nicht unterlassen noch drei hinzuzufügen, in welchen sich drei Hauptgedanken oder Folgen dieser Selbsterkenntniß und Erkenntniß und Duldung Andrer aussprechen.

Das Beste.

Wenn dir's im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du Beßres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Selbstgefühl.

Jeder ist doch auch ein Mensch!! —
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gesparet,
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen.
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth sich zeigen.

In dem ersten Gedichte zeigt sich der geistige Mensch, in dessen Innern und sowol in seinem Kopf als in seinem Herzen es

lebt und webt, der die Begeisterung zu Zeiten fühlt und sie dann nicht, wie es in einem andern Gedicht dieser Sammlung heißt, „wie Heringswaare einpökelt auf einige Jahre", sondern sie wie eine Auster frisch genießt, und dieses innre Leben für das Beste hält, was es gibt. Sehr launig und zugleich wahr sind die beiden letzten Zeilen: das Schwirren im Herzen ist die Liebe, das Schwirren im Kopf ist der Irrthum; daher zieht er das Leben, den Genuß, Liebe, Freundschaft, Geselligkeit dem einsamen wissenschaftlichen oder künstlerischen geistigen Leben vor, und so erblicken wir in dem zweiten Gedichte den Menschen unter den Menschen, den Geselligen, Heiteren, denn die Gesellschaft ist durchaus fröhlich, wie Novalis sagt, oder wird es wenigstens sein, wenn man den heitern Mann zum Gast wählt und als Wirth selbst heiter ist, und lieber sich selbst zum Besten hat und haben läßt als den Gast, wie dieser es freilich gegenseitig thut. Daraus geht denn das schöne menschliche Gefühl hervor, daß einer vor dem andern nicht zu viel voraus hat, daß die Natur ihn nicht vernachläßigte, daß jeder bei dem Antheil an Freude und Leid, den er empfangen hat, seine sittliche Kraft im Tragen üben kann, (tragen gilt auch von der Lust, und die Alten meinten wol nicht mit Unrecht, daß das Glück schwerer zu tragen sei als das Unglück,) daß er ein Mensch ist, so gut wie der, dem die Natur etwas mehr Verstand oder Geld und Gut, oder Schönheit gegeben hat, und daß er mit den ihm zugetheilten Gaben und der Benutzung derselben sich ein angenehmes Selbstgefühl, Zufriedenheit und Lust an der Gegenwart in sich erwecken und bei sich dauerhaft machen kann. — Wie viel bist du von Andern unterschieden? — Ich kenne wenige so fromme und christliche, so menschliche und heitere Sprüche als diesen, und ich würde gern damit schließen, wenn ich mir nicht noch einen sehr sinnvollen und deßwegen mehr als die letzteren der Erklärung bedürfenden Sprüche übrig gelassen hätte.

Sprache.

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwerdt im Arsenal?
Greif milde drein; und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß' an zum Siege, Macht, das Schwerdt,
Und über Nachbarn Ruhm!

Worte, im Geist eines Sprachbildners, etwa eines Dante! Eine Sprache ist nicht von Natur reich oder arm, stark oder schwach, wenn gleich ein ursprünglicher Unterschied unter den verschiedenen Sprachen hierin Statt finden mag. Jede Sprache ist ein Gewächs, das frisches Leben hat, es kommt nur auf die Pflege und Bildung an, und besonders, wann ihr diese zu Theil wird, ob in früherer Zeit, wo die Pflanze noch biegsam und saftvoll ist, oder in späterer, wo sie sich nicht mehr bedeutend biegen und ziehen läßt. In unserm Gedichte wird die Sprache mit einer Urne und einem Schwerdte verglichen als Bildern des Reichthums und der Macht. Aber die Urne, wenn sie auch voll Goldes und Diamanten wäre, ist nicht reich, so lange sie im Schooß der Erde ruht, nämlich sie ist für keinen reich, macht keinen reich, wie Horaz sagt, nullus argento color est avaris abdito terris, blind ist das Silber, blind das Gold in geizger Erde tiefem Bauch; das Schwerdt ist machtlos, so lang' es ungebraucht im Arsenal hängt. Daher greif milde drein, in die Urne, und freundlich Glück, Reichthum, fließt, Gottheit, von dir aus, von der Urne. Gottheit heißt sie, weil die Urne meistens zu heiligem Gebrauche, zur Aufbewahrung der Asche geliebter Todten oder zum Denkmal dient. Bei dieser Erklärung wäre die Anrede doppelt oder verändert, denn greif wäre an den Menschen gerichtet und Gottheit an die Urne. Besser ist es wol schon die erste Anrede greif als an die Gottheit gerichtet zu verstehen. Gottheit wäre dann der Mensch, so fern er ein Sprachkünstler ist und zwar mit Milde die Sprache zu bilden und zu bereichern weiß. Diese Erklärung paßt auch zu den beiden letzten Zeilen. Hier ist die Macht angeredet, das heißt der Sprachkünstler, sofern er die Sprache mit Kraft und Kühnheit handhabt. Letzteres findet besonders in den ersten Zeiten der Sprachbildung Statt, ersteres in den späteren Zeiten. Luther faßte die deutsche Sprache mit Macht an und gebrauchte sie wie ein Schwerdt, Göthe greift milde in die Urne des deutschen Sprachschatzes. Die letzte Zeile macht grammatische Schwierigkeit. Ruhm ließe sich allenfalls zu dem vorigen Satze beziehen: freundlich Glück und Ruhm über Nachbarn fließt von dir, Gottheit, göttlicher Sprachbildner aus, und dieß hätte etwas für sich, weil die Sätze dann gleichartig gebildet wären, nämlich ein Aufruf mit einer Folge: greif milde drein, und freundlich Glück wird dir

zu Theil werden; fass' an zum Siege, und du wirst Ruhm über die Nachbarn davon tragen (deine Sprache wird die Sprachen der Nachbarvölker übertreffen). Aber bei näherer Betrachtung scheint dieß doch verwerflich, wenigstens ist es nicht zu vereinigen mit der als richtiger vorgezogenen Erklärung der Gottheit, als Bezeichnung des milden Sprachkünstlers. Diesem kann auch der Ruhm weniger zugeschrieben und zu Theil werden, als dem mächtigen Bildner. Daher glaube ich, daß diese überdieß etwas gewaltsame Verbindung nicht zu machen ist, sondern daß die beiden letzten Zeilen nur Aufruf sind und daß es heißt: fass' an zum Siege und zum Ruhm, wenn man nicht etwa die noch kühnere aber doch vielleicht nicht zu kühne Auslassung zugeben wollte: fass' an zum Siege, Macht, das Schwerdt, und Ruhm über Nachbarn wird von dir, o Macht, ausgehen, so daß man den allgemeinen Sinn des vorigen, fließt von dir aus, hieher zöge, aber mit der Anrede an Macht verbände. — Der Ruhm, den eine Sprache über die andre davonträgt, ist mit Recht als das Kennzeichen ihrer hohen Bildung mit Nachdruck als Schlußstein oder Spitze des Sinngedichts erwähnt; aber eine nicht zu übersehende Freiheit liegt wol darinn, daß er diese kraftvolle Behandlung nur als Macht, die milde dagegen als Gottheit bezeichnet und daher der letzten den Vorrang gibt und zwar auch dadurch, daß er ihr freundliches Glück zugesellt, der Macht aber nur den Sieg und Ruhm nicht einmal zugesellt, sondern sie nur dazu auffordert; denn die gewaltige Behandlung der Sprache wird oft gewaltsam und tyrannisch, so daß der starke innre Trieb oder der Genius der Sprache sich dem Zwange entgegensetzt und das seinem Wesen Widersprechende, ihm Unerträgliche wieder von sich wirft und seine Naturkraft geltend macht. Dergleichen haben die milden Bildner der Sprache nicht zu fürchten, denn sie haben ein leises Gefühl für die Eigenthümlichkeit der Sprache, sie überspringen die Stufen nicht, welche man der Sprache zu ihrer Vervollkommnung gönnen muß, und so bringen sie ihr freundlich Glück und sind die Schutzgötter der Sprache: und wer sollten diese anders sein als die Dichter? So mag denn Göthe sich diese Worte wol selbst zugerufen und sich Muth eingesprochen haben, zumal da er von der deutschen Sprache eben nicht zuviel hält oder hielt, wie wir aus seinem Distichon wissen:

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nur Leben und Kunst.

Diese Verse widersprechen unserm Gedichte zwar nicht, aber erklären doch die deutsche Sprache für den schlechtesten Kunststoff, wenigstens in Vergleich mit den Stoffen der übrigen Künste, nicht eigentlich in Vergleich mit andern Sprachen, und so läge denn nur darinn, daß das Wort oder die Sprache das unvollkommenste Mittel des Ausdrucks für die Kunst, und die Poesie die schwierigste und unbelohnendste unter allen Künsten sei. Aber die Ausnennung der deutschen Sprache wirft doch ein übles Licht auf sie, gleichsam als stelle sich in ihr das Unzureichende und Unvollkommne dieses Stoffes am auffallendsten dar. Welchen Rang nun die Sprache als Darstellungsmittel für die Kunst habe, wollen wir hier nicht untersuchen, ob sie gleich schwerlich den untersten Platz einnehmen dürfte; aber daß Göthe sein Urtheil über die deutsche Sprache zurücknehmen oder abändern werde, oder daß er es überhaupt nicht so ernsthaft gemeint habe, läßt sich mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen. Denn der Wortreichthum, die Bildsamkeit und das frische Leben der deutschen Sprache ist anerkannt und wiegt die übrigen Fehler, z. B. die Rauhheit, vollkommen auf. Göthe selbst beweist die Herrlichkeit unsrer Sprache fast vor allen andern durch seine Schriften, und er hat vorzugsweise den Vorwurf der Rauhheit und Undeutlichkeit zu vermeiden gewußt, weßhalb jene Verse mehr als ein Ausdruck der Bescheidenheit zu nehmen sind. Welch ein hohes Selbstgefühl die Deutschen von ihrer Sprache gegenwärtig haben, ist bekannt, und es ist ein um so wahrhafteres und löblicheres, je unpartheiischer sie dabei zu Werke gehen, wie Kolbe in seinem bekannten Werke über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache. Aber wir finden es schon in früheren Zeiten, und ich theile zu dem Ende zwei kleine wenig bekannte Gedichte mit, die ich in einem Anhange zu Opitzens Gedichten gefunden habe:

Ueberreime an die teutsche Musa.

Nun, teutsche Musa, tritt herfür,
Laß kecklich deine Stimm' erklingen!

Warum wolltestu förchten dir
In deiner Muttersprach zu singen?
Meint man, Teütschland sei ohne Sinnen?
Soll dann der Griechen Pracht,
Oder die römisch Macht
Der Poeterei Kleinod allein gewinnen?
Isaac Habrecht, der Arznei Doktor.

An die Teutschen.

Ihr klagt, ihr habt vor euch noch einen schweren Berge
Zu steigen, bis ihr kommt zu des Luftpferds Herberge,
Und zu der Ewigen Gedächtniß güldnem Thron,
Auf dem bewahret liegt die edle Lorbeerkron;
Wohlan, wie daß ihr dann so still herniedersitzet
Und vor Teutschlandes Ehr mit auch ein wenig schwitzet.
Je weiter ist der Weg, je reicher ist der Lohn.
Ist dann der Weg gering, je größer ist eur Hohn.
Julius Wilhelm Zinkgreff.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wer will denn alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
Sind's Rosen, nun sie werden blühn.

Wie Göthe die Sammlung seiner Epigramme mit diesen Zeilen beschließt, so beschließe ich auch damit meine Erklärung, indem ich den erstern Aufruf wohl beherzige, da er recht eigentlich an den Erklärer gerichtet zu sein scheint. Ich gestehe aufrichtig, daß mir einige der kleinen Gedichte in dieser epigrammatischen Sammlung mehr oder weniger unverständlich geblieben sind, und ich vermuthe, daß es den meisten Lesern nicht besser gehen werde. Zu diesen gehören insbesondre: Neue Heilige, und Warnung. Das Räthsel in dieser Sammlung:

Ein Bruder ist's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich;
Jedoch erblickt man ihn nur selten
Fast wie ein eingeschobnes Kind:
Die Andern lassen ihn nur gelten
Da wo sie unvermögend sind. —

scheint mir weniger schwierig aufzulösen, als das andre in der an Personen betitelten Sammlung befindliche. Ich glaube aber nicht, daß der Schalttag gemeint sei, alsdann wäre das Räthsel zu leicht und wenig geistreich, sondern vielmehr das Genie. Doch wer will denn alles gleich ergründen! Wenigstens möchte die Aufgabe für einen zu schwierig sein. Möge denn meinen Beurtheilern auch noch einiges zu ergründen übrig bleiben, wie denn wahrscheinlich vieles zu tadeln vorhanden sein wird, am meisten an mir, an meiner Ergründung, wol auch an meinem Lobe und somit an dem Dichter selbst. Und möchten sie nur da, wo sie den Dichter tadelhaft zu finden und ihn zu übersehen glauben, mit jener Milde und Pietät zu Werke gehen, welche den Jüngeren und den Jüngern oder Schülern geziemt. Denn Schüler Göthe's sind wir doch allzumal, die wir auf Bildung Anspruch machen, hohen geistigen Genuß verdanken wir ihm Alle. Nicht Alles freilich, was er schuf, hat gleichen Werth, und wie wäre dieß möglich? Mag auch manches von geringem Werth sein! Sehr Weniges dergleichen möchte sich dennoch finden. Quandoque bonus dormitat Homerus. Wie humoristisch hat er dieß in den letzten Zeilen selbst gesagt! Hier hilft nun weiter kein Bemühn! Sind's Rosen, nun sie werden blühn. Denn diese sind offenbar ein Urtheil über sich selbst, wenigstens über diese Epigramme. — In der Schneidercourage sehe ich freilich auch nicht tiefen Sinnes heitre Wendung, aber es ist ein Gedichtchen, welches, wenn es nach Zelter's Melodie gut vorgetragen wird, jedesmal Lachen erregt, und — das ist genug. Bei manchen andern unverständlichen Gedichten wollen wir aber denken: sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

So schließe ich denn mit dem lebhaften Gefühl der Freude, welche mir die Beschäftigung mit unserm größten Dichter gewährt hat. Denn ich möchte mit Nachahmung eines griechischen Gedichtchens ausrufen:

Dichter sein ist das erste;
Aber das zweite Dichter verstehen und lieben.

Bayerische Staatsbibliothek München

Obermeier
8303

Obermeier
8303 Rottenb

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kannegießer, Karl Ludwig,

Vorträge über eine Auswahl von Göthe's Gedichten

Breslau 1835

P.o.germ. 489 uc
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109247-6